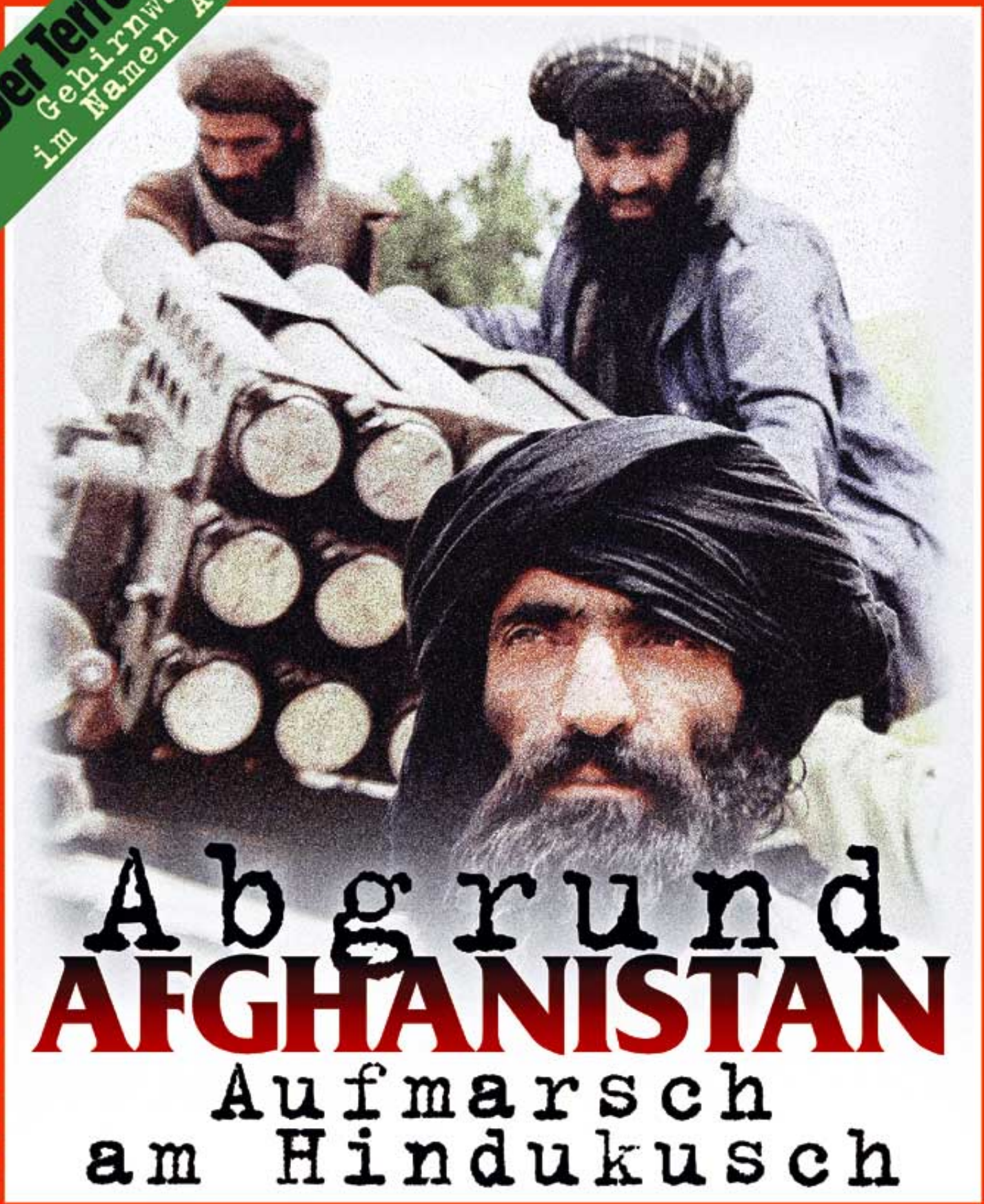
DER SPIEGEL

Nr. 40/1.10.01 · 5,50 DM

4 390700 705500 40

Der Terrorauftrag

Gehirnwäsche im Namen Allahs



Abgrund AFGHANISTAN

Aufmarsch am Hindukusch

www.spiegel.de

Werbeseite

Werbeseite

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Hausmitteilung

1. Oktober 2001 **Betr.: Titel, Flüchtlinge, Serie**

Die Terroranschläge in den USA und deren Folgen beherrschen auch drei Wochen danach die aktuelle Berichterstattung. SPIEGEL-Reporter beobachten am Hindukusch den Aufmarsch der US-Militärmacht, beschreiben die weltweiten politischen Auswirkungen und recherchieren im In- und Ausland die Spuren der Selbstmordattentäter und deren Hintermänner. So liegen dem SPIEGEL jetzt Dokumente vor, die Einblicke in Gedanken und Glaubenswelt der Terroristen gewähren: das Testament des mutmaßlichen Selbstmordpiloten Mohammed Atta sowie ein Verhaltenskodex samt konkreten Handlungsanweisungen für Gotteskrieger, die mit einer Flugzeugentführung den Märtyrertod suchen: „Schlag sehr hart in das Genick“ (Seite 152).

Auf die in Afghanistan herrschenden Taliban steigt der Druck indessen weiter, und immer mehr Menschen versuchen aus Angst vor Hunger und Krieg das Land zu verlassen.

SINARTUS SOSRODJOJO / ZUMA PRESS

Fichtner, afghanische Flüchtlinge auf Nauru

Vielen war schon vor der gegenwärtigen Eskalation das Leben im Gottesstaat der Taliban unerträglich: 433 Flüchtlinge gerieten Ende August vor der australischen Küste in Seenot. Kurze Zeit bewegte ihr Schicksal die Weltöffentlichkeit, weil Australien sie nicht ins Land lassen wollte. Eine wochenlange Odyssee begann, die nun auf dem erbärmlichen Eiland Nauru im Südpazifik ihr Ende fand.

SPIEGEL-Reporter Ullrich Fichtner, 36, war vor Ort, als die afghanischen Flüchtlinge an Land gingen. „Von den Terroraktionen im fernen New York und der bedrohlichen Entwicklung in ihrer Heimat hatten sie noch nichts gehört“, so Fichtner, „viele erfuhren erst im Gespräch mit mir davon“ (Seite 112).

Mit einem Plädoyer des maßgeblich am demokratischen Umbruch der DDR beteiligten Theologen Richard Schröder, 57, für ein entkrampftes Selbstwertgefühl der Deutschen geht in diesem Heft die SPIEGEL-Serie „Die Gegenwart der Vergangenheit – Hitlers langer Schatten“ zu Ende (Seite 138). Seit Anfang Mai hat eine Schar international renommierter Autoren in 22 Folgen die dunkelste Epoche deutscher Geschichte im Licht neuester Erkenntnisse beschrieben und analysiert, wie das verhängnisvolle Erbe des Dritten Reichs bis heute das Denken und Handeln der Deutschen prägt und belastet. Die Reaktion der Leser war überwältigend: „Wir bekamen knapp 800 Briefe, aber auch Tagebücher und Fotos“, sagt SPIEGEL-Redakteur Stephan Burgdorff, 56. So meldete sich nach dem Bericht über den Feldzug der Wehrmacht gegen die Sowjetunion (SPIEGEL 26/2001) ein Leser mit dem Hinweis, er sei Fahrer des auf dem Titelbild gezeigten Schützenpanzerwagens gewesen: „Gut erinnere ich mich daran, wie ich den Wagen ein ganzes Stück für den Fotografen zurücksetzen musste, um das brennende Haus rechts mit ins Bild zu bekommen.“ Ein großer Teil der Serie ist nun in einem SPIEGEL special zusammengefasst mit zusätzlichen, bislang unbekannten Fotos. Das SPIEGEL special ist ab dem 4. Oktober im Handel und kostet 9,80 Mark.

SPIEGEL 26/2001

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

In diesem Heft

Deutschland

Panorama: Katastrophenschutz kaputtgespart? / Eichels Milliardendefizit 18
Koalition: Das rot-grüne Bündnis hält – vorerst ... 22
Interview mit Umweltminister Jürgen Trittin über die Schwäche der Grünen 24
Fahnder: Bin-Laden-Netz profitierte von deutschen Gesetzeslücken 27
Extremisten: Die undurchsichtigen Finanzverbindungen der Islamisten-Organisation Milli Görüş 46
Terrorismus: Hessischer Verfassungsschutz versagt bei der Beobachtung brutaler Gotteskrieger 52
Luftsicherheit: „Sky Marshals“ für Lufthansa-Flüge 56
Parteien: PDS-Chefin Zimmer entpuppt sich als Fehlbesetzung 60
Justiz: SPIEGEL-Gespräch mit Präsidentin Jutta Limbach über die politische Macht des Bundesverfassungsgerichts 62
Entführungen: Wie dem Deutschen Thomas Künzel die Flucht aus den Händen der kolumbianischen Farc-Rebellen gelang 71
Bundeswehr: Verteidigungsminister Rudolf Scharping demontiert sich weiter 73
Hamburg: Kommt der „Bürgerblock“ an die Macht? 74

Wirtschaft

Trends: Sachsens Wirtschaftsminister Kajo Schommer für mehr Billigjobs / Geheimgespräche zwischen Consors und Comdirect 79
Geld: Die Aktien der Wasserkonzerne / Fondsangebot für Risikoscheue 80
Banken: Topmanager auf Terroristenjagd 82
Arbeitsplätze: Das deutsche Nachbeben 88
Chipindustrie: Infineon bald zahlungsunfähig? ... 92
Globalisierung: Interview mit Goldman-Sachs-Chef Henry Paulson über Terror, Patriotismus und die Weltwirtschaft 94
Medienkonzerne: Danièle Thoma, Ex-Gattin des Ex-RTL-Chefs, rechnet ab 98

Medien

Trends: „Bild am Sonntag“-Autor Peter Hahne beim Schummeln erwischt / Sabine Christiansen demnächst TV-Produzentin? 101
Fernsehen: Vorschau 102
Comedy: Die deutsche Spaßgesellschaft in Zeiten der Krise 104
Reporter: Interview mit CNN-Star Christiane Amanpour über ihren Einsatz in Pakistan 106
TV-Stars: Moderatoren-Studie des SWR 107

Gesellschaft

Szene: Litfaßsäulen jetzt multimedial / Buch über die Mode-Dynastie Gucci / Patienten begutachten Ärzte im Internet 109
Flüchtlinge: Warum 433 Schiffbrüchige aus Afghanistan auf der Pazifikinsel Nauru landeten 112
Shows: New Yorks Broadway vor dem Kollaps ... 120
Ortstermin: Seit 46 Monaten verhandelt das Berliner Landgericht den Terroranschlag auf die Discothek „La Belle“ 129

Sport

Fußball: Sebastian Deisler will kein Teenie-Idol mehr sein 130
Boxen: Wie ein Einzelgänger das Kartell der Manager ausgehebelt hat 134

Serie: Die Gegenwart der Vergangenheit

Richard Schröder über die Deutschen und ihre Nation – Plädoyer für ein entkrampftes Selbstwertgefühl 138

Rot-grüne Harmonie?

Seiten 22, 24

MARCO URBAN

Große Koalition? Neuwahlen? Die rot-grüne Regierung will von diesen Krisenszenarien drei Wochen nach den schockierenden Angriffen auf die USA nichts mehr wissen. Das Berliner Bündnis beruht vor allem auf dem Vertrauen zwischen den Anführern Schröder und Fischer. Kritische Grüne wie Umweltminister Jürgen Trittin fordern, dass die kleine Regierungspartei ein Jahr vor der Bundestagswahl ihr Profil schärft: „Wir müssen ein pluraleres Bild abgeben.“

Partner Fischer, Schröder

LANGBEHN / ACTION PRESS

Rechtsruck in Hamburg

Seite 74

CDU-Mann Beust will mit Hilfe des Rechtspopulisten Schill Hamburger Bürgermeister werden, obwohl Schill der Union bundesweit Konkurrenz zu machen droht. Beim Partner FDP regt sich allerdings starker Widerspruch gegen den geplanten „Bürgerblock“.

Wahlsieger Schill

Die Entlassungswelle rollt

Seite 88

Rezessionsangst in Deutschland: Unternehmen revidieren ihre Geschäftsprognosen nach unten, viele treten kraftvoll auf die Bremse. Sie stoppen geplante Investitionen, verordnen Kurzarbeit und streichen Tausende Arbeitsplätze. Die Firmen rechtfertigen die harten Schnitte mit der unsicheren Lage nach den Terroranschlägen – einige Firmenchefs fordern sogar ein milliardenschweres Konjunkturprogramm.

Endzeitstimmung am Broadway

Seite 120

Schauspieler verzichten auf Gage, Zuschauer bleiben zu Hause, Musicals müssen schließen – am Broadway geht die Angst um. Touristen und New Yorker Bürger fürchten neue Terrorattacken und meiden die Theater der Metropole.

Broadway-Musical „Kiss Me, Kate“

JOAN MARCUS

Amerikanische Flugzeugträger-Staffel, Taliban, Pentagon-Chef Rumsfeld

US NAVY / AP (O.); ZAHEERUDDIN ABDULLAH / AP (U. L.); HEESOON YIM / AP (U. R.)

Die Taliban im Fadenkreuz

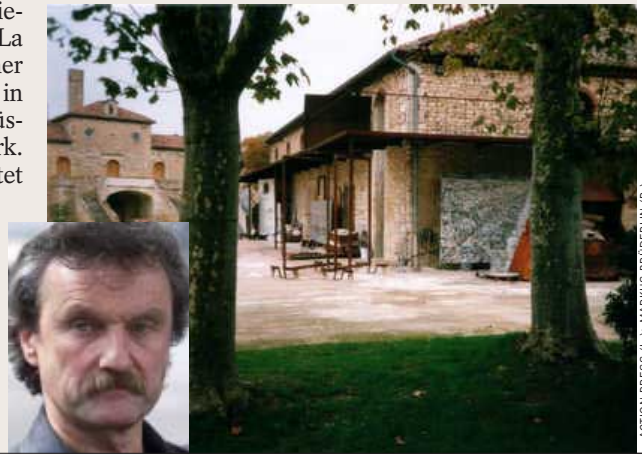
US-Kampfflugzeuge haben Afghanistan ins Visier genommen: Die Jagd auf den Chefterroristen Osama Bin Laden soll mit Luftschlägen gegen seine frommen Helfer beginnen – Angriffe, die das Ende der Taliban-Herrschaft am Hindukusch einleiten könnten. Erste Kommandoeinheiten, die herausfinden sollen, wo der Drahtzieher sich aufhält, sind offenbar bereits in den Gottesstaat eingedrungen. In der Hinterlassenschaft der nicht weniger frommen Massenmörder von New York und Washington fanden US-Fahnder religiöse Ratschläge, die ihnen das Selbstmordattentat erleichtern sollten. Ermittlungen gegen deren Hintermänner brachten allerdings einen peinlichen Befund ans Licht: Deutsches Recht schützte das Bin-Laden-Netz.

Anselm Kiefers Kunstfabrik

Seite 222

Der Malerstar Anselm Kiefer verwandelt seit 1993 La Ribaute, das Gelände einer stillgelegten Seidenfabrik in Südfrankreich, in ein düsteres Landschaftskunstwerk. In einem Groß-Essay deutet es Schriftsteller Christoph Ransmayr als gewaltige „Projektion aus den Tiefen unseres Bewusstseins“.

Ransmayr, Kiefer-Domizil La Ribaute



ACTION PRESS (L.); MARKUS BRÜDERLIN (R.)

Titel

Terrorismus: Massenmord nach Dienstanweisung 30
Das Testament des Terrorpiloten Mohammed Atta .. 32
Wie ein Flugzeugentführer den Märtyrertod finden soll 36
Attentäter: Die Angehörigen der Terroristen stricken an Legenden 40
Afghanistan: Aufmarsch am Hindukusch 152
Die Fluchtwelle schwillt an 158
Deutscher Helfer schildert die katastrophale medizinische Versorgung Afghanistans 167
Europäische Union: Feuerprobe für gemeinsame Sicherheitspolitik 164
Pakistan: Rochaden in Islamabad 166
USA: Bush-Berater Brent Scowcroft über die Jagd auf Bin Laden 170
Saudi-Arabien: Brutstätte des Terrors 174
Nahost: Das Netz der Untergrundkämpfer 178
Interview mit der einstigen Luftpiratin Leila Chalid über Terrorismus und Amerikas Aufmarsch 184

Ausland

Panorama: Amoklauf im Kantonsparlament / Unsicherheit nach Wahlsieg der Linken in Polen ... 149
Großbritannien: Blair profiliert sich als Falke 186
Russland: Familiendoktoren sollen das todkranke Gesundheitswesen kurieren 188
Frankreich: Ehrenschuld aus dem Kolonialkrieg in Algerien 192

Wissenschaft · Technik

Prisma: Spiegel für gelangweilte Pferde / Ursprung der Schokoladensucht im Hirn entdeckt 195
Ingenieurskunst: In Berlin soll das größte Technikmuseum der Welt entstehen 198
Rückführung deutscher Oldtimer-Flugzeuge aus Polen? 200
Computer: Lauschangriff auf Terroristen 202
Medizin: Magersucht auch unter jungen Männern 208
Raumfahrt: Privathotel im Orbit 215

Kultur

Szene: Zynische Filme weniger gefragt / Christie's-Geschäftsführer Andreas Rumbler zum Auktionsklima nach den Terroranschlägen 219
Autoren: Christoph Ransmayr über ein Landschaftskunstwerk von Anselm Kiefer 222
Legenden: Interview mit Leonard Cohen über seine Melancholie und seine neuen Lieder 232
Hauptstadt: Der Arzt Peter Mussbach will die marode Berliner Staatsoper erneuern 236
Bestseller 238
Maler: Interview mit der Picasso-Enkelin Marina über die Marotten ihres Großvaters 240
Film: Cate Blanchett brilliert in dem Thriller „The Gift“ 243

Briefe 8
Impressum 244
Leserservice 244
Chronik 245
Register 246
Personalien 248
Hohlspiegel/Rückspiegel 250

TITELBILD: Foto AP

SPIEGEL-Titel 38/2001

„So sehr wie bei dieser universellen Tragödie habe ich mir noch nie gewünscht, dass es tatsächlich einen Gott gibt, besser zwei, idealerweise drei, die uns von den Gläubigen befreien, die aufs Morden, auf Rache oder auf Selbstjustiz setzen."

G. Lanzillotta aus Düsseldorf zum Titel „Der Terror-Angriff: Krieg im 21. Jahrhundert"

Neue Dimension des Bösen

Nr. 38/2001, Titel:
Der Terror-Angriff: Krieg im 21. Jahrhundert

Den Schmerz der Betroffenen und Hinterbliebenen kann ich nur zu gut verstehen, die unvermeidlich entstehende Verzweiflung und Wut der getroffenen Nation natürlich ebenso. Ich trauere aufrichtig mit dem amerikanischen Volk. Aber die unschuldigen Opfer des als Terroristen ausgemachten Osama Bin Laden aus der Zeit, als er sein grausames Handwerk noch in den Dienst der CIA stellte, tun mir nicht weniger Leid. Moral ist weder beliebig noch teilbar.

Heringen (Hessen) — Hans Ries

Gegen Terror hilft kein militärischer Kreuzzug, kein Raketenabwehr-System und kein rhetorischer Krieg. Gegen Terror hilft nur eine weltweite, auf lange Zeiträume gerichtete Politik des Ausgleichs der Lebensstandards, der Offenheit für die Kulturen der Welt, eine umfassende Kooperation und letztlich der Verzicht auf die globale Vorherrschaft des amerikanisch-okzidentalen Weltmodells.

Berlin — Prof. Dr. Uwe Hinrichs

Vielen Dank für die Vorverlegung des Ausgabedatums. Ich wagte anlässlich des Medienaufschreis gar nicht zu hoffen, vor nächsten Montag an verlässlich recherchierte Informationen zu den Vorfällen zu gelangen.

Norderstedt (Schlesw.-Holst.) — Carsten Riggelsen

Seit dem 11. September sollte allen klar sein, dass der Terrorismus die gesamte friedlich gesinnte Staatengemeinschaft bedroht. Bomben und Raketen, die zu allererst wieder unschuldige Zivilisten töten, sind der beste Weg, den Krieg gegen den internationalen Terrorismus langfristig zu verlieren.

Frankfurt am Main — Ulrich Flaig

Wer die Zukunft erkennen will, erforsche die Vergangenheit. 14. Oktober 1806: Preußen glaubt sich unverwundbar. Doch bei Jena und Auerstedt vernichtet Napoleon die preußische Armee. Für das alte Kriegsbild fällt der Vorhang. Dem nationalen Massenheer der Revolution sind die Söldnertruppen absoluter Monarchien nicht gewachsen. 11. September 2001: Amerika glaubt sich unverwundbar. Doch in New York und Washington fallen Tausende einer Hand voll Terroristen zum Opfer. Für das alte Kriegsbild fällt der Vorhang. Dem Terror nichtstaatlicher Banden sind die hochgerüsteten Streitkräfte des Nationalstaats nicht gewachsen. Scharping verteilt rhetorisches Valium. Gut gemeint, doch Valium trübt den Blick. Natürlich führen wir Krieg. Wenn wir seine neuen Regeln nicht schnell begreifen, werden wir ihn verlieren.

Göttingen — Olaf Jessen

Eine neue Dimension dessen, was der Mensch dem Menschen an Bösem anzutun vermag. Das erste große Erschrecken des 21. Jahrhunderts.

Bonn — Dietrich Steinwede

Lasst uns den Amerikanern dabei helfen – mit kühlem Kopf, Differenzierung und strategisch überlegtem Handeln –, die Verantwortlichen samt ihren tatsächlichen, geistigen und geistlichen Helfershelfern zur Rechenschaft zu ziehen. Wer jetzt immer noch abwiegeln und herumtaktieren will, macht sich für dieses zivilisatorische Desaster mit verantwortlich.

Nienburg (Nieders.) — F. Gratenau

CHRIS HONDROS / GETTY IMAGES

Aufräumarbeiten am zerstörten World Trade Center: *Niemand kann sicher sein*

In der Vergangenheit haben die USA Milliarden ausgegeben, um sich Feinde zu schaffen. Jetzt stellen sie Milliarden bereit, diese Feinde zu bekämpfen. Werden die Amerikaner je aus ihren Fehlern lernen? Man kann nur hoffen, dass die Amerikaner erst einmal nachdenken, ehe sie Bomben

Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL vom 3. Oktober 1951

Diskussion um gesamtdeutsche Wahlen Sowjets verhandlungsbereit, Adenauer voller Unbehagen. **Debatte um Bundeswirtschaftsrat** SPD trumpft mit Konzept auf. **„Bundeszentrale für Heimatdienst" soll westdeutsche Regierungspropaganda liefern** Politisch indifferente Bundesbürger sollen für die neue Demokratie erwärmt werden. **Sowjetpolitik im Wandel** Verfall der alten Lehre, nur Stalin gilt noch. **Revolution im Schulbau** Bannstrahl gegen Katheder, Schulbank und schwarze Wandtafel. **Porträt eines Spions** Dr. Richard Sorge.
Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter **www.spiegel.de**

Titel: Schauspielerin Ingrid Andree

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

werfen. Europa sollte mit einer uneingeschränkten Solidarität mit den USA vorsichtig sein.

Kaitaia (Neuseeland) Gerard Boekel

Ich bin total entsetzt über die Anschläge, aber noch mehr über die Reaktionen der westlichen Welt, wie diese nun eine Kriegspropaganda vorantreibt, um Legitimation für Vergeltungsanschläge gegen ein total verarmtes Land zu erreichen, in dem Kinder nicht einmal genug Wasser und Nahrung haben.

Frankfurt am Main Chang-Hun Jo

Ihr Brasilienkorrespondent arbeitet in seinem Beitrag „Stimmung gegen den Cowboy“ mit einer Fülle von Zitaten, die so oder ähnlich in den letzten Tagen weltweit zu hören waren. Einmalig erscheint dabei allerdings der Versuch, den Eindruck zu erwecken, ein ganzes Volk empfinde „klammheimliche Freude“ über die Terroranschläge in den USA. Diese Darstellung sehe ich als Angriff auf die Ehre des brasilianischen Volkes, dem der Autor – auch wenn alles für das Gegenteil spricht – sogar den „Ausstieg aus der gemeinsamen Trauerarbeit“ nachsagt. Brasilien (und ganz Lateinamerika) so in die Nähe von Sympathisanten der Terroristen zu rücken stellt ein gewagtes Unterfangen dar, aus dem niemand unbeschadet hervorgehen wird und das wohl in erster Linie den Autor selbst diskreditiert.

Berlin Luís Fernando de Andrade Serra Gesandter; Brasilianische Botschaft

Vielen Dank für den Beitrag „Stimmung gegen den Cowboy“. Er beschreibt sehr gut den Zwiespalt, den ich empfinde und viele meiner Landsleute auch. Natürlich sind wir alle voller „Anteilnahme für die Opfer“ dieses schrecklichen Verbrechens, wie es in dem Artikel heißt. Auf der anderen Seite habe ich große Vorbehalte gegen die Politik der USA, die besonders hier in Lateinamerika in der Vergangenheit schlimme Folgen hatte. Wir müssen alle gemeinsam den Terrorismus bekämpfen, dem schließlich auch Brasilianer zum Opfer gefallen sind. Aber wir müssen vermeiden, dass es weitere unschuldige Opfer gibt.

Rio de Janeiro Dr. Sérvulo Monteiro Resende

Trotz des Schreckens und des großen Unverständnisses in Anbetracht der Ereignisse vom 11. September: Wann gedenken wir in Gottesdiensten der Tausenden unschuldigen Opfer der afrikanischen Bürgerkriege, an denen die „zivilisierte“ Welt nicht unschuldig ist? Wann gedenken wir in etlichen Schweigeminuten der etwa 3000 unschuldigen Opfer des blutigen, von den Amerikanern unterstützten Putsches in Chile vom 11. September 1973?

Aachen Martin Hellwig

SAID MOHAMMAD AZAM / AFP / DPA

Taliban-Kämpfer in Afghanistan: *Zivilisatorisches Desaster*

Als langjähriger treuer SPIEGEL-Leser möchte ich Ihnen für die Titelblatt-Gestaltung der Ausgabe 38 mein Kompliment aussprechen. Wo andere Blätter billige Effekthascherei betreiben, heben Sie sich wieder mal wohltuend vom Rest ab. Mit Schlichtheit und einer unspektakulären Überschrift gelingt es Ihnen, dieses schreckliche Ereignis einzufangen.

Oberwil (Schweiz) Roger Tschudin

Gratuliere nicht nur zu dem sachlich-seriös aufgemachten Titel, sondern auch zum ausgewogenen Inhalt. Ich hatte eigentlich nichts anderes erwartet.

Jávea (Spanien) Volker Bredenberg

Ganz und gar unnötig war es, den Blick der Zuschauer auf jene zuzulassen, die sich im Angesicht des Todes nur noch aus dem Fenster stürzen konnten. Nicht nur, dass dies mit journalistischer Aufklärung auch nicht das Allergeringste zu tun hat, dass dies den Schock über das Gesehene zusätzlich bis ins Unerträgliche aufbläht, es entwürdigt und entblößt zudem das Schicksal dieser Menschen, samt aller potenziellen Angehörigen, auf schändlichste Weise.

Stuttgart Lars Gewehr

Die neuesten terroristischen Angriffe in den USA haben uns alle zutiefst erschüttert. Terrorismus – gleich welcher Art – ist illegitim! Auch wenn vermutlich islamische Extremisten hinter diesen furchtbaren Anschlägen in New York und Washington ste-

hen, so steht jedoch keinesfalls der Islam oder gar die Mehrheit der Muslime hinter diesen Anschlägen, genauso wenig wie die katholische oder protestantische Kirche hinter den Anschlägen in Nordirland, im Baskenland und anderswo steht. Leider häufen sich zur Zeit Pauschalurteile, die den Islam und die Muslime für die Terrorattacken verantwortlich machen. Aus diesem Grund rufen wir zur starken Differenzierung zwischen den Terroristen auf der einen sowie den Muslimen und dem Islam auf der anderen Seite auf. Wir verurteilen jeden Terrorismus und bekunden den Opfern, deren Angehörigen sowie allen weiteren Beteiligten unsere absolute Anteilnahme und beten für eine friedlichere Welt, in der Terrorismus und willkürliche Gewalt unbekannt sein werden.

Clausthal-Zellerfeld (Nieders.)

Kinan Darwisch
Islamische Studentengemeinschaft
an der TU Clausthal

Als ich am Samstag die erste Seite des SPIEGEL aufgeschlagen hatte, empfand ich Dankbarkeit, dass Ihren New-York-Korrespondenten nichts passiert ist. Wie sie und andere Menschen diesem Inferno überhaupt entkommen konnten – es müssen auch Schutzengel in der Stadt gewesen sein.

Frankfurt am Main Regina Nährlich

Der von Regierung wie Opposition gleichermaßen zelebrierte Nato-Treueschwur im Sinne eines gemeinsam zu führenden angeblichen Verteidigungskriegs wird potenzielle Selbstmord-Attentäter nicht einschüchtern. Wer überall auf der Welt die Rolle des Goliath zu spielen versucht, bewirkt damit, dass Fanatiker sich zur Rolle des David berufen fühlen. Gerade Weltherrscher-Allüren nach dem Motto „Wir

JEFF HAYNES / AFP / DPA

Bürgermeister Giuliani (r.), religiöse Führer*
Beten für eine friedlichere Welt

sind die Guten und werden das Böse auf der Welt mit Waffengewalt vernichten“ machen aus Muslims Islamisten, aus Islamisten Fanatiker und aus Fanatikern Attentäter.

Birkenfeld (Bad.-Württ.) Dr. Holger Schleip

* Bei der Trauerfeier am 23. September im New Yorker Yankee Stadion.

GARY C. KNAPP / AP

Ablegemanöver des Flugzeugträgers „USS Theodore Roosevelt“ am 19. September: *Aus Fehlern lernen*

Die Ereignisse in Amerika haben mich als Afghanin zutiefst erschüttert. Es sind bereits mehrere Tage vergangen, dennoch verblassen die Schreckensbilder nicht. Sie verfolgen mich bis in meine Träume und wecken tiefe Ängste in mir. In diesen Träumen sehe ich mich in der Rolle einer Verurteilten, die auf Grund ihrer Herkunft schuldig gesprochen wird. Diese Träume kommen nicht von ungefähr, Menschen, die nichts mit Terrorismus zu tun haben wurden in den letzten Tagen aufgrund ihrer Religion oder Herkunft bedroht. Jede Art von Fanatismus ist zu verdammen, ebenso wie blinder Hass und zügellose Wut. Der Schrei nach Vergeltung mag verständlich sein, die Unbekümmertheit um die afghanische Zivilbevölkerung nicht.

Köln — Nadia Kraam-Aulenbach

Kompliment, Herr Broder! Ihr Essay gehört all jenen Salon-Pazifisten zur Pflichtlektüre gemacht, die glauben, mit Lichterketten etwas gegen skrupellose und zu allem entschlossene Terroristen ausrichten zu können.

Mannheim — Johannes Disch

Der Kampf der Kulturen findet nur dann statt, wenn er durch pauschalisierenden und manipulierenden Massenmedien-Einsatz, wozu auch der Artikel „Nur nicht provozieren!“ zu zählen ist, gewollt und vorbereitet wird.

Göttingen — Margarete Menz

Henryk M. Broder spricht mir aus der Seele! Liberale Intellektuelle verharmlosen in der Tat häufig Terrorakte, die von Mitgliedern „anderer“ Kulturen verübt werden. Wenn wir versuchen, Terrorakte auf kultureller Ebene zu rechtfertigen, machen wir uns nur verletzbarer und schwächer in den Augen der Terroristen. Wir mögen von unserer eigenen Großherzigkeit und Einsicht beeindruckt sein – Terroristen sind es mit Sicherheit nicht.

Cambridge (Massachusetts) — Markus Mobius

Gewalt erzeugt Gegengewalt. Mehr nicht. Und wenn eine Atombombe gezündet wird, dann als Reaktion auf etwaige Terrorakte der USA. Angesichts dieser Bedrohung sollte man doch überlegen, ob ein Gegenschlag überhaupt etwas bringt, außer nur noch mehr Tote auf allen Seiten.

Stuttgart — Clemens Krainer

Als ich am Samstagnachmittag in Henryk M. Broders Artikel las: „Aber auch diese Akte werden ihre Apologeten finden“, hielt ich das für eine Überspitzung – bis zum Samstagabend. Da erklärte nämlich bereits im Fernsehen ein „Experte“, man dürfe nicht vergessen, dass der Westen immerhin den Stolz der islamischen Welt verletzt habe, und ein anderer wusste zu berichten, dass die Attentäter unter der ungerechten Verteilung von Arm und Reich in der Welt gelitten hätten … Hoffentlich bewahrheiten sich die anderen Prophezeiungen in Broders Artikel nicht auch so schnell.

Mulfingen (Bad.-Württ.) — Ulrich Hartmann

Ihr Artikel über die angebliche Verharmlosung des Terrors durch europäische Intellektuelle überrascht mich sehr. Die Pressebeiträge der letzten Tage berücksichtigen doch am wenigsten diejenigen, die ein besonnenes Handeln fordern, stacheln unterdessen Wut und Hass weiter an. Die britische Tageszeitung „Daily Mail“ beispielsweise verkündet auf dem Titelblatt ihrer Montagsausgabe: „At war for these children“ und zeigt das Foto von vierjährigen Zwillingen, die ihren Vater im WTC verloren haben. Wie viele afghanische Kinder müssen denn sterben, damit die beiden wieder glücklich werden?

Würzburg — Rainer Fortner

Von diesem sicherlich kontrovers diskutierten Artikel von Henryk M. Broder war ich sehr angetan. Es ist wohltuend, einmal etwas jenseits der „political correctness“ zu lesen. Danke dem Verfasser und Ihnen für diesen Mut!

Wunsiedel (Bayern) — Patricia Steinkirchner

Bei aller Trauer und Anteilnahme für die Toten des Terrors und ihre Angehörigen, die nicht nur aus Amerika, sondern aus zahlreichen Nationen stammen, wird nun offensichtlich die Trauer von den Parteien missbraucht. Die einen sind erfreut und begeistert, dass der Spendenskandal kein Thema mehr ist und spekulieren bereits auf eine Große Koalition. Die anderen frohlocken, dass sich das Thema Scharping erledigt hat und die undemokratische Disziplinierung einiger Abgeordneter keine Zeitungszeile mehr Wert ist. Die Grünen sind ohnehin nicht mehr für voll zu nehmen, weil sie als Lehensträger der SPD zum Vasall des Kanzlers wurden und ihre Geisteshaltung auf dem Altar der Macht geopfert haben. Und die Regierung nutzt die Trauer der Bevölkerung um unbeliebte Gesetze und Steuererhöhungen ohne großes Lamento voranzutreiben.

Siegen — Anton Hackhausen

Wir alle sind Opfer dieses fürchterlichen Anschlags geworden, denn seit dem 11. September ist klar, dass niemand mehr irgendwo und irgendwann auf unserem Planeten sicher sein kann. Terroristen, die logistisch und psychisch dazu in der Lage waren, unter Einsatz ihres Lebens das World Trade Center zu zerstören, werden sicherlich nicht zögern, mit Massenvernichtungswaffen noch viel schlimmere Terrorakte zu verüben.

Hamburg — Dr. Karsten Strey

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Adresse lautet: leserbriefe@spiegel.de

---

In der Heftmitte dieser SPIEGEL-Ausgabe befindet sich in einer Teilauflage ein vierseitiger Beihefter der Firma Calvin Klein, Wiesbaden. In einer Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe befinden sich Beilagen der Firmen Giordano, D'Alba, Spotlight, Planegg, und World Vision, Friedrichsdorf.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

THW

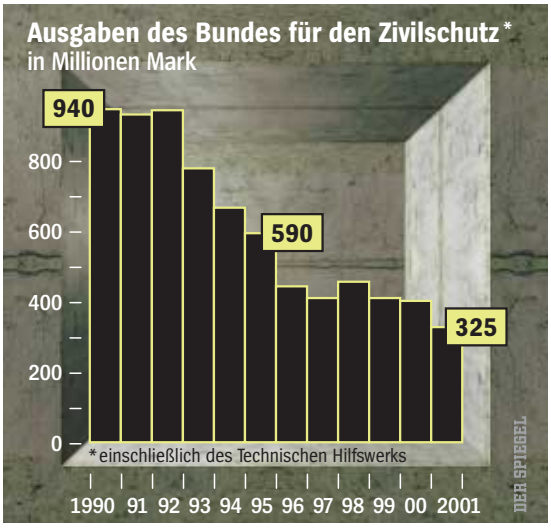
THW-Einsatz (beim Zugunglück in Brühl im Februar 2000)

KATASTROPHENSCHUTZ

Sparen auf Kosten der Sicherheit

Deutsche Katastrophenschützer attackieren die Bundesregierung. Denn auch nach den Anschlägen in den USA und trotz des gestiegenen Sicherheitsrisikos etwa für Atomkraftwerke in Deutschland soll weiter bei den Rettungsdiensten des Deutschen Roten Kreuzes, den Feuerwehren und dem Technischen Hilfswerk gespart werden. Nach einem unveröffentlichen Beschluss des Arbeitskreises Katastrophenschutz der Innenministerkonferenz soll lediglich der bis 2003 eingefrorene Etat für Spezialfahrzeuge im ABC-Schutz mit einem Volumen von rund 58 Millionen Mark wieder genutzt werden. Darüber hinaus werde es keine Aufstockung des Zivilschutzbudgets geben, das seit dem Ende des Kalten Krieges um fast zwei Drittel gekürzt wurde – von insgesamt knapp einer Milliarde Mark 1990 auf 325 Millionen in diesem Jahr.

„Der Etat ist völlig unzureichend“, meint Ralf Ackermann, Präsidiumsmitglied des Deutschen Feuerwehrverbandes, „denn ein Großteil unseres Fuhrparks ist veraltet. Das wird sich beim nächsten Großunfall rächen.“ Die Vorsorge zur Abwehr von biologischen oder chemischen Attacken sei „miserabel und unzureichend koordiniert“. So stünden beispielsweise dringend benötigte ABC-Erkundungswagen, die auch in verseuchter Luft operieren können, seit mehr als einem Jahr halb fertig in einem Bundeslager in Bonn. Ebenso fehle seit Abschaltung des Netzes von bundesweit 60 000 Sirenen ein einheitliches Warnsystem für die Bürger. In einem Brief an Bundesinnenminister Otto Schily mahnte auch DRK-Präsident Knut Ipsen, dass die Sparmaßnahmen zur „Einbuße der Funktionsfähigkeit“ eines Großteils seiner Organisation führen könnten. Der Bund gibt pro Bürger jährlich gerade mal vier Mark für Zivilschutz aus.



HAUSHALT

Eichel fehlen Milliarden

Wegen der schwachen Konjunktur droht Bundesfinanzminister Hans Eichel ein Loch im Etat für das laufende Jahr. In einer internen Vorlage für ihren Minister kommen die Haushaltsexperten des Finanzministeriums auf ein noch nicht gedecktes „rechnerisches Defizit von 3,5 Milliarden Mark“. Ursache dafür seien „signifikante Zusatzbelastungen beim Zuschuss für die Bundesanstalt für Arbeit und bei den Aufwendungen für Arbeitslosenhilfe“. Der Grund: Mehr Menschen als die vorausgesagten 3,7 Millionen dürften in diesem Jahr arbeitslos sein. Hinzu kommen Probleme auf der Einnahmeseite. „Ohne durchgreifende Verbesserung der konjunkturellen Entwicklung ist im Gesamtjahr 2001 mit Steuerausfällen zu rechnen.“ Dieser Entwicklung stünden zwar geringere Ausgaben wie etwa für Zinsen sowie höhere Verwaltungseinnahmen gegenüber, sie könnten die Mehrbelastungen aber nicht wettmachen. Wegen der angespannten Haushaltslage lehnen die Beamten Steuererleichterungen, mit denen die Konjunktur stimuliert werden könnte, ab. Weder der Verzicht auf die nächste Stufe der Ökosteuer noch das Vorziehen der Steuerreform „kommen ernsthaft in Betracht“, heißt es in der Vorlage.

Nachgefragt

Angst vorm Fliegen

„Haben Sie Ihr Verhalten nach den Terroranschlägen in den USA geändert?“

		Männer	Frauen
Vermeiden Sie Flugreisen?	Ja	25	43
	Nein	71	52
Vermeiden Sie Großveranstaltungen?	Ja	16	29
	Nein	83	68
Meiden Sie herausragende Gebäude?	Ja	8	22
	Nein	89	74

NFO-Infratest-Umfrage für den SPIEGEL vom 25. bis 27. September; rund 1000 Befragte; Angaben in Prozent; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/keine Angabe

TERRORISMUS

„Rasterfahndung bei Banken“

CLAUS FELIX / DPA

Geert Mackenroth, 51, Vorsitzender des Deutschen Richterbundes, der Vereinigung von Richtern und Staatsanwälten, über neue Aufgaben der Justiz im Kampf gegen den Terrorismus

SPIEGEL: Haben die Ermittler die Instrumente zur Terroristenfahndung, die sie brauchen?
Mackenroth: Helfen könnte eine verbesserte Rasterfahndung, mit der man auch den Geldbewegungen der Terroristen nachspüren kann. Bisher sind erst bei konkretem Tatverdacht Ermittlungen bei Banken möglich.
SPIEGEL: Wie sähe so eine Rasterfahndung bei Banken aus?
Mackenroth: Wenn beispielsweise an einer Hochschule ein Terrorist studiert hat, müsste man bestimmte Bankbewegungen – die gesamten Zahlungen von Studenten dieser Universität etwa – daraufhin durchsuchen können, ob man vergleichbare Zahlungsmuster oder dieselben Geldquellen entdeckt.
SPIEGEL: Also weg mit dem Bankgeheimnis?
Mackenroth: Nicht völlig. Aber das Bankgeheimnis schützt oft gerade schmutziges Geld – und das kann nicht richtig sein.
SPIEGEL: Die nationalen Staatsanwaltschaften sollen jetzt grenzübergreifend von einer neuen EU-Behörde, Eurojust, koordiniert werden. Reicht das, um mit der zunehmenden Bedeutung der europäischen Polizeibehörde Europol mitzuhalten?
Mackenroth: Nein, es sollte eine echte, effektive EU-Staatsanwaltschaft als leitende Ermittlungsbehörde geben und möglicherweise auch einen europäischen Ermittlungsrichter, der etwa über Haftbefehle und Durchsuchungen entscheidet.
SPIEGEL: Aber die EU ist kein Staat.
Mackenroth: Sie wird jedoch, siehe Europol, als Reaktion auf neue Kriminalitätsformen zunehmend staatliche Aufgaben ausführen. Und je mehr Befugnisse es für Europol geben wird, desto wichtiger wird eine Kontrolle dieser Ermittlungsarbeit durch eine supranationale Justiz. Auch wenn Innenminister Otto Schily offenbar meint, es ginge ohne: Dies wäre ein Rückfall in polizeistaatliche Verhältnisse.

FAHNDUNG

Spur nach Hongkong

Ein Vernehmungsprotokoll, in dem ein merkwürdiger Empfang des flüchtigen ehemaligen Rüstungsstaatssekretärs und Verfassungsschutzpräsidenten Holger Pfahls, 58, in Hongkong bezeugt wird, liegt dem Bundeskriminalamt vor. Noch im August erklärte die Bundesregierung, eine Einreise des Flüchtigen nach Hongkong könne nicht festgestellt werden. Der Pfahls-Vertraute und Lobbyist Dieter Holzer sagte aber bereits im vergangenen Jahr gegenüber der Augsburger Staatsanwaltschaft aus, er habe Pfahls im Juli 1999 in Taiwan getroffen und ihn überzeugt, sich zu stellen. Der frühere CSU-Politiker, der bis dahin Südostasienmanager von DaimlerChrysler mit guten Kontakten zu Indonesiens Ex-Staatschef Bacharuddin Habibie war, wird bereits seit April 1999 wegen angeblicher Schmiergeldzahlungen beim Deal mit Fuchs-Panzern für Saudi-Arabien mit Haftbefehl gesucht. Pfahls habe, so Holzer, den Gedanken, ins Gefängnis gehen zu müssen, zunächst zwar „nicht verkraftet“. Laut Protokoll stieg er aber doch in Taiwan mit Holzer ins Flugzeug nach Hongkong, von wo er angeblich über Zürich nach München weiterfliegen wollte. Doch an der Gangway in Hongkong, so Holzer, sei Pfahls von „einem Offiziellen“ und einem uniformierten Wachmann empfangen worden. Holzer glaubt, dass Pfahls davon nicht überrascht wurde. Schon im Flugzeug habe sich ziviles Sicherheitspersonal befunden, „das Herrn Pfahls kannte“. Noch im Transitbereich des Flughafens sei Pfahls dann mit den beiden Begleitern verschwunden.

MANFRED KNOPP

Habibie, Pfahls mit Hostess (1999 in Jakarta)

PS PRESS / ACTION PRESS

Lufthansa-Piloten (im Cockpit eines MD-11-Cargo-Fliegers)

PILOTEN

Absturz beim Gehalt

Lufthansa-Piloten drohen spürbare Einkommensabstriche – noch im Frühsommer hatten die Piloten Gehaltserhöhungen von bis zu 30 Prozent ausgehandelt. Nach wochenlangen Streiks vereinbarten der Lufthansa-Vorstand und die Vereinigung Cockpit im Juni, die Gehälter der Flugzeugführer anzuheben und ihnen eine Erfolgsbeteiligung von bis zu zwei Monatsgehältern zu zahlen, die sich nach dem Ergebnis des abgelaufenen Geschäftsjahres richtet. Doch um das ist es durch die weltweite Krise der Luftfahrtindustrie schlecht bestellt. Statt des erhofften Milliardengewinns wird die Fluggesellschaft womöglich sogar einen operativen Verlust erwirtschaften. Auch die vereinbarte Anhebung der Festgehälter, die sich nach dem Durchschnitt aller Tarifabschlüsse in der Bundesrepublik richtet, ist den Piloten für 2002 keineswegs sicher. Sollte die Lufthansa deutlich schlechter abschneiden als die übrige deutsche Wirtschaft, kann der Vorstand Nachverhandlungen verlangen. Sollte die Flaute bei der Lufthansa weiter anhalten, schließt sogar die Vereinigung Cockpit einen nachträglichen Gehaltsverzicht ihrer Mitglieder nicht mehr aus.

GESUNDHEITSPOLITIK

Kassen sollen sparen

Die Forderung der Krankenkassen, der Staat solle „versicherungsfremde Leistungen“ wie etwa Mutterschafts- und Sterbegeld übernehmen, würde die Steuerzahler deutlich stärker belasten als bislang die Kassen. Die versicherungsfremden Leistungen schlagen derzeit mit rund vier Milliarden Mark im Jahr zu Buche. „Wenn wir das aus Steuergeldern finanzieren, haben alle, auch die bisher nicht Versicherten, einen Anspruch auf diese Leistung“, warnt Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt (SPD). Die Ministerin schätzt die Mehrkosten auf 490 Millionen Mark allein für Mutterschafts- und Sterbegeld. Schmidt forderte die Kassen auf, stattdessen etwa ihre „ausufernden Verwaltungskosten“ zu senken, um die Finanzlöcher im Gesundheitsbetrieb zu stopfen.

GRABOWSKY / ULLSTEIN BILDERDIENST

Schwangere (mit Kind)

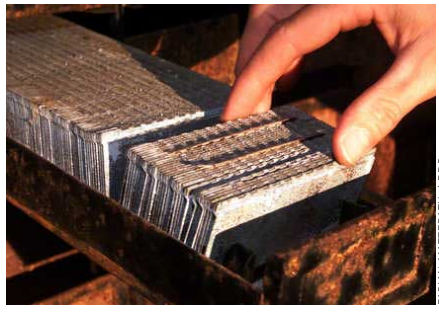
NS-OPFER

Betrug in der Zwangsarbeiter-Stiftung?

Wegen des Verdachts auf Betrug und Untreue ermittelt die Staatsanwaltschaft Berlin gegen den Vorstand der Zwangsarbeiter-Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“. Die Verantwortlichen der Bundesstiftung, die für die Auszahlung von zehn Milliarden Mark an Zwangsarbeiter aus der Nazi-Zeit zuständig ist, stehen im Verdacht, bei einem Umtausch von über 1,3 Milliarden Mark in polnische Zloty einen Schaden in Höhe von mindestens 183 Millionen Mark verursacht zu haben. Erstattet hat die Anzeige das Kuratoriumsmitglied der Stiftung, Lothar Evers. Die Berliner Staatsanwaltschaft ermittelt nun gegen den Stiftungsvorsitzenden Michael Jansen und den Abteilungsleiter Jan Dreher. Die Stiftung weist alle Vorwürfe von sich.

Im Juni hatte die Organisation die Milliardensumme in Zloty konvertiert – als die polnische Währung im Verhältnis zum Euro so hoch stand wie noch nie. Absicherungen gegen den darauf folgenden Währungsverfall wurden nicht getroffen. Auf Grund dieser „gesetzwidrigen“ Aktion, so Evers, seien den Nazi-Opfern nun pro Kopf fast 2500 Mark entgangen, Schadensersatzforderungen seien absehbar.

Wegen des Finanzdebakels war Mitte August Bartosz Jalowiecki, der Geschäftsführer der Partnerorganisation in Polen, der Stiftung „Polnisch-Deutsche Aussöhnung“, entlassen worden. Zuvor war eine polnische Untersuchungskommission zu dem Ergebnis gekommen, dass Jalowiecki Mitschuld an dem ungünstigen Zeitpunkt für den Umtausch der Mark in Zloty getragen habe.



FABIAN MATZERATH / DDP

Zwangsarbeiterkartei

Der aber behauptete, die Deutschen hätten bei ihren ersten Entschädigungszahlungen einige der NS-Opfer durch den schlechten Wechselkurs um ihr Geld betrogen. Jalowiecki wurde durch den Gouverneur von Niederschlesien, Witold Krochmal, ersetzt.

Bundeskanzler Gerhard Schröder hatte damals der polnischen Regierung zugesagt, dass die Bundesregierung eine Lösung des Streits unterstützen werde. Eine Zahlung zusätzlicher Gelder hatte Schröder jedoch ausgeschlossen.

Werbeseite

Werbeseite

KOALITION

Druck aus dem Kessel

Nach der erfolgreichen Mazedonien-Abstimmung im Bundestag will die Bundesregierung politische Stabilität als ihr neues Markenzeichen präsentieren. Nur ein massiver Angriff der Amerikaner im Mittleren Osten könnte das rot-grüne Bündnis sprengen.

Die Geste war auffällig und sollte bemerkt werden. Bevor Außenminister Joschka Fischer am Mittwoch vergangener Woche zu seiner Haushaltsrede im Deutschen Bundestag ans Rednerpult trat, steuerte er von der Regierungsbank die Abgeordnetenplätze der Grünen an und hockte sich neben seinen außen- und sicherheitspolitischen Gegenspieler Hans-Christian Ströbele, um mit dem zu tuscheln.

Seht her, hieß das: Wir bleiben zusammen und stehen es durch.

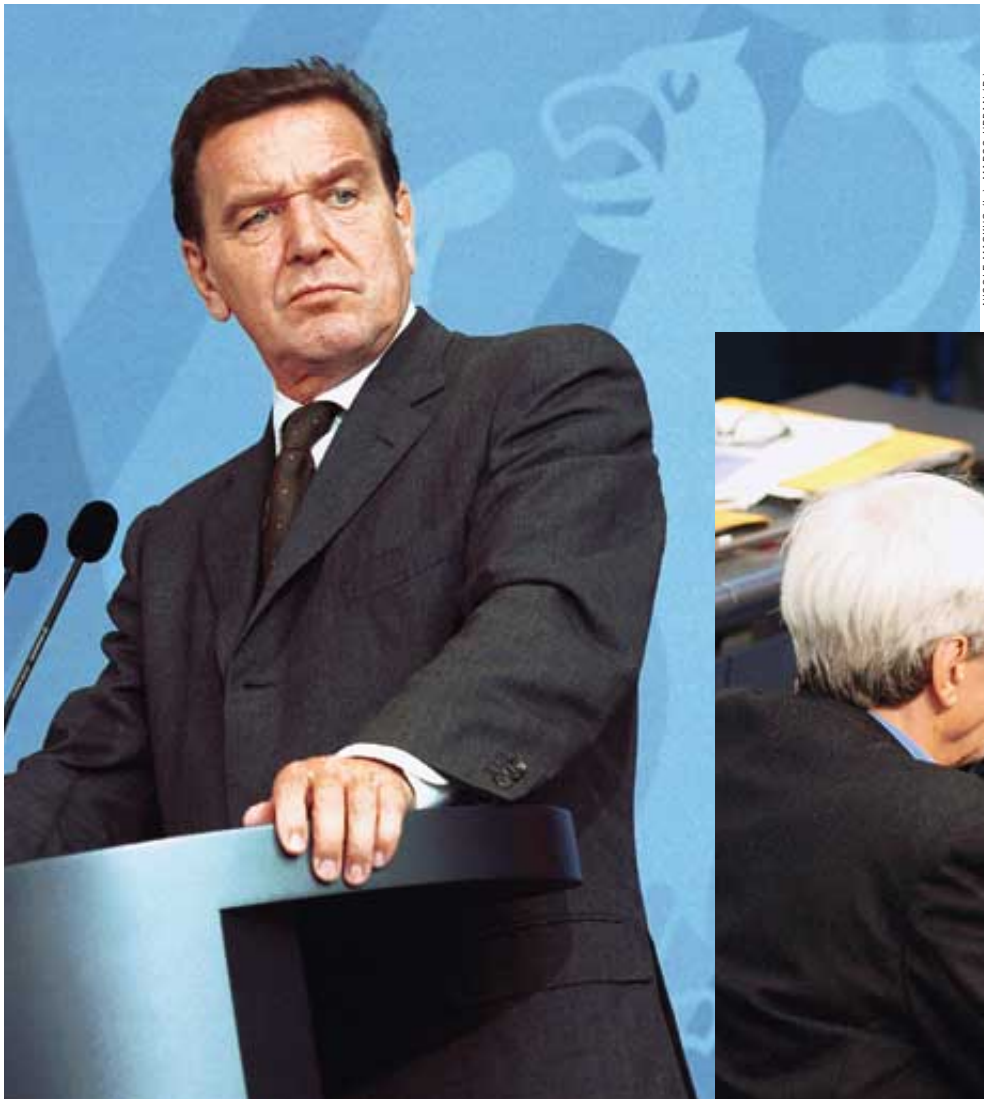
Einen Tag später gab es bei der Verlängerung des vor vier Wochen noch heiß umstrittenen Mandats für den Einsatz deutscher Soldaten in Mazedonien keine grünen Gegenstimmen mehr, sondern nur noch fünf Enthaltungen. Ex-Gegner Ströbele fand den Einsatz jetzt „viel polizeimäßiger“ und lobte Fischer.

Regierungsskeptiker von FDP-Chef Guido Westerwelle („Die Grünen sind in einer verzweifelten Situation“) bis zum Fischer-Freund Daniel Cohn-Bendit („Wenn die Diskussion so weiterläuft wie bisher, ist die Koalition nicht mehr zu retten“) sahen sich, vorerst jedenfalls, widerlegt: Das rot-grüne Projekt hielt.

Dabei war es der Kanzler höchstselbst gewesen, der – aufgeschreckt vom kräftigen Rumoren an der grünen Basis und durch die Verunsicherung vieler Grünen-Abgeordneter – in einer kleinen Koalitionsrunde am vorvergangenen Donnerstag als einer der Ersten über die Möglichkeit einer Großen Koalition räsoniert hatte.

Irritiert bemerkten Spitzenpolitiker der Union, dass sie fortan kaum noch mit SPD-Fraktionschef Peter Struck reden konnten, ohne dass der die Damen oder Herren Kollegen von CDU und CSU anfrotzelte: „Na, nun müssen wir ja wohl bald zusammen regieren.“ Andere SPD-Genossen schwadronierten von Neuwahlen. Bis zur Hamburg-Wahl trieb viele Sozialdemokraten die Sorge um, der kleine Koalitionspartner könnte, von der friedensliebenden eigenen Basis genötigt, von der Fahne gehen.

Nach dem Wahlabend von Hamburg aber legten die führenden Genossen die



NICOLE MASKUS (L.); MARCO URBAN (R.)

Kanzler Schröder, Parteifreunde Ströbele, Fischer: *Seht her, wir bleiben zusammen und stehen es durch*

Hebel wieder um. Alles Gerede über eine mögliche Große Koalition war abrupt vorbei. Und wozu sollten Neuwahlen gut sein? Für die Grünen, davon sind Berliner Spitzen-Sozis überzeugt, würden sie „Selbstmord“ bedeuten. Die Sozialdemokraten ihrerseits verlören mit ihrem alternativen Partner eine wichtige Option – und damit ihre zentrale Stellung im Parteienspektrum.

Gerhard Schröder bekräftigte intern noch einmal, dass er keinen Wechsel wolle, im Gegenteil. Er möchte, dass das Bündnis auch nach der Bundestagswahl im nächsten Jahr weitergeht. Die persönliche Vertrauensbasis zwischen dem Kanzler und seinem Vize Fischer – ebenso wie zwischen den Fraktionschefs Peter Struck und Rezzo Schlauch – ist inzwischen tief reichendes Fundament des rot-grünen Bundes. Und die Partner sind einander noch längst nicht überdrüssig. Es gebe zwar „extreme Belastungen“ von außen, ließen sie erkennen, „dies ist aber keine zerrüttete Ehe“.

So warb der Grünen-Star Joschka Fischer vor der SPD-Fraktion eindringlich für den Mazedonien-Einsatz der Bundeswehr, und Generalsekretär Franz Müntefering schalt die Liberalen wegen ihrer Kooperation mit dem Rechtspopulisten Ronald Schill in Hamburg. Selbst bei kleinen Begegnungen im Berliner Reichstag legten Rote und Grüne eine Verbundenheit an den Tag wie selten in den vergangenen 36 Monaten. Ganz nebenbei brachte Struck seinem grünen Freund Schlauch bei, dass ein aktueller Ausstieg der Grünen aus der Koalition, um dann im Herbst 2002 auf eine erneute Kooperation zu hoffen, nicht vorstellbar sei.

Überraschend kam es dann nicht mehr, dass die Abstimmung am Donnerstag ohne Komplikationen ablief. Das Bedürfnis nach einem Mindestmaß an Stabilität in dieser Phase nervöser Erwartung amerikanischer Militäraktionen war unübersehbar. Schlauch: „Jeder hat sich überlegt, was ihm wohl lieber sei in dieser kritischen Weltlage: ein Außenminister Fischer und ein Kanzler Schröder, die beide von ihrer ganzen Attitüde eine zivile Regierung repräsentieren, oder ein ehemaliger Verteidigungsminister Rühe oder gar eine Außenministerin Merkel.“

So entlastend im Augenblick die Erleichterung war, so wenig indes verspricht sie Dauer. Denn die Spekulationen über das Ende der rot-grünen Regierung waren nach dem Terroranschlag in New York und der Berliner Erklärung der „uneingeschränkten Solidarität“ mit den Amerikanern auch im Fall von Militäraktionen erkennbar mehr gewesen als die üblichen Querelen zwischen Koalitionspartnern vor dem Beginn eines heraufziehenden Wahlkampfs. Ein regelrechter „Krieg“ der Supermacht USA gegen ein armes Land würde „die Grünen zerreißen“, befürchtete Ralf Fücks, Chef der grünennahen Heinrich-Böll-Stiftung.

Umgekehrt war für Kanzler Schröder wie für seinen Vize Fischer eine eigene Mehrheit für ihre Bündnispolitik unabdingbar. Hätten die Abgeordneten der Koalition zu Teilen ihrer Regierung bei der Solidaradresse für Washington und auch beim neuen Mazedonien-Votum die Zustimmung verweigert, wäre der Bruch unausweichlich gewesen. In der SPD-Führung wurde mit der Vertrauensfrage gedroht, die Grünen munkelten über Fischers Parteiaustritt, sogar von einem Wechsel des Außenministers zu den Sozialdemokraten.

Der nennt das „völligen Quatsch“. Aber hat er nicht de facto seine Berliner Fraktion schon so weit sozialdemokratisiert, dass die grünen Eigenheiten beim Regieren fast völlig verloren gegangen sind? Die Bruchlinie, die in der Grünen-Fraktion vorläufig gekittet scheint, verläuft jetzt zwischen Funktionsträgern auf der einen sowie unzufriedenen Wählern und alarmierten Mitgliedern auf der anderen Seite.

Seit Anfang vergangener Woche befinden sich Parteivorstand und Fraktionäre im Fronteinsatz an der Basis. Sämtliche 474 Kreisvorstände werden telefonisch bearbeitet. „Ich telefoniere gern“, verkündet Fritz Kuhn, wenn er seine Dauertelefonate für gelegentliche Talkshow-Auftritte unterbricht.

Andere suchen den direkten Kontakt mit der friedens- und angstbewegten Anhängerschaft – und melden Erfolge. Rezzo Schlauch berichtet, wie er im württembergischen Ellwangen 25 Kreisvorständen die neuen Töne aus den USA beibog: dass sich alles gedreht habe in Amerika, der „Generalverdacht gegen den Cowboy Bush“ in sich zusammengefallen sei.

Doch erst als einer seiner Zuhörer den Leuten erklärt habe, er könne in unsicheren Zeiten wie diesen unter einem Duo Schröder/Fischer besser schlafen, als wenn Edmund Stoiber, Angela Merkel oder Roland Koch dran wären, sei die Stimmung gekippt. „Da gab es plötzlich Beifall.“

Die Anschläge haben der grünen Regierungsfraktion in Berlin einen harten Entscheidungsdruck aufgezwungen. Die Führung agiert entsprechend behutsam. Dass bei der Mazedonien-Entscheidung vor vier Wochen keine eigene Koalitionsmehrheit zu Stande kam, kreidet sich Fraktionschef Schlauch heute selbstkritisch an. Vor der Abstimmung über die Bundestags-Resolution habe er die Fraktionssitzung nach zwei Stunden mit der Begründung beendet, er müsse jetzt ins Kanzleramt. „Da kam Druck in den Kessel.“ Die Abgeordneten fühlten sich nicht ernst genug genommen.

Diesmal sei es völlig anders gelaufen. Der Außenminister habe es

Streitpunkte der Koalition

MURAT TÜREMIS / LAIF

Zuwanderung

Islamisten-Versammlung im Dortmunder Westfalenstadion

MICHAEL SCHWARTZ

Innere Sicherheit

Polizeikontrolle am Hamburger Hauptbahnhof

Militäreinsätze

Manöver von US-Fallschirmjägern

„Nicht zu allem Ja und Amen sagen“

Bundesumweltminister Jürgen Trittin über die Schwäche der Grünen

SPIEGEL: Herr Trittin, überträgt man die grünen Verluste bei den 16 letzten Landtagswahlen auf den Bund, wäre der Einzug ins Parlament nicht mehr gesichert. Keine schöne Perspektive für die Wahl im kommenden Jahr.

Trittin: Bisher war es Konsens in der Grünen-Spitze, dass wir – als Regierungspartei im Bund – bei den Landtagswahlen verlieren können, in einer zugespitzten Lage vor einer Bundestagswahl aber von der Konstellation gegen FDP und Union profitieren. Spätestens nach der Niederlage von Hamburg, wo wir ja so eine zugespitzte Lage hatten, muss man fragen: Stimmt diese Annahme noch?

SPIEGEL: Und? Stimmt sie?

Trittin: In Hamburg ist wie schon in Hessen Rot-Grün abgewählt worden durch Dezimierung der Grünen. Die Grünen haben nach links, ins Nichts und an die SPD verloren. Die SPD hat in den tradierten Milieus rot-grüne Wechselwähler zu sich gezogen und so ihre Verluste an die Schill-Partei kompensiert.

SPIEGEL: Wie sieht Ihr Therapievorschlag aus?

Trittin: Es ist doch nicht unwahrscheinlich, dass der Bundestagskampf von einer rechtspopulistischen Mobilisierung geprägt sein wird – wie in Hessen mit der doppelten Staatsbürgerschaft und in Hamburg mit dem Thema Kriminalität. Wenn dann rot-grüne Wechselwähler wieder zur SPD gehen und gleichzeitig grüne Stammwähler zu Hause bleiben, ist die Mehrheit futsch. Das Problem der Grünen in Hamburg war: Sie waren als Grüne in der Regierung kaum wahrnehmbar. Sie haben ordentliche Arbeit gemacht, aber es entstand der Eindruck, als Korrektiv nicht nötig zu sein. Das ist weder für Wechselwähler noch für Stammwähler mobilisierend.

SPIEGEL: Das war jetzt immer noch Analyse und nicht Therapie.

Trittin: Die Organisation einer Koalition ausschließlich unter dem Primat der Reibungslosigkeit darf nicht so weit gehen, dass sie zur Geräuschlosigkeit verkommt. Und sosehr es – im Interesse dieser Regierung – notwendig ist, dass der Innenminister ausholt und nach rechts integriert, so klar ist auch, dass das nicht die einzige Botschaft von Rot-Grün sein kann. Sie muss ergänzt werden durch erkennbare grüne Politik. Wir müssen – bei strikter Wahrung der Koalitionsdisziplin – ein pluraleres Bild abgeben.

MARC DARCHINGER

Grüner Trittin *„Wir sind zu lernfähig“*

SPIEGEL: Woran hapert es? Bei diesem Innenminister liegen für die Grünen die Themen, etwa bei der Zuwanderung oder der inneren Sicherheit, auf der Straße.

Trittin: Ein Regierungsmitglied hat ein hohes Maß an Kollegialität zu wahren. Das tue ich gern, zumal ich die Rolle, die Otto Schily spielt, für einen Gewinn für die Koalition halte. Und am Ende braucht man einen für alle tragfähigen Kompromiss. Aber man kann die Auseinandersetzung um Zuwanderung und Bürgerrechte nicht im stillen Kämmerlein führen. Unsere Wählerinnen und Wähler erwarten erkennbare Grüne in der Regierung, in der Fraktion und in der Koalition. Es geht um die Rollenverteilung. Also: Welche Rollen spielen Fraktionsvorsitzende und Parteivorsitzende und andere bei uns?

SPIEGEL: Wir versuchen mal zu übersetzen: Sie plädieren dafür, dass Fraktion und Parteivorstand entschiedener an einer Schärfung des grünen Profils arbeiten?

Trittin: Ich finde zum Beispiel, dass die Erklärung von Fritz Kuhn, es gebe keine Zustimmung für Flächenbombardements à la Bagdad, richtig war. Die Anti-Terror-Debatte erfordert von uns auch die klare Ansage, dass uneingeschränkte Solidarität nicht heißen kann, zu allem Ja und Amen zu sagen.

SPIEGEL: Sie hatten immerhin drei Jahre Zeit, den kalkulierten Konflikt mit dem Koalitionspartner zu üben.

Trittin: Als Partei haben wir ein Problem: Wir sind zu lernfähig und schießen wie Musterschüler gelegentlich über das Lernziel hinaus. Ich will ein Beispiel nennen: Der SPD-Verteidigungsminister hat dieser Tage – warum auch immer – den Parlamentsvorbehalt des Bundesverfassungsgerichts thematisiert. Ihm hat daraufhin sehr treffend die Justizministerin geantwortet. Das ist professionelle Arbeitsteilung. Manche Grüne hätten sich gewünscht, diese nachdrückliche Belehrung wäre von grüner Seite erfolgt. Die SPD scheint dieses Rollenspiel besser zu beherrschen.

SPIEGEL: Wie steht es mit der Zuwanderung?

Trittin: Rot-Grün wird nicht mit einer großkoalitionären Botschaft durchkommen. Die Union sieht das vor der Bundestagswahl, zumal nach den Erfahrungen von Hessen und Hamburg, als polarisierendes Thema, so dass eine Mehrheit des Bundesrats sowieso sehr, sehr schwierig wird.

SPIEGEL: Auch bei der inneren Sicherheit war der von Ihnen propagierte kalkulierte Konflikt in den vergangenen Wochen nicht erkennbar.

Trittin: Wir müssen uns da nicht verstecken, ob in Niedersachsen oder Hessen: Wo Rot-Grün regierte, wurde

ANDY HERNANDEZ / SIPA PRESS

Bombenangriff auf Bagdad (1991): *„Keine Zustimmung“*

deutlich mehr Polizei auf die Straße gebracht, sie ordentlich ausgestattet und anständig bezahlt. Das bringt mehr Sicherheit als lautstarke Abschreckungsparolen. Aber machen wir uns nichts vor: Eine hundertprozentige Sicherheit vor „Schläfern“ wie in Hamburg wird es nicht geben.

SPIEGEL: Warum profitieren die Grünen nicht von der Popularität ihres Außenministers?

Trittin: Das müssen Sie erst einmal belegen. Joschka muss seine Rolle professionell wahrnehmen. Dazu gehört auch, dass er gegenüber der US-Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice, die am 11. September im Weißen Haus saß und dem Angriff nur knapp entging, nicht sagen kann: „Leute, jetzt seid doch mal bitte besonnen.“

SPIEGEL: Verlässt Fischer die Grünen, wenn die Basis die Koalition aufkündigt?

Trittin: Das hat Dany Cohn-Bendit behauptet. Das war falsch und kontraproduktiv. Die grüne Basis lässt sich nicht gern erpressen, sie will überzeugt werden. Insofern hat Dany dem Bemühen von Joschka und anderen, die Motive des eigenen Handelns zu erklären, einen Bärendienst erwiesen.

SPIEGEL: Am nächsten Samstag findet ein Sonder-Länderrat der Grünen in Berlin statt. Welche Botschaft soll von dem Funktionärstreffen ausgehen?

Trittin: Die Grünen müssen diskutieren, wie sie mit der Niederlage von Hamburg umgehen. Die Botschaft kann nicht sein, wir machen so weiter wie bisher, ihr müsst nur alle schön zusammenstehen.

SPIEGEL: Für Otto Schily hat Sicherheit allerhöchste Priorität. Wie viel Restrisiko will der Umweltminister bei Kernkraftwerken in Kauf nehmen?

Trittin: Die zuständigen Sicherheitsbehörden, vornehmlich das Bundesinnenministerium, haben auf unsere Anfrage hin gesagt, dass es keine konkrete Gefährdung gebe.

SPIEGEL: Das dachten die Amerikaner vor dem 11. September auch.

Trittin: Deshalb werden die Anlagen auf ihren Gefährdungszustand überprüft. Der 11. September bestätigt die Entscheidung von Rot-Grün, den Betrieb von Atomkraftwerken geordnet zu beenden.

SPIEGEL: Könnte sich der Atomausstieg dadurch beschleunigen?

Trittin: Die Reaktorsicherheitskommission wird bis Mitte Oktober einen Bericht vorlegen. Dabei könnten wir eine Differenzierung des Sicherheitsbildes bekommen. Klar ist: Keine Anlage ist für einen solchen Fall, also einen gezielten Flugzeugabsturz, ausgelegt worden.

INTERVIEW: HORAND KNAUP, GERD ROSENKRANZ

geschafft, die Fraktion zu überzeugen, dass der Bundestagsbeschluss vom vergangenen Donnerstag „glasklar den Beschlüssen des Magdeburger Wahlparteitags“ vom März 1998 entspreche, auf dem „militärische Friedenserzwingung und Kampfeinsätze“ abgelehnt wurden. Erstens gebe es jetzt die Zustimmung der Uno, Russen und Chinesen eingeschlossen, zweitens handele es sich nicht um eine friedenserzwingende Aktion, sondern um eine friedenserhaltende. Schlauch: „Dieser Beschluss liegt exakt auf grüner Linie. Fischer hat es geschafft, diese grüne Handschrift durchzusetzen.“

Fast zwei Wochen lang hatte nach den monströsen Attacken von New York und Washington bei den Grünen die nackte Angst geherrscht. Doch es war nicht allein die von Joschka Fischer bei „vielen Menschen quer zu den politischen Lagern“ diagnostizierte „Kriegsangst“, die die grünen Parteigänger umtrieb. Es war auch die Angst vor dem Untergang der Partei.

„Dieser Konflikt“, schwante dem Abgeordneten Reinhard Loske nach einer der vielen Fraktionssitzungen der letzten Wochen im Berliner Reichstag, „hat das Zeug, die Grünen historisch wegzublasen.“

Die Öko-Partei, die ihren Aufstieg während der Hochzeit der Friedensbewegung in den frühen achtziger Jahren erlebte, diskutierte die Modalitäten einer deutschen Beteiligung an dem erwarteten Gegenschlag der USA, als hätte die gedemütigte Weltmacht längst damit begonnen, islamische Länder großflächig in Schutt und Asche zu legen – und verlangte nun, dass die Deutschen dabei mittäten.

Phasenweise nahm die Debatte im grünen Milieu gespenstische Züge an, weil die Lücke zwischen den dort gehandelten Phantasie-Szenarien und den realen Vorbereitungen der Amerikaner von Tag zu Tag tiefer klaffte.

Mittlerweile hatte selbst US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld erklärt, ein ausgewiesener Falke in der Bush-Administration, einen Großangriff der USA auf Afghanistan werde es nicht geben, ebenso wenig eine Invasion. Jede Militäraktion, hieß es nun von jenseits des Atlantiks, müsse eingebettet sein in ein politisches, diplomatisches und wirtschaftliches Konzept.

Das klang, als hätten die Amerikaner dem Grünen-Chef Fritz Kuhn zugehört, der die Besonnenheits-Rhetorik der Friedensfreunde landauf, landab so erklärte: „Alles, was geschieht, muss Teil einer politischen Konzeption sein.“ Allmählich registrierten auch die Grünen, dass der Krieg offenbar nicht unmittelbar bevorstand. Die Sondersitzung des Länderrats, die der Bundesvorstand für das kommende Wochenende nach Berlin einberufen hat, wird nun wohl über innere Sicherheit, die Zukunft des Zuwanderungsgesetzes und die Situation nach der herben Wahlniederlage von Hamburg diskutieren.

Ursprünglich sollte das grüne Bund-Länder-Spitzentreffen einem von der Basis geforderten Sonderparteitag zuvorkommen, der unter dem unmittelbaren Eindruck von US-Bombenteppichen auf Kabul für die Parteiführung kaum kalkulierbar gewesen wäre.

Allein Ströbele blieb skeptisch: Schließlich habe der US-Aufmarsch beim Golfkrieg auch mehrere Monate gedauert. „Alle hoffen“, klagte der Abgeordnete, „dass der Kelch an uns vorübergeht – aber keiner weiß es wirklich.“

Die größte Gefahr droht den Berliner Macht-Pragmatikern dieses Mal nicht, wie so oft schon, von den Provinzfürsten, die

HERBY SACHS / VERSION

Demonstration gegen Militärschlag*: *Phantasie-Szenarien im grünen Milieu*

* Am 22. September in Köln.

in ihrer großen Mehrheit den Amerikanern das Recht auf militärische Selbstverteidigung zugestehen und im Ernstfall wohl auch gezielte Schläge gegen die terroristische Infrastruktur unter deutscher Beteiligung akzeptieren würden.

Die Gefahr droht von der Basis. Die schreckte Bundesführung und Landesvorstände vergangene Woche gleich mit einer Serie von Beschlüssen auf, in denen sie jegliche Militäraktion und erst recht eine Beteiligung der Bundeswehr strikt ablehnte. In Nordrhein-Westfalen, dem mitgliederstärksten Landesverband, revoltierte der Parteirat gegen einen Antrag des Landesvorstands, der begrenzte und zielgerichtete Militärschläge für legitim erklären sollte. „Im Zweifel müssen wir raus aus der Koalition", verlangte ein Delegierter, wenn in Berlin zentrale Anliegen der Grünen „zerrieben" würden.

Der Kanzler persönlich heizte den Unmut an. Allzu freundlich schien selbst den Berliner Vorleuten der Grünen Gerhard Schröders Umgang mit dem Tschetschenien-Krieger Wladimir Putin. Schröder hatte den Staatsgast aus Moskau vergangene Woche umschmeichelt und öffentlich zu einer „differenzierteren" Betrachtungsweise des Kriegs geraten, den die Russen in der Kaukasusrepublik gegen fundamentalistische „Terroristen" (Putin) führen.

Prompt machten zehn grüne Fraktionsmitglieder einen Brief an den russischen Präsidenten publik, in dem sie anprangerten, wie „grausam" Moskaus Sicherheitsorgane „die Menschenrechte missachtet" hätten. Schröder-Vize Fischer ging seinen Regierungschef sogar im Kabinett an: „Dem Recht und der Pflicht, den Terrorismus zu bekämpfen", gab der Außenminister als seine Deutung von „differenzierter Betrachtung" zu Protokoll, stünden „das Recht und die Pflicht gegenüber, die Menschenrechte zu bewahren".

Im Bundestag, die sensible grüne Basis fest im Visier, legte Fischer nach: Russland habe zwar durchaus ein Recht auf Selbstverteidigung gegen Terrorismus. Aber, so der Chef-Diplomat, „man muss sehr wohl die Frage stellen, ob dies Menschenrechtsverletzungen in dem Ausmaß legitimiert, wie sie etwa unabhängige Menschenrechtsorganisationen dargestellt haben".

Schröder nahm Fischers Attacken mit einem Lächeln als „differenzierte Betrachtungsweise" zur Kenntnis. Denn im Vergleich zum grünen Basis-Zorn über Otto Schily blieb das Tschetschenien-Geplänkel harmlos. Vor allen anderen ist der SPD-Innenminister wegen seiner rigiden Pläne zur Zuwanderung von Ausländern und zur inneren Sicherheit zum Buhmann der Alternativen geworden. Mehr oder minder offen fordert der grüne Umweltminister Jürgen Trittin seine Partei auf, dem Kabinettskollegen in puncto Bürgerrechte und innere Sicherheit durchaus zu widersprechen (siehe Interview Seite 24).

Tatsächlich schreckt Schily nicht davor zurück, die Republik zu verändern. Dabei sind der bereits beschlossene Paragraf 129 b (Strafverfolgung bei Unterstützung einer terroristischen Vereinigung im Ausland) und die Abschaffung des Vereinsprivilegs für Religionsgemeinschaften nur ein kleiner Teil seines Pakets. Das Postgesetz soll geändert, die Telefonüberwachung ausgeweitet werden. In ganz Deutschland spüren Staatsschützer bereits ausländischen Studenten nach.

Künftig, so schlug Schily obendrein den EU-Kollegen in Brüssel vor, sollten Visa nur noch gegen Fingerabdruck des Antragstellers ausgegeben werden. Ob das praktikabel ist, bezweifelt selbst der Kanzler.

In kleiner Runde mahnten Schröder – der „den Otto" nach außen vehement verteidigt – und der frühere Parteifreund Fischer zur Mäßigung. Fraktionschef Struck nölte nach Schilys Gerede über Bundeswehreinsätze im Inneren: „Wenn der mit seinen Vorschlägen auch nur ein bisschen weitergegangen wäre, hätte ich ihn zurückgepfiffen."

Unbehaglich ist den Genossen vor allem der Beifall für Schily aus dem Süden. Der bayerische Innenminister Günther Beckstein rühmt sich, Schily schreibe bei ihm ab. CSU-Landesgruppenchef Michael Glos poltert für einen „noch stärkeren Staat", für „entschlossenes Zupacken" statt der „Träumereien linker Freiheitsapostel".

Ein Thema für den Bundestagswahlkampf reicht, so die bayerische Botschaft an Angela Merkel, die Zauderin an der CDU-Spitze. Passé sind die soften Wahlkampfthemen Wirtschaftsflaute, Familie, Euro-Schwäche – oder gar Außenpolitik. Trotz der Planspiele des Fraktionschefs Friedrich Merz von einer „nationalen Allianz der Entschlossenheit" und dem notgedrungenen „Ja" der Union zum neuen Mazedonien-Einsatz – über außenpolitische Themen lässt sich für CDU und CSU gegen ein souveränes Duo Schröder/Fischer vorerst kein Kapital schlagen.

Wie weggeblasen ist seit dem vergangenen Donnerstag auch die Faszination in der Union für eine große Krisen-Koalition oder Neuwahlen. Merkel warnte vor dem Druck, den Schröder und seine Leute auf diese Weise im Unionslager ausübten.

In der gebeutelten Oppositionspartei war der Vorschlag für eine Große Koalition zunächst auf fruchtbaren Boden gefallen. Fraktionsvize Wolfgang Bosbach mochte einen solchen Krisen-Pakt nicht ausschließen. CDU-Abgeordnete lobten schon den Ex-Verteidigungsminister Volker Rühe zum nächsten Außenminister hoch.

Am Donnerstagnachmittag vergangener Woche jedoch war endgültig Schluss mit dem Gerede. Schröders Drohung hatte Wirkung gezeigt: Keine einzige „Nein"-Stimme aus der Koalition widersprach dem Marschbefehl nach Mazedonien.

Als die grüne Bundestags-Vizepräsidentin Antje Vollmer das Ergebnis bekannt gab, hatte Umweltminister Trittin gerade über Energiewende und das Ende der Kernkraft gesprochen. Kaum jemand interessierte sich noch für den Ausstieg aus der Atomenergie, einst ein zentrales Projekt rot-grüner Politik-Perspektiven.

Stattdessen hatten SPD und Grüne gerade der fünften Militärmission seit dem Regierungsantritt 1998 zugestimmt. „Nach drei Regierungsjahren klebt an Rot-Grün plötzlich das Etikett ‚Militär'", sinnierte Grünen-Vormann Rezzo Schlauch. „Irgendwie ist das doch tragisch."

THOMAS GRABKA / ACTION PRESS

Oppositionsführer Merkel, Westerwelle
Schluss mit dem Gerede

Georg Bönisch, Horand Knaup, Jürgen Leinemann, Conny Neumann, Hartmut Palmer, Gerd Rosenkranz, Rüdiger Scheidges, Alexander Szandar

KNUT MÜLLER (L.)

Evangelische Kreuzkirche in Hamburg-Billstedt, Taliban-Gesundheitsminister Akhund: *Werbung für Osama Bin Laden im Gemeindesaal*

FAHNDER

„Bruchstückhafte Anhaltspunkte“

Deutsche Behörden wollten schon frühzeitig ein Ermittlungsverfahren gegen das Bin-Laden-Netz einleiten. Doch das deutsche Recht kam den Terroristen zugute und lähmte die Ermittler.

Es war eine Minute nach Mitternacht, als George W. Bush am vergangenen Montag seine Unterschrift unter ein präsidiales Dekret setzte. Mit dem Federstrich im Oval Office waren die Konten von 27 Gruppen, Firmen und Privatpersonen gesperrt, die in den internationalen Terrorismus verwickelt sein sollen.

Der Bannstrahl aus Amerikas Weißem Haus traf nicht nur Bin Ladens Al-Qaida und Al-Dschihad – er reichte bis in den feinen Hamburger Stadtteil Uhlenhorst, wo der aus Syrien stammende Mamoun Darkazanli, 43, wohnt. Auch die Im- und Exportfirma des Geschäftsmanns, den die Hamburger Handelskammer als „Kleingewerbetreibenden“ führt, hatte Bush auf die Liste gesetzt.

Paradox genug: Während Darkazanli sogar dem US-Präsidenten höchst verdächtig ist, reicht es bei der Bundesanwaltschaft nicht einmal für ein Ermittlungsverfahren. „Kein Tatverdacht“, heißt es in der Behörde. „Das“, klagt ein hochrangiger Staatsschützer, „können wir den Amerikanern kaum noch vermitteln.“

Kaufmann Darkazanli, Wohnung in Hamburg
Zähe Ermittlungen wegen Geldwäsche

KNUT MÜLLER (R.)

Dabei sind der Syrer und seine womöglich vielfältigen Verbindungen zur Bin-Laden-Gruppe, über die der SPIEGEL in der vergangenen Woche erstmals berichtete, schon seit drei Jahren aktenkundig; sie haben seitdem Verfassungsschützer, Polizisten und auch die amerikanische CIA beschäftigt. Seit im Zuge der jetzigen Ermittlungen auch noch herauskam, dass Darkazanli mindestens den mutmaßlichen Hamburger Todespiloten Marwan al-Shehhi kannte und Gast auf der Hochzeit des mutmaßlichen Cheflogistikers der Hamburger Zelle, des flüchtigen Said Bahaji, war, wird die Frage lauter, welche Rolle der Mann möglicherweise spielt.

Doch nicht nur wegen der Causa Darkazanli wächst in der Bundesregierung die Erkenntnis, dass in der Vergangenheit wohl nicht genug getan wurde, um das Netzwerk der Islamisten zu durchleuchten. Mal litt der Verfassungsschutz angeblich unter Personalmangel. Dann gab es Schwierigkeiten mit dem starren deutschen Strafrecht, das verhinderte, dass die Bundesanwaltschaft ein umfassendes Ermittlungsverfahren gegen das Bin-Laden-Netz in Deutschland einleiten konnte. Denn der Paragraf 129 a lässt Ermittlungen gegen ausländische Terrorgruppen nur dann zu, wenn sie in Deutschland einen Ableger gegründet haben. Solange die Anhänger hier nur unorganisiert Propaganda machen oder ihren Glaubensgenossen logistisch unter die Arme greifen, bleiben sie straffrei.

Immerhin: Zweimal hatte das Bundeskriminalamt auf ein umfassendes Ermittlungsverfahren gedrängt, einmal im Januar 2000, dann noch einmal nach der Verhaftung von Mitgliedern einer Frankfurter Zelle, die im vergangenen Jahr einen Anschlag auf den Weihnachtsmarkt in Straßburg geplant haben sollen. Nur mit Telefonüberwachungen, Vernehmungen und dem Filzen von Konten, nur mit groß angelegten Strukturermittlungen, so argumentierten die Fahnder schon damals, könne das im Schatten liegende Umfeld der Organisation aufgehellt werden. Ausdrücklich erwähnt wurde in einem BKA-Dossier vom 20. April 2000 auch Darkazanli.

Das Auswärtige Amt wird nun erklären müssen, warum der Gesundheitsminister der

CORBIS SYGMA (L.); ACTION PRESS (R.)

KNUT MÜLLER

Verdächtige Salim, Bahaji, Al-Kuds-Moschee
Treffpunkt der mutmaßlichen Terrorpiloten aus Hamburg

geächteten Taliban-Regierung, Mullah Abbas Akhund, von der deutschen Botschaft in Pakistan ein Visum für einen Besuch in Deutschland erhalten hat. Dabei unterlag der Mann einem Reise-Embargo der Uno. In Hamburg warb der Mullah am 27. Januar im Gemeindesaal der evangelisch-lutherischen Kreuzkirchengemeinde in Billstedt ganz offen für Bin Laden: „Er hat uns sehr geholfen." Der Verfassungsschutz stand vor der Tür und notierte Kennzeichen der angereisten Teilnehmer. Mehr, beteuern die Staatsschützer, sei nicht möglich gewesen.

Aber selbst wenn mancher in der Regierung heute ziemlich unglücklich darüber ist, dass in der Vergangenheit nicht mit Hochdruck gegen die islamischen Radikalen ermittelt wurde, gilt die Parole: „Kein öffentlicher Streit". Niemand habe sich schließlich so etwas wie den 11. September vorstellen können.

Erst vorvergangene Woche trafen sich die Staatssekretäre von Innen- und Justizministerium, Claus Henning Schapper und Hansjörg Geiger, mit BKA-Präsident Ulrich Kersten und Generalbundesanwalt Kay Nehm. Sie einigten sich auf die Marschlinie, man müsse jetzt nach vorn schauen.

Mit dem neuen Terrorismusparagrafen 129 b, der Ende vergangener Woche den Bundesrat passierte, könne sich so etwas ohnehin nicht wiederholen. Künftig dürfen Sicherheitsbehörden nämlich auch hier zu Lande gegen Anhänger ausländischer Gruppen umfassend ermitteln.

Jetzt, da die Republik die größte Fahndung seit RAF-Zeiten erlebt, wird jeder Spur gezielt nachgegangen – der 11. September hat die Fundamentalisten endgültig zum Staatsfeind Nr. 1 gemacht. Allein 415 Beamte hat das BKA zusammengezogen, die Sonderkommission „USA" überprüft 5164 Hinweise. In dieser Woche beginnen gigantische Rasterfahndungen. Nur im Berliner Innenministerium Otto Schilys mochte die Leitungsabteilung den kollektiven Betriebssausflug nach Brandenburg einige Tage nach dem Anschlag nicht absagen.

Wie ernst die Lage ist, zeigte sich am vergangenen Donnerstagabend: Die Polizei nahm in Wiesbaden einen Jemeniten und zwei Begleiter fest, die im Verdacht stehen, dem Netzwerk der Mudschahidin-Kämpfer anzugehören.

Bei sich trugen sie eine geladene Waffe, gefälschte Pässe, Kreditkarten und Führerscheine sowie die Pläne verschiedener deutscher Großstädte. Sichergestellt wurde auch ein Flugschein nach Pakistan – Rückflug Juli 2002. Die Bundesanwaltschaft prüft, ob sie das Verfahren übernimmt.

Angesichts der angespannten Sicherheitslage ist die Regierung ob dieser Ereignisse hochnervös – am vergangenen Freitag wurden die Innenminister aller Länder unterrichtet.

Dass direkt nach den Anschlägen vor allem die Hamburger Polizei mit ihrer Fahndung erfolgreich war und bereits einen Tag später mit einer groß angelegten Durchsuchungsaktion Furore machte, hatte einen einfachen Grund: Zumindest vier Kontaktleute der mutmaßlichen Hamburger Todespiloten waren einschlägig bekannt. Man habe bei „einigen Personen bruchstückhafte Anhaltspunkte dafür gehabt", erklärt das Hamburger Landesamt für Verfassungsschutz, „dass sie mit dem Umfeld von Bin Laden möglicherweise in Kontakt stehen könnten".

Bei Darkazanli, dessen Wohnung auch durchsucht wurde, war es wohl ein bisschen mehr. Er galt dem BKA und auch den US-Behörden als heiße Spur. In dem BKA-Dossier wird er auch in Verbindung mit Wadih al-Hage gebracht, der von einem New Yorker Gericht im vergangenen Mai wegen seiner Beteiligung an den Bombenanschlägen auf die US-Botschaften in Nairobi und Daressalam (263 Tote, mehr als 4000 Verletzte) verurteilt wurde. Osama Bin Laden selbst sagte über ihn: „Al-Hage war einer unserer Brüder, den Gottes Güte auf den Pfad lenkte, afghanischen Flüchtlingen zu helfen."

Erstmals war Darkazanli den deutschen Behörden nach der Festnahme des zeitweiligen Finanzchefs Bin Ladens, Mamduh Mahmud Salim, aufgefallen, den ein Einsatzkommando im September 1998 bei München überwältigt hatte.

Bei den Ermittlungen stellten die Fahnder fest, dass Darkazanli gemeinsam mit Salim am 6. März 1995 in eine Hamburger Filiale der Deutschen Bank gekommen war. Der erteilte Darkazanli Vollmacht für sein Konto, bevor er wieder auf Reisen ging.

Salim gerierte sich später bei seinen Vernehmungen in Deutschland als verfolgte Unschuld. Immer wieder verfiel er in Weinkrämpfe und bat um eine Pistole. Nur eine Kugel bitte, damit er sich erschießen könne.

Darkazanli kenne er eigentlich kaum, gab Salim zu Protokoll. Wie um dies zu beweisen, nannte er ihn stets „Dargazelli". An dieser Version haben die Ermittler ihre

JANE ROSENBERG / AP

Prozess gegen Terrorist al-Hage (r., in New York)*: *Von Gottes Güte auf den Pfad gelenkt*

* Am 6. Februar wegen der Attentate auf die US-Botschaften in Kenia und Tansania.

Zweifel: Denn der Uhlenhorster Kaufmann besaß nach BKA-Erkenntnissen zumindest zeitweise eine weitere Kontovollmacht, die wiederum in das engste Umfeld des Finanzchefs Bin Ladens führen soll.

Das Konto gehörte Sadek Walid A., der in Bayern eine kleine Im- und Exportfirma betrieb. A. stand spätestens seit 1994 in engster Verbindung zu Salim. Er hatte ihm immer mal wieder die nötigen Einladungen geschrieben, die Salim für seine Deutschland-Visa benötigte.

Salim und A., so haben die Amerikaner dem BKA gemeldet, seien Teil jenes Teams, das Bin Ladens Organisation mit Massenvernichtungswaffen zur terroristischen Supermacht aufrüsten sollte. Salim wartet deshalb in den USA auf seinen Prozess.

Dass gegen Darkazanli und A. bis heute in Deutschland nur eine ziemlich zähe Ermittlung wegen des Verdachts der Geld-

WINFRIED ROTHERMEL / AP

Generalbundesanwalt Nehm
Lieber nach vorn schauen

wäsche läuft, ist für US-Fahnder unverständlich. Dagegen beharrt die zuständige Frankfurter Staatsanwaltschaft darauf, dass sich harte Belege für strafbare Handlungen bis heute nicht hätten finden lassen – auch die Amerikaner hätten nichts geliefert. „Bei uns ist alles nur Nebel."

Ganz ähnlich endeten auch die Bemühungen des Hamburger Verfassungsschutzes um Darkazanli. Ein paar Observierungen fanden statt, aber auf die Steuerakten etwa hatte das Amt keinen Zugriff. Als nichts Handfestes herauskam, schlief die Ermittlung ein. Man hatte auch anderes zu tun: Die Gefahr durch radikale Islamisten schien weit weg, Rechtsradikalismus war real. So blühte die Szene im Verborgenen – und nicht nur in Hamburg, wo sich mutmaßliche Terrorpiloten in der Al-Kuds-Moschee im Stadtteil St. Georg trafen, weitgehend unbeobachtet. Erst im Nachhinein fügt sich das Bild: Der Logistiker Bahaji etwa war dem Amt mehrfach ins Visier geraten, weil er sich mit amtsbekannten Islamisten traf.

Darkazanli, in dessen Wohnhaus ein Bild des World Trade Center mit der Aufschrift „Amerikaner – wir sind bei Euch" hängt, hält das ganze ohnehin nur für „ein großes Missverständnis". Mit Bin Laden habe er nichts zu tun, die drei Hamburger Attentäter kenne er „nur vom Sehen".

Auch bei Geschäftspartnern in Hamburg besitzt der Mann, der mit Elektronikteilen und Restposten aller Art handelt, einen guten Ruf. Nur dass er sich aus religiösen Gründen schon mal weigerte, Frauen die Hand zu geben, irritierte.

Beim BKA reicht das Unwohlsein wohl tiefer: Denn Verbindungen der Terrorgruppe gibt es nicht nur in Hamburg. So hat das Amt festgestellt,

- dass der Algerier Samir Haiji, der bei einer Verkehrskontrolle in Frankfurt am 29. Juni 1999 vier Polizisten anschoss, offenbar Verbindungen zu Bin Ladens Al-Qaida-Organisation besaß und sein Mitfahrer in Afghanistan ausgebildet worden war;
- dass einige der Insassen des Wagens Kontakt zu einer Gruppe besaßen, die wiederum enge Beziehungen zu Ahmed Ressam hatte, der im Dezember 1999 an der kanadisch-amerikanischen Grenze mit 58 Kilogramm hochexplosivem Sprengstoff erwischt wurde;
- dass eine vermutlich in Baden-Württemberg residierende Zelle vom Kommandanten eines Mudschahidin-Bataillons in Bosnien mit Sprengstoff für Anschläge in Europa versorgt werden sollte.

Aber weiter, als bis zu der alarmierenden Erkenntnis, dass Deutschland zu einer logistischen Basis für die Gotteskrieger zu werden drohe, reichte es nicht ohne förmliches Ermittlungsverfahren.

Dass es auch jetzt unendlich schwer wird, die Islamisten auszuschalten, ist den Staatsschützern klar. Einen „terroristischen Globalisierungseffekt" haben sie ausgemacht. Nach Bin Ladens Aufruf zum weltweiten Kampf gegen „Juden und Kreuzritter" könnten Fanatiker überall in seinem Namen zuschlagen – auch wenn er nicht direkt den Befehl dazu gäbe.

Mudschahidin, die bereits von einem der dreiteiligen Terrorlehrgänge (Ausbildung an leichten Waffen, religiöses Studium, Sprengstoffunterrichtung) in Afghanistan nach Europa zurückgekehrt sind, handeln nach Überzeugung des BKA ohnehin „völlig autonom". Ohne eine Rücksprache „an entscheidender Stelle" könnten sie über „eigene Anschlagsziele entscheiden".

Darunter war möglicherweise sogar das Atomkraftwerk Stade. Dort stand im Mai ein Student der TU Hamburg-Harburg auf der Besucherliste. Sein Steckenpferd sind biometrische Erkennungssysteme, wie sie bei Zugangskontrollen zu Hochsicherheitstrakten verwendet werden. Doch offenbar galt sein Interesse nicht nur der Technik – auf seiner Homepage fanden sich Links zu radikal-islamischen Seiten.

GEORG MASCOLO, DIETMAR PIEPER, ANDREAS ULRICH

TERRORISMUS

Anleitung zum Massenmord

Die Attentäter von New York und Washington gingen exakt nach einer Dienstanweisung vor: Am Abend vor der Tat mussten sie ihre Körper parfümieren, am Morgen beten und die Waffen prüfen – und dann ein Massaker verüben. Dieser spirituelle Leitfaden und das Testament Mohammed Attas zeigen, welche Hybris die Männer trieb.

Es war ein sonniger Morgen, oder wie es im Leitfaden für Selbstmordattentäter heißt: „Der Himmel lächelt, mein junger Sohn, denn du marschierst zum Himmel."

Es lässt sich heute nicht mehr klären, wie genau Mohammed Atta, 33, Stadtplaner aus Kairo, ehemaliger Student der Technischen Universität Hamburg-Harburg, den Anweisungen des spirituellen Leitfadens für Selbstmordattentäter gefolgt ist. Aber Atta war ein artiger Terrorist. Zu vermuten ist, dass er jedes Wort aufgesaugt und als Weisung Gottes verstanden hat. Wahrscheinlich also hat er gehorcht, Befehl für Befehl. Wäre er sonst zu dieser Tat fähig gewesen?

Den Abend und die Nacht verbrachte Atta im „South Portland Comfort Inn", Zimmer 232. Was tut ein Massenmörder am Abend vor dem Massenmord? „Du solltest rezitieren, dass du für Gott stirbst. Rasiere das gesamte überflüssige Haar von deinem Körper, parfümiere deinen Körper, und wasche deinen Körper", steht im Leitfaden für Selbstmordattentäter.

Sollte Atta schlecht geschlafen haben, so wusste sein kleines Brevier Rat: „Stehe in der Nacht auf, und bete für den Sieg, dann wird Gott alles leicht machen und dich beschützen." Hat Atta womöglich gezweifelt, hat er ein letztes Mal daran gedacht auszusteigen? Jetzt nicht schwach werden, lehrt der Leitfaden: „Öffne dein Herz, denn du bist nur einen kurzen Moment entfernt von dem guten, ewigen Leben voller positiver Werte in der Gesellschaft von Märtyrern." Vielleicht hat Mohammed Atta dieser eine Satz überzeugt, vermutlich aber musste er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr überzeugt werden.

Am Morgen des 11. September machte sich Atta schön. „Binde deine Schuhe sehr eng zu, und trage Socken" – natürlich. „Erinnere dich an dein Gepäck, die Kleidung, das Messer und die Dinge, die du brauchst" – eine Selbstverständlichkeit. Mohammed Atta nahm das Flugzeug von Portland im Bundesstaat Maine nach Boston, landete verspätet, rannte durch den Flughafen und erwischte die Boeing 767, Flug 011 der American Airlines.

Seine Boeing.

AP

PORTLAND POLICE DEPARTMENT / DPA

Terroristen Bin Laden, Atta (am 11. September in Portland): *„Du stirbst für Gott"*

„Schlag sehr hart in das Genick", steht im Leitfaden für Selbstmordattentäter.

Härter ging es nicht: Atta steuerte die Boeing 767 gegen den nördlichen Turm des World Trade Center, und das war der Beginn jener Katastrophe, die die Welt verändert hat.

Es war ein Massenmord nach Dienstanweisung.

Denn jeder Schritt, jeder Gedanke, der für diese Tat nötig war, steht in jenem Papier, das Fahnder der amerikanischen Bundespolizei FBI schon kurz nach dem Anschlag beschlagnahmten. Das Schreiben (Wortlaut Seite 36) zeigt, wie sehr die Täter und jene Männer, welche die Täter auf ihre letzte Reise schickten, gehasst haben müssen: den Westen, die Weltwirtschaft, die Ungläubigen.

Das Ganze ist ein bizarrer, wütender, nach westlichem Verständnis schreiend selbstgerechter Text, ein Dokument des Wahns, ein Beweis jener Hybris, die man wohl braucht für ein solches Verbrechen. Und es ist ein erschütternder Text – wenn man vor Augen hat, was daraus wurde.

Dass das dreiseitige Papier samt Deckblatt erhalten ist, ist Zufall, sonst nichts. Attas Gepäck, eine Reisetasche, war in Boston nicht rechtzeitig umgeladen worden und blieb liegen. Eine Tasche wie viele andere, so schien es zunächst, Routine für den „Lost Luggage"-Schalter – bis das World Trade Center zusammenstürzte.

Ein paar Stunden nach dem Anschlag wurde die Tasche durchsucht, und neben Piloten-Uniformen und Flugvideos, notierte das FBI, sei auch ein „Abschiedsbrief" gefunden worden. Es war der erste Hinweis darauf, dass radikale Islamisten hinter dem Anschlag stecken könnten.

Darum hatten die US-Ermittler bereits kurz nach 22 Uhr an jenem 11. September eine erste Übersetzung aus dem Arabischen ins Englische gefertigt. Der Staatsschutz des Bundeskriminalamtes (BKA) in Meckenheim wurde eingeschaltet und erhielt den englischen Text, vermutlich auch eine Kopie des Originals. Eilig übertrugen die Ermittler den englischen Text ins Deutsche. Immer und immer wieder wurde seitdem Korrektur gelesen, um verborgene Hinweise zu finden.

Die Brisanz der Texte wurde bei den deutschen Behörden womöglich nicht gleich erkannt. Doch dann kursierten erste Abschriften der Übersetzungen unter Berliner Politikern, und in den Regierungszentralen schrillten die Alarmglocken.

Joschka Fischer erschauderte nach Lektüre der Märtyrerfibel auf der Regierungsbank: „Da schlägt die schreckliche Mentalität dieser Fanatiker voll durch." Es sei schlicht nicht zu begreifen, räsonierten Berater des Bundesaußenministers, wie Studenten aus bürgerlichem Milieu und mit viel versprechender Zukunft einem solchen religiösen Wahnsinn erliegen konnten.

RICHARD DREW / AP

Einsturz des World Trade Center am 11. September: *„Öffne dein Herz“*

Die Fischer-Truppe beschloss, das Pamphlet im Panzerschrank wegzuschließen. „Eine Veröffentlichung wäre unverantwortlich“, befand Staatssekretär Gunter Pleuger, „dieser Text könnte anti-islamische Reaktionen und geradezu einen Kulturkampf hervorrufen.“ Aber ewig lässt sich ein solches Dokument nicht verstecken – am Donnerstag vergangener Woche fand es den Weg in die Öffentlichkeit.

Und es gibt noch einen Schlüssel zum Denken der Attentäter. In Attas Tasche wurde auch sein Testament gefunden, verfasst am 11. April 1996. Die 18 Punkte machen deutlich, wie streng, wie fundamentalistisch Atta dachte. „Weder schwangere Frauen noch unreine Personen sollen von mir Abschied nehmen – das lehne ich ab“, hat Atta da notiert (Wortlaut Seite 32).

„Grauenhaft“ findet diesen Text der Hamburger Islamwissenschaftler Gernot Rotter, denn „Atta muss einer pseudoreligiösen Gehirnwäsche unterworfen worden sein“. Offensichtlich habe er sich der strengen sunnitischen Rechtsschule der Hanbaliten verpflichtet gefühlt, der herrschenden Lehrmeinung in Saudi-Arabien. Rotter: „Die Unreinheit von Frauen hat bei Atta psychopathische Züge angenommen.“

Für die Ermittlungen ist die Dienstanweisung zum Mord im Namen Allahs bedeutender. „Dieser Brief war der letzte Kick, die Versicherung, dass die Leute wirklich bei der Stange bleiben“, sagt ein Fahnder. Und der Brief gilt den Ermittlern als bisher bester Beleg dafür, dass Atta gezielt auf den Anschlag vorbereitet wurde – von jemandem, der ihn führte, motivierte, ausbildete, von jemandem also, der ihn am Ende so weit unter Kontrolle hatte, dass Atta alles tat, was ihm aufgetragen wurde.

Es muss ein älterer Mann gewesen sein, so viel scheint sicher. Ein Lehrer oder ein Verführer, einer, der mit Schmeicheleien, sanftem Druck oder Drohungen dafür sorgte, dass Atta und Kumpanen dabei blieben. Saß der, der diese Aufgabe übernahm,

„Courage, gepaart mit Hass, Grausamkeit und Selbstlosigkeit“

womöglich in Deutschland? Beim BKA weiß man, dass junge Leute „zumeist in Moscheen und Islamischen Zentren von alteingesessenen, islamistisch orientierten Muslimen für den Dschihad gewonnen und vermittelt wurden“. Aber wer lenkte die Terroristen dann in Amerika? Oder war alles viel simpler, war Atta vielleicht schon im Nahen Osten geschult worden und seit Jahren so gefestigt, dass er ganz allein für den Zusammenhalt in der Gruppe sorgte?

Der Originalbrief liegt beim amerikanischen FBI. Alles, was die Kriminaltechnik zu bieten hat, wird nun an dem arabischen

Das Testament des Terrorpiloten Mohammed Atta

Am Tag der Anschläge auf das World Trade Center wurde im Bostoner Logan Airport eine Reisetasche gefunden: das nicht rechtzeitig umgeladene Gepäck des Terrorpiloten Atta, der die Boeing 757, Flug 011 der American Airlines, in den Nordturm steuerte. Unter den Schriftstücken sein letzter Wille, verfasst im April 1996.

BRIAN SNYDER / REUTERS

Logan Airport: *„Ungläubige niederschlagen“*

„Im Namen Gottes, des Allmächtigen“

Ich, Mohammed, der Sohn von Mohammed al-Amir Awad al-Sajjid, wünsche mir, dass Folgendes nach meinem Tod stattfindet: Ich glaube, dass Mohammed Gottes Gesandter ist, und habe nicht den geringsten Zweifel, dass die Zeit kommen wird, da Gott alle Menschen aus ihren Gräbern wiederauferstehen lässt. Ich wünsche, dass meine Familie und jeder, der dies hier liest, den allmächtigen Gott fürchtet und sich nicht durch das Leben ablenken lässt; dass sie Gott fürchten und ihm und seinem Propheten nacheifern, wenn sie denn wahre Gläubige sind. Zu meinem Angedenken sollten sie sich verhalten nach dem Vorbild (des Propheten) Abraham, der seinem Sohn auftrug, als guter Muslim zu sterben. Wenn ich sterbe, sollten diejenigen, die meinen Besitz erben, Folgendes beachten:

1. Diejenigen, die meinen Leichnam aufbahren, sollten gute Muslime sein, denn das wird mich Gott und seiner Vergebung empfehlen.

2. Diejenigen, die meinen Leichnam aufbahren, sollten mir die Augen schließen und beten, dass ich zum Himmel aufsteige, sie sollten mir neue Kleider geben und mich nicht in jenen lassen, in denen ich starb.

3. Niemand soll meinetwegen weinen, schreien oder gar seine Kleider zerreißen und sein Gesicht schlagen – das sind törichte Gesten.

4. Niemand, der in der Vergangenheit nicht mit mir auskam, soll mich nach meinem Tod besuchen, küssen oder von mir Abschied nehmen.

5. Weder schwangere Frauen noch unreine Personen

AP

Atta
„Als guter Muslim sterben“

sollen von mir Abschied nehmen – das lehne ich ab.

6. Frauen sollten nicht für meinen Tod Abbitte leisten. Ich bin nicht verantwortlich für Tieropfer vor meinem aufgebahrten Leichnam – das widerspricht den Lehren des Islam.

7. Diejenigen, die Totenwache halten, sollten Gottes gedenken und beten, dass ich bei den Engeln bin.

8. Jene, die meinen Leichnam waschen, sollen gute Muslime sein. Es sollten auch nicht zu viele Leute sein, es sei denn, das wäre unbedingt notwendig.

9. Derjenige, der meinen Körper rund um meine Genitalien wäscht, sollte Handschuhe tragen, damit ich dort nicht berührt werde.

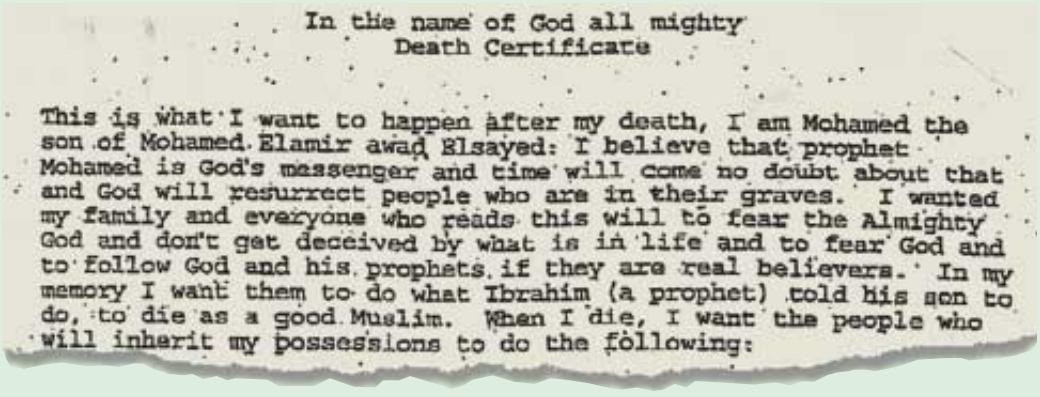
10. Die Totenkleider sollen aus drei Stücken weißen Tuches sein, aber nicht aus Seide oder anderweitig teurem Material.

11. Frauen sollen weder bei der Beerdigung zugegen sein noch irgendwann später sich an meinem Grab einfinden.

12. Die Beerdigung soll leise vonstatten gehen, denn Gott hat gesagt, dass er bei drei Anlässen Ruhe schätzt: bei der Lektüre des Koran, bei Begräbnissen und wenn man sich beim Gebet zu Boden wirft. Die Beerdigung soll schnell erfolgen, im Beisein von vielen Menschen, die für mich beten.

13. Bei der Grablegung sollte ich zusammen mit guten Muslimen bestattet werden, das Gesicht gen Mekka.

Atta-Text (englische Übersetzung des FBI): *„Weder schwangere Frauen noch unreine Personen“*



In the name of God all mighty
Death Certificate

This is what I want to happen after my death, I am Mohamed the son of Mohamed Elamir awad Elsayed: I believe that prophet Mohamed is God's messenger and time will come no doubt about that and God will resurrect people who are in their graves. I wanted my family and everyone who reads this will to fear the Almighty God and don't get deceived by what is in life and to fear God and to follow God and his prophets if they are real believers. In my memory I want them to do what Ibrahim (a prophet) told his son to do, to die as a good Muslim. When I die, I want the people who will inherit my possessions to do the following:

14. Ich will auf meiner rechten Seite liegen. Dreimal soll Erde auf meinen Körper geworfen werden, mit dem Spruch: „Du kommst aus Staub, bist Staub, und zum Staub kehrst du zurück. Und aus dem Staub wird ein neuer Mensch entstehen.“ Danach sollte jeder Gottes Namen rufen und bezeugen, dass ich als Muslim starb, im Glauben an Gottes Religion. Alle, die an meiner Beerdigung teilnehmen, sollen für mich um Vergebung bitten.

15. Eine Stunde sollten die Menschen an meinem Grab zubringen, auf dass ich ihre Gesellschaft genießen kann; ein Tieropfer soll erfolgen, das Fleisch an die Bedürftigen verteilt werden.

16. Es gibt die Sitte, alle 40 Tage oder einmal jährlich der Toten zu gedenken. Das möchte ich nicht, denn es entspricht nicht den islamischen Gebräuchen.

17. Bei der Beerdigung sollte niemand Sprüche auf Papier niederschreiben, die man dann als Talisman in der Tasche herumträgt. Das ist ein Aberglaube. Besser sollte die Zeit genutzt werden, um zu Gott zu beten.

18. Das Vermögen, das ich zurücklasse, soll nach den Regeln der islamischen Religion aufgeteilt werden – so wie der allmächtige Gott es uns aufgetragen hat: ein Drittel für die Armen und Bedürftigen. Meine Bücher sollen in den Besitz einer Moschee übergehen. Jene, die mein Testament vollstrecken, sollten Führer der Sunniten sein. Wer immer es ist, er sollte aus der Gegend stammen, in der ich groß wurde, oder ein Mensch, dem ich beim Gebet folgte. Sollte die Zeremonie nicht dem islamischen Glauben entsprechen, werden die Betroffenen dafür zur Verantwortung gezogen. Diejenigen, die ich zurücklasse, sollen gottesfürchtig sein und sich nicht von den Dingen, die das Leben bietet, etwas vorgaukeln lassen – stattdessen sollten sie zu Gott beten und gute Gläubige sein. Wer den Anweisungen dieses Testaments nicht entspricht oder den Geboten der Religion zuwiderhandelt, wird dafür letztendlich zur Verantwortung gezogen.

So geschrieben am 11. April 1996, nach dem islamischen Kalender im Dhu al-Kada im Jahr 1416.

Geschrieben von:
Mohammed al-Amir Awad al-Sajjid

Zeuge: Abd al-Ghani Muswadi
(Unterschrift)
Zeuge: al-Mutasadik Munir
(Unterschrift)

AP

Beerdigung eines Hisbollah-Opfers in Istanbul: *Eine neue Art von Kriegsführung*

Schriftstück ausprobiert. Es geht um Fingerabdrücke, den Schrifttyp, die Herkunft des Papiers. Wo wurde es verkauft und wann? Die Antwort könnte immerhin klären, wo der Masterplan entworfen wurde. Eine Textanalyse durch Religionssachverständige soll nun weitere Hinweise auf den Regisseur des Massakers bringen.

Attas Verführer habe für sein Brevier nur besonders militante Koranverse herausgesucht, sagt Orientalist Rotter: „Er verliert kein Wort darüber, dass nur gegen ungläubige Angreifer gekämpft werden darf und nicht gegen Frauen und Kinder.“

Einen Beweis für eine Rekrutierung Attas in Deutschland gibt es bisher nicht. Aber ebenso fehlt bisher jede Erkenntnis, dass er je eines der Ausbildungslager Bin Ladens besucht hat. Sein Verhalten allerdings erinnert Fahnder an das, was jenen Dschihadisten beigebracht wird, die keinen Verdacht erwecken dürfen: das elegante Auftreten eines Sohns aus gutem Hause, der sich so weltläufig, so westlich gibt, dass er sogar gegen die Regeln des Islams verstößt. Das ist erlaubt und erwünscht, wenn es den Feind täuscht – der Heilige Krieg heiligt viele Mittel.

Und dieser Krieg, das glauben Männer wie Atta, verspricht denjenigen die ewige Nähe Gottes, die die äußerste Waffe einsetzen, die gefährlichste von allen, jene Waffe nämlich, gegen die keine Strafverfolgung der Welt ankommt: die Vernichtung des eigenen Lebens mit dem Ziel größtmöglicher Zerstörung.

Nichts sonst ist derart destruktiv. Im Selbstmordattentäter, schreibt der Göttinger Soziologe Wolfgang Sofsky, „paaren sich kalte Courage mit schonungsloser Grausamkeit, bodenloser Hass mit Selbstlosigkeit“. Und dann kommen wohl noch Größenwahn und ein schon krankhaftes Gottvertrauen hinzu.

„Furchtbar ist es zu töten“, heißt es in der „Maßnahme“ von Bertolt Brecht. „Aber nicht andere nur, auch uns töten wir, wenn es Not tut, da doch nur mit Gewalt diese tötende Welt zu ändern ist, wie jeder Lebende weiß.“ Die RAF-Terroristin Gudrun Ensslin hatte den Text nach dem Selbstmord in ihrer Zelle hinterlassen – und dieser Satz wirkt heute wie das Leitmotiv aller Selbstmordattentäter.

Menschliche Bomben, die sich „Schahid“ – im Dschihad gefallene Märtyrer – nennen, wurden im Nahost-Konflikt erstmals 1983 von der schiitischen Hisbollah-Miliz („Partei Gottes“) eingesetzt. Damals steuerte ein Gotteskrieger im Libanon seinen Pkw neben ein israelisches Militärfahrzeug und sprengte sich in die Luft; er war das Vorbild für eine neue Art von Kriegsführung.

Ein Jahrzehnt lang verfügte nur die Hisbollah über Kämpfer, die zu solchen Kamikaze-Aktionen bereit waren – dann sorgte eine Aktion israelischer Sicherheitsbehörden für eine Ausweitung der Kampfzone. Im Herbst 1992 wurden an einem einzigen Tag 415 Aktivisten der Hamas und des Islamischen Dschihad in den besetzten Gebieten festgenommen und mit Bussen in den Libanon abgeschoben.

Sie landeten in einem Lager im Grenzgebiet, wo sich schiitische Hisbollah-Milizen rührend kümmerten. Sie beschafften nicht nur Nahrung und Kleidung, sondern brachten den Deportierten auch die Philosophie des „Heiligen Krieges“ nahe: Der Sieg ist wichtig, aber noch wichtiger ist das Märtyrertum. Nach einem Jahr durften die Hamas- und Dschihad-Aktivisten zurück in ihre Dörfer – und mit ihnen zog eine neue Form des Kampfes gegen Israel ein.

Anders als bei den Attentätern des 11. September handelt es sich bei den Schahid der Hamas und des Islamischen Dschihad überwiegend um Angehörige der Unterschicht – junge Männer im Alter zwischen 18 und 24 Jahren, unverheiratet, mit geringer Bildung und meist ohne Arbeit. Und auf einmal hatten sie eine – und zwar die edelste. „Du tust Arbeit, die Gott gefällig

ist und die er segnet.“ So steht es in der Anleitung für den Massenmörder Atta. Und so ähnlich haben wohl auch die ersten muslimischen Selbstmordattentäter gedacht, die Assassinen.

Man könnte sie auch Attas Ahnen nennen.

Diese islamische Sekte befehligte ein geheimnisumwitterter Anführer aus einem versteckten Adlernest, immer nahe den Wolken, immer nahe bei Gott. Mal soll die Kommandozentrale im zerklüfteten Elburs Nordpersiens gelegen haben, mal im Massiv des syrischen Masjaf, mal im heutigen Afghanistan. Hassan Bin al-Sabah und Raschid al-Din Sinan hießen die berühmtesten Anführer; sie hielten sich der Legende nach für die einzig wahrhaften – und wehrhaften – Muslime. Dass sie selbst bei der Mehrheit ihrer Glaubensbrüder keinen Rückhalt fanden konnten, störte die Berg-Herren nur wenig: Sie fühlten sich ja als Avantgarde.

Ihr Trupp zählte nie mehr als 60 000 Mann, und doch konnten die Gotteskrieger aus dem ismailitischen Zweig der Schiiten ab dem Ende des 11. Jahrhunderts die hochgerüsteten Reiche zwischen Mittelmeer und Euphrat fast 200 Jahre lang immer wieder mit ihren Aktionen terrorisieren. „Es war wohl ehrenhafter, den Mordanschlag selbst nicht zu überleben“, sagt der britische Orientalist Bernard Lewis.

Im Drogenrausch und in Erwartung des Paradieses könnten Menschen solche Taten begehen, vermuteten ihre westlichen Feinde und malten sich – verruchter, verführerischer Orient! – Rauschgifthöhlen und Bordelle aus. Vieles entsprang der Phantasie, aber nicht alles: „Haschischi“, Hasch-Konsumenten, lautete der arabische Name der Sekte, vermutlich nicht ohne Grund. „Assassin“ machten die Kreuzritter daraus, und noch heute bezeichnet man im Französischen und Englischen mit diesem Wort „Meuchelmörder“.

Schlimm genug, dass sie meuchelten; schwer fassbar, wie sie es taten: Ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben sollen die Gotteskrieger sich auf die Potentaten gestürzt haben. Sie töteten den Kalifen al-Amir in Kairo und den Herrscher al-Mustarschid in Bagdad – besessen von religiösem Wahn, verführt von einem charismatischen Möchtegern-Heiligen auf Erden.

Die Parallelen zu den Massenmördern von heute sind verblüffend: Auffallend sind der religiös verbrämte Hass gegen die Mächtigen und der Versuch, ihre Symbole zu treffen; die langfristige Unterwanderung der feindlichen Schaltzentralen als „Schläfer“ und die bedingungslose Bereitschaft zu Mord und Selbstmord – und natürlich das Versteck eines geheimnisvollen Drahtziehers in einem unzugänglichen Terrain.

BILD ZEITUNG

Reisender Atta (1995 in Istanbul): *Es sah aus, als wäre er angekommen im Westen*

Osama Bin Laden: eine Art Reinkarnation des Alten vom Berge? Seine islamistische Terror-Internationale al-Qaida: Neuauflage eines mittelalterlichen Geheimbundes? Die Assassinen in der Literatur: genau studiertes Vorbild der Attentäter von Manhattan und Washington?

Zumindest eines ist klar: Bin Laden, 46, ist mit dem Koran und auch der Geschichte des Islam vertraut. „Schläfer“, wie Mohammed Atta, haben sich in Arbeitskreisen mit allen Aspekten religiöser Vergangenheit vertraut zu machen versucht und womöglich auch das Standardwerk des Assassinen-Forschers Lewis gelesen. Atta wählte als Thema seiner (mit Bestnote bewerteten) Diplomarbeit ein Altstadt-Viertel von Aleppo – nirgendwo hatten die Assassinen in ihrer Hochzeit so viele Anhänger wie in dieser syrischen Stadt.

Lewis’ Buch ist ein wissenschaftliches Werk. Unter den fanatischen Muslimen zirkuliert derzeit vor allem ein anderes Traktat: Said Ajubs „Der falsche Messias“; darin werden die ehemalige Sowjetunion und die USA, Hammer und Sichel und Sternenbanner, als Symbole Gottloser, die islamische Welt fremdbestimmender, zerstörungswürdiger Mächte betrachtet. Männer wie die Manhattan-Attentäter haben ein apokalyptisches, auf diesen Schriften beruhendes Weltbild. Und als Angehörige der „wahren Religion“ fühlen sie sich allen anderen überlegen.

Koranstellen, die ihnen Recht zu geben scheinen, finden sich leicht. „Allah liebt diejenigen, die auf seinem Weg in Schlachtordnung kämpfen“, heißt es in Sure 61. Und: „Siehe! Ich wurde mit dem Schwert geschickt (von Gott), bis die Stunde (des Jüngsten Gerichts) eintritt … Erniedrigung sei denen, die gegen meine Sache stehen.“

Doch Selbstmordattentate?

„Stürzt euch nicht mit eigenen Händen ins Verderben!“, das steht auch im Koran. Leben und Sterben liegen in der Hand Gottes, selbst bei Schmerzen und medizinischer Hoffnungslosigkeit darf man sich kein Ende setzen: „Wer sich selbst durchbohrt, um sich zu töten, der wird sich in der Hölle durchbohren, und wer sich vom Berg stürzt, der wird sich in der Hölle im ewigen Fall befinden.“

Politische Selbstmordattentate sind demnach unzulässig – und werden doch unter islamischen Gelehrten heftig diskutiert. Denn in Extremsituationen, so sagt eine Denkschule, wenn der Islam aufs Höchste gefährdet sei, wäre ein Märtyrertod zu rechtfertigen – gegen Besatzer, nicht gegen Zivilisten. Dabei basteln sich die Scharfmacher eine Hilfskonstruktion: Der ägyptische Gelehrte Jussuf al-Karadawi etwa, weigert sich in diesem Zusammenhang von „Selbstmordanschlägen“ zu sprechen. Seiner Ansicht nach handelt es sich um „Operationen“, die dazu dienen, Tyrannei und Unrecht einzuschränken. Der Täter ist seiner Interpretation nach ein Schahid, ein Märtyrer.

Und auch Osama Bin Laden hat seit jeher versucht, seinem Dschihad ein religiöses Fundament zu geben. Möglicherweise ist die Anleitung Attas ja sogar Teil des Manuskripts „America and the Third World War“, an dem Bin Laden arbeitet und dessen Blätter bereits lose zirkulieren.

„Es ist die Pflicht jedes Muslim, in jedem Land Amerikaner zu töten“

In seiner Deklaration von 1998 gegen die „Allianz von Kreuzzüglern und Juden“ heißt es offen: „Alle Verbrechen und Sünden, die von den Amerikanern begangen wurden, sind eine offene Kriegserklärung an Gott, seinen Propheten und alle Muslime. Es wird bestimmt, dass es die persönliche Pflicht jedes Muslim ist, in jedem

Werbeseite

Werbeseite

Land der Welt und wo immer möglich die Amerikaner und deren Alliierte zu töten."

Und darum kam der Ägypter Jussuf Nussajiw, wie Bin Laden ein Anhänger des Palästinensers Abdullah Azzam, auch zu jener These, die FBI-Beamte 1993 in seinem Notizbuch fanden: „Wir müssen die Feinde Gottes vollständig demoralisieren, indem wir die Türme zerstören, die die Säulen der Zivilisation sind – jene hohen Gebäude, auf die sie so stolz sind."

Wann Mohammed Atta, der Stadtplaner, die Türme des World Trade Center ins Visier genommen hat, ist noch immer unklar. Welcher Guru hat ihn eingefangen, wer konnte ihm einreden, dass er sein Leben opfern müsse, um belohnt zu werden?

Vor neun Jahren kam er aus Kairo an die TU Hamburg-Harburg, um Stadtplanung zu studieren. Atta, aufgewachsen in der Wohnung seines Vaters in Giseh (Seite 40), war selbst ein Anführer, sagen seine Freunde von einst – einer, der zu seiner Meinung stand, einer, der reden konnte. Osama Bin Laden und Saddam Hussein, das sagte Atta öfters, „schieben den Glauben vor und denken nur an sich selbst".

Atta sah stets feiner aus als westliche Studenten, denn er trug Halbschuhe, schwarze Bundfaltenhosen, Pullover, Lederjacke. Atta lebte gesünder als die anderen, denn er machte Kraftsport, trank nicht, rauchte nicht mal Wasserpfeife. Einziges Laster, nach westlichem Verständnis: Süßigkeiten, diese ägyptischen Zuckerspaghetti, Milchreis und Kekse. Der Kerl war angekommen im Westen, so sah es aus.

So sah es leider nur aus.

Denn von 1996 an erschien er seltener in der Uni. Er ließ sich einen Bart wachsen und „nahm orthodoxe Standpunkte ein", so sein Kommilitone Ralph B.; eine schöne Stadtplanerin, die er in Syrien kennen und ein wenig lieben gelernt hatte, stieß er am Ende doch wieder fort. „Sie trägt keinen Schleier, sie ist zu aufreizend, das ist nicht kompatibel mit meinem Glauben", verkündete Atta, nun Prediger der einzig guten, der ganz und gar gerechten Sache.

Vielleicht ist er seinem geheimnisumwitterten Mentor ja in Syrien begegnet,

Spirituelle Anleitung für den Selbstmordanschlag auf das World Trade Center

Zu den in Mohammed Attas Reisetasche gefundenen Papieren gehört auch ein Leitfaden für Selbstmordattentäter: ein bizarres Dokument des religiösen Wahns mit einer Handlungsanleitung für den Opfertod im Massenmord.

CHARLES KRUPA / AP

Logan Airport: *„Die Zeit ist reif"*

„Der Himmel lächelt, mein junger Sohn"

Die Arbeit und die Arbeit der Gruppe (das heißt: die Arbeit um des Propheten willen) sollten Priorität haben, weil dies Sunna* ist. Wir sind zu dieser Arbeit verpflichtet. Tu dies nicht für dich selbst, sondern für Gott den Allmächtigen. Ein Beispiel ist Ali Ibn Abi Talib** – Gott segne seine Seele. Er hatte Streit mit einem Ungläubigen, der Ali – Gott segne seine Seele – anspuckte. Zunächst wollte Ali sein Schwert nicht gegen den Ungläubigen führen; später tat er es. Nach dem Streit fragten einige seiner Anhänger ihn: Warum hast du nicht gleich das Schwert gegen den Ungläubigen geführt? Ali – Gott segne seine Seele – antwortete: Als er mich zuerst anspuckte, scheute ich mich, sofort darauf zu reagieren, weil ich fürchtete, damit Rache für mich selbst zu nehmen; ich wollte dies aber eher für Gott tun.

Gott sagt, dass man auf Erden ohne Wünsche sein sollte, aber Gott will dich am Ende, wenn du stirbst, belohnen. Wenn die Arbeit getan und alles gut verlaufen ist, werden alle sich die Hände reichen und sagen, dass dies eine Aktion im Namen Gottes war. Andere Brüder sollten nicht in Angst versetzt oder in Verwirrung gestürzt werden, sondern man sollte mit ihnen sprechen, sie beruhigen und ihnen Mut machen. Für niemanden gibt es etwas Besseres zu tun, als die Verse des Korans zu lesen, da Gott gesagt hat, dass man in seinem Namen kämpfe und dass man das, was man im jetzigen Leben hat, für ein anderes, besseres Leben im Himmel aufgeben solle. In einem anderen Vers sagt Gott: Betrachtet die Menschen, die im Namen Gottes gehandelt haben und dabei gestorben sind, nicht als tot … (sie leben vielmehr im Himmel).

Die Brüder, die sich gegenseitig Anerkennung zollen, sollten damit zufrieden sein und einander trösten, und ihr Herz sollte mit Glück erfüllt sein. Das Ende steht bevor, und das Himmelsversprechen ist zum Greifen nahe. Öffne dein Herz, heiße den Tod im Namen Gottes willkommen. Und das Letzte, was zu tun ist, ist stets die Erinnerung an Gott, und die letzten Worte sollten sein, dass es keinen Gott außer Allah gibt und dass Mohammed sein Prophet ist. Danach werde ich Gott im Himmel antreffen. Betrachtet man die Menge der Ungläubigen, so wird Gott – trotz der hohen Anzahl der Ungläubigen – dazu beitragen, dass die Gläubigen die Mehrheit besiegen.

Gott sagte: Wenn die Gläubigen den Kampf gegen die Ungläubigen aufnehmen, werden sich die Gläubigen daran erinnern, dass Gott ihnen beisteht und dass sie siegen werden.

Danach die zweite Phase:

Wenn dich der Taxifahrer nach (M) fahren sollte, so sag ihm etwas über die Stadt und die anderen Orte. Wenn du ankommst und (M) siehst und aus dem Taxi steigst, dann bete zu Gott, und bete zu Gott, wo immer du auch hingehst, und lächle und vertraue darauf, dass Gott den Gläubigen stets beisteht und die Engel dich beschützen, obwohl du davon nichts bemerkst. Bete, dass alle von Gott erschaffen sind, und bete, dass du das tust, was Gott dir aufgetragen hat. Bete, dass du es tust, weil der Ungläubige den wahren

* Sammlung der Überlieferungen vom Propheten Mohammed.
** Schwiegersohn des Propheten.

vielleicht in Ägypten, vielleicht aber auch in Hamburg. In einer Moschee am Steindamm beispielsweise trafen sich einige der Attentäter: Hier heiratete der flüchtige Said Bahaji, der weltweit gesuchte Ramzi Binalshibh war da, und auch die Attentäter Mohammed Atta und Marwan al-Shehhi kamen vorbei. Noch heute kursieren in Hamburg Videos, in denen heftig gehetzt wird: Die Beziehung von Muslimen zu Ungläubigen „ist die Beziehung von Schwert und Blut“, brüllt ein Einpeitscher.

Und dann verließ Atta Hamburg, ging nach Florida, lernte fliegen. Sein Kumpel Shehhi habe stets wie ein Schatten von Atta gewirkt, sagen Zeugen. Atta habe das Wort geführt, Shehhi habe zugehört und das getan, was der andere sagte. Setzte sich Atta etwa in der „Hufman Aviation“-Flugschule in Venice an den Steuerknüppel, nahm Shehhi ganz selbstverständlich hinter ihm Platz.

„Das Flugzeug wird anhalten und dann erneut fliegen“

Fast wäre Attas Flugausbildung gescheitert: Der Mann aus Ägypten widersetzte sich den Anweisungen seiner Ausbilder. Starts und Landungen interessierten ihn nicht, stattdessen verlangte er von den Fluglehrern, „flight controls“ zu üben: scharfe Rechts- und Linkskurven. Am Ende kam Atta durch, und am 21. Dezember 2000 bestand er die Prüfung für den Berufspilotenschein CPL. Er hatte genug gelernt, und nur das Wissen über den großen Moment, das Inferno, das sein letzter Flug verursachen würde, fehlte ihm noch.

Dafür allerdings gab es eine ganz besondere Dienstanweisung. „Du wirst bemerken“, steht dort geschrieben, „dass das Flugzeug anhalten und dann erneut fliegen wird. Dies ist die Stunde, in der du Gott treffen wirst.“

KLAUS BRINKBÄUMER, ERICH FOLLATH, OLAF IHLAU, GUNTHER LATSCH, GEORG MASCOLO

Gott nicht erkennt und du nichts mit ihm zu tun hast.

Wenn du diese Gebete gesprochen hast, wird alles leicht für dich gehen, denn die Kraft Gottes ist mit dir, und Gott versprach seinen Anhängern nach Sprechen dieser Gebete,

1. dass dies auf Grund von Gottes Segen und seiner Vergebung geschah;
2. dass den Menschen, die den Plan ausführten, nichts geschehen wird;
3. dass du den Lehren Gottes folgst.

Gott sagt, dass du Gottes Segen und seine Vergebung hast und dir nichts Böses geschehen wird, solange du dem allmächtigen Gott folgst, der alle erschaffen hat, denn die Taten und Worte der Ungläubigen werden ihnen nicht helfen und dir nicht schaden, Gott ist gewillt, denn du bist ein Gläubiger. Die Gläubigen fürchten niemanden, und diejenigen, die Angst haben, sind Söhne und Töchter des Teufels, die den Teufel selbst fürchten, und sie sind Sklaven des Teufels. Aber diejenigen, die Gott fürchten und ihm folgen und nach seinem Willen handeln, werden am Ende die Richtigen sein. Gott sagte, dass der Teufel seine Anhänger überwältigen wird.

Alle westlichen Zivilisationen, die ihre Macht genießen, sind in ihrem Inneren sehr schwach. So habe keine Angst und keine Furcht, wenn du ein Gläubiger bist, denn Gläubige fürchten nur Gott den Allmächtigen, der die Macht über alles inne hat. Gläubige glauben in dem Vertrauen, dass der Ungläubige am Ende besiegt wird. Entsinne dich, dass Gott die Ungläubigen niederschlagen und besiegen wird. Entsinne dich der Aussagen des Allmächtigen, und du musst es eintausendmal sagen – und niemand wird es bemerken, ob du es sagst oder nicht – zum Ruhme Gottes entsinne dich seiner Aussage, dass der Gläubige, der es von Herzen sagt, in den Himmel kommen wird. Auch wie der Prophet – Gott segne ihn – sagt, wenn man den Himmel und die Erde in eine Hand nimmt und Gott in die andere, wird die Hand, in der Gott ist, oben sein. Du kannst lächeln, während du die Worte Gottes rezitierst, und die Schönheit seiner Worte besteht darin, dass du sie nicht laut sagen oder rezitieren musst, du kannst sie in Gedanken sagen. Es reicht aus, dass du versuchst, den Islam zu erheben und unter seiner Fahne zu kämpfen, wie das der Prophet – Gott segne seine Seele – und dessen Anhänger getan haben.

Gebe nicht den Anschein, verwirrt zu sein, sondern sei stark und glücklich mit geöffnetem Herzen und Zuversicht, denn du tust Arbeit, die Gott gefällig ist und die er segnet. Der Tag im Himmel wird kommen, Gottes Wille, und du wirst diesen Vers im Himmel haben:

Der Himmel lächelt, mein junger Sohn, denn du marschierst zum Himmel. Überall, wo du hingehst, bei allem, was du tust, entsinne dich und bete zu Gott, denn Gott ist immer bei seinen Anhängern, die an ihn glauben, und Gott wird es leicht machen und dich segnen und deine Arbeit mit Erfolg krönen, und du wirst am Ende der Sieger sein.

Anschlag auf das World Trade Center
„Du kannst lächeln“

CARMEN TAYLOR / AP

Die dritte Phase:

Wenn du im Flugzeug bist, sobald du das Flugzeug betrittst, solltest du zu Gott beten, denn jeder, der zu Gott betet, wird gewinnen, denn du tust dies für Gott. Wie der allmächtige Prophet sagt, ist eine Tat für Gott besser als die ganze Welt und alles auf der Welt.

Sobald du das Flugzeug betrittst und dich auf deinen Sitz setzt, entsinne dich dessen, was dir zu einem früheren Zeitpunkt gesagt wurde, und befleißige dich, dich Gottes zu entsinnen. Gott sagt, dass du, wenn du durch einige Ungläubige umgeben bist, still sitzen und dich entsinnen sollst, dass Gott dir den Sieg am Ende ermöglichen wird.

Wenn das Flugzeug sich bewegt, sobald es sich langsam zu bewegen beginnt und sich in Richtung von (K) dreht, bete die Gebete der reisenden Muslime, denn du reist, um Gott zu treffen und die Reisen zu genießen. Du wirst bemerken, dass das Flugzeug anhalten und dann erneut fliegen wird. Dies ist die Stunde, in der du Gott treffen wirst, und bete zu Gott, wie Gott es in seinem Buch gesagt hat, Gott hilf mir, dies zu tun und lass uns über die ungläubigen Nationen siegen, und in einem anderen Ausspruch Gottes, Gott vergib uns unsere Sünden und hilf uns, das zu erreichen, was wir versuchen, und lass uns über die ungläubigen Völker siegen, und wie der Prophet Mohammed – Gott segne seine Seele – sagte, Gott besiege sie und lass uns siegen und die Ungläubigen niederschlagen und sie ihre Köpfe senken lassen.

Bete für dich und deine muslimischen Brüder um den Sieg am Ende, und fürch-

te dich nicht, denn du wirst bald Gott treffen. Jeder sollte bereit sein, seinen Teil zu übernehmen, und deine Tat wird durch Gottes Willen befürwortet. Wenn du deine Tat beginnst, schlage hart wie ein Held zu, denn Gott mag Menschen nicht, die ihre begonnene Arbeit nicht beenden. Du kommst nicht zur Erde zurück und pflanzt die Angst in die Herzen der Ungläubigen, wie Gott sagte, schlag sehr hart in das Genick*, in dem Wissen, dass der Himmel auf dich wartet, dich erwartet und du dort ein besseres Leben führen wirst, und Engel rufen deinen Namen und tragen für dich ihre schönsten Kleider.

Und wie Mustafa, einer der Anhänger des Propheten, sagte, töte und denke nicht an den Besitz derjenigen, die du töten wirst. Denn dies wird dich vom eigentlichen Zweck deiner Tat ablenken, denn dies ist gefährlich für dich.

Am Abend, bevor du deine Tat verübst:

1. Du solltest rezitieren, dass du für Gott stirbst. Rasiere das gesamte überflüssige Haar von deinem Körper, parfümiere deinen Körper und wasche deinen Körper.

2. Sieh dir deinen Plan sehr gut an und kenne ihn, und erwarte eine Reaktion sowie auch Widerstand vom Feind.

3. Rezitiere die Verse über Vergebung und das, was Gott für Märtyrer bereithält, denn sie kommen ins Paradies.

4. Entsinne dich, dass du in dieser Nacht – der Nacht vor der Tat – zuhören und gehorsam sein sollst, denn du wirst mit einer ernsten Situation konfrontiert werden, und der einzige Weg, den es gibt, ist das Zuhören und 100-prozentiger Gehorsam. Sage dir, dass du die Pflicht hast, dies zu tun, verstehe dies im Geiste und überzeuge dich selbst, dass du diese Tat tun musst. Gott sagte, dass du seine Befehle und die seiner Propheten befolgen sollst und keinen Widerstand leisten sollst, denn sonst wird es dir misslingen. Sei geduldig, denn Gott ist mit den Geduldigen.

5. Stehe in der Nacht auf, und bete für den Sieg, dann wird Gott alles leicht machen und dich beschützen.

6. Sei immer auf der Hut, und entsinne dich. Am besten ist es, den Koran zu rezitieren und zu wissen, dass du endlich diese Erde verlässt und bald in den Himmel kommst.

„Engel rufen deinen Namen und tragen für dich die schönsten Kleider“

7. Reinige dein Herz von allen schlechten Gefühlen, die du hast, und vergiss alles über dein weltliches Leben, denn alles, was du in deinem Leben getan hast, wird bald vorüber sein. Die Zeit ist reif, um das Richtige zu tun. Wir haben unser Leben verschwendet, und nun ist die Gelegenheit und die Stunde gekommen, uns Gott hinzugeben und ihm zu gehorchen.

8. Öffne dein Herz, denn du bist nur einen kurzen Moment entfernt von dem guten, ewigen Leben voller positiver Werte in der Gesellschaft von Märtyrern. Dies ist die beste Gesellschaft, in der man sich befinden kann. Wir bitten um Gottes Segen und sind optimistisch, denn der allmächtige Gott mag optimistische Menschen, die Dinge für Gott tun.

9. Erinnere dich dessen, was du tun und sagen sollst, falls du erwischt wirst. Falls du erwischt wirst, geschieht dies nicht, weil du einen Fehler gemacht hast, und es liegt nicht an dir. Dies geschah aus Gottes Gründen, und Gott wird dich erheben und dir alle Sünden vergeben. Dies ist nur vorübergehend Gottes Wille. Genieße es, denn du wirst durch Gott den Allmächtigen belohnt werden. Gott sagte, dass jeder, der für ihn gekämpft hat, in den Himmel kommen wird.

10. Entsinne dich immer dessen, was Gott gesagt hat, du hast gehofft, zum Märtyrer zu werden, bevor du ihn triffst, und nun wurdest du … (die Pünktchen bedeuten, dass wir beide es wissen, daher werde ich es nicht schreiben). Danach entsinne dich der Verse des Korans, die besagten, dass die kleinere Gruppe die Mehrheit besiegen wird, das ist Gottes Wille. Und wie Gott sagt, wenn Gott mit dir ist, wirst du nicht besiegt werden, und wenn du besiegt wirst, ist Gott der Einzige, der dich erheben wird.

11. Erinnere dich selbst durch die Gebete und mit deinen muslimischen Brüdern, und entsinne dich immer deiner Brüder in deinen Gebeten, morgens und abends.

12. Erinnere dich an dein Gepäck, die Kleidung, das Messer und die Dinge, die du brauchst, an dein Ausweisdokument, deinen Reisepass und all deine Papiere.

13. Überprüfe vor der Reise deine Waffe, denn du wirst sie zur Ausführung deiner Tat brauchen.

14. Trage deine beste Kleidung und folge damit dem Beispiel deiner Vorfahren, die vor dem Kampf gute Kleidung trugen. Binde deine Schuhe sehr eng zu und trage Socken, so dass die Schuhe eng an deinen Füßen ansitzen. Dies versteht sich alles von selbst, und Gott wird dich schützen.

15. Bete am Morgen in der Gruppe, denn das ist eine gute Belohnung, und jeder wird sich nach der Tat daran erinnern, dass du mit ihnen gebetet hast. Verlasse die Wohnung nicht, bevor du gewaschen und sauber bist, denn die Engel werden dir vergeben, wenn du sauber bist und zu Gott gebetet hast. Wie Gott sagt, ist es eine gute Angewohnheit, gut rasiert zu sein, und das steht so in seinem Buch.

* Bedeutet: töten.

REUTERS

Training im Bin-Laden-Camp: *„Märtyrer kommen ins Paradies“*

Werbeseite

Werbeseite

STEFAN BONESS / IPON

Altstadt von Kairo: *Schnell wird aus einem Killer ein Held*

ATTENTÄTER

„Das kann nur der Mossad“

Der liebe Sohn ein Massenmörder? Kein Vater mag das glauben. In Deutschland, Libanon und Ägypten stricken die Familien der mutmaßlichen Terroristen an Verschwörungstheorien.

Mohammed Atta

REUTERS (L.); AMR NABIL / AP (R.)

Atta senior in Kairo: *„Vielleicht wurde er liquidiert, in einem Säurebad“*

Der Sohn war fleißig, strebsam, brav. „Er konnte nicht mal ein Huhn schlachten“, sagt der Vater. Und der Sohn war verliebt. „Er hat sich eine Braut ausgesucht, sie wartete hier auf ihn“, sagt der Vater.

Ein wunderbarer Sohn. Ein Sohn, der zusammen mit seinen Freunden ungefähr 7000 Menschen auf dem Gewissen hat?

Mohammed Atta senior hat nicht gesehen, wie Mohammed Atta junior, 33, den Flug American Airlines 011 in den nördlichen Turm des World Trade Center jagte. Er sah seinem Sohn nicht beim Selbstmord zu, er trank mit Freunden Kaffee an jenem Nachmittag, in Kairo, er sah die Bilder erst am Abend in den Nachrichten.

Er glaubt ihnen noch immer nicht.

„Die Juden waren’s“, sagt er.

Vielleicht können sie einfach nicht fassen, was ihren Kindern, Neffen, Schwiegersöhnen vorgeworfen wird, vielleicht ist das alles zu groß, zu gewaltig, um mit dem Gedanken daran weiterleben zu können: Die Angehörigen jener mutmaßlichen Killer vom 11. September sind davon überzeugt, dass ihre Lieben nichts mit der Katastrophe zu tun haben. Wer mit ihnen spricht, staunt irgendwann darüber, dass sie so gar nicht trauern. Sie hassen. Und sie glauben tatsächlich, dass die Kinder Opfer einer Verwechslung sind – oder aber Opfer von Mordanschlägen, Opfer eines irrwitzigen Geheimdienstplans.

Jedenfalls Opfer und nie und nimmer Täter.

Die Familie Jarrah lebt im Bekaatal im Libanon. Ziads Vater Samir ist herzkrank, zeigt ein Foto seines Sohns, aber er mag nicht reden; das übernimmt Jamal Jarrah, Bankdirektor, Onkel des Attentäters und nun so etwas wie der Patriarch der geplagten Familie.

Ziad Jarrah, 26, soll am 11. September Flug United Airlines 093 gesteuert und mit der Maschine bei Pittsburgh auf einen Acker gestürzt sein. Aber der Onkel meint auch heute noch, dass Ziad in Deutschland nur studieren und in Amerika nur ein Praktikum machen wollte, dass er Mohammed Atta nicht gekannt habe, dass er zwar umgekommen, aber eben nur Passagier jener Boeing 757 gewesen sei.

„Wir haben uns alle sehr gefreut, als er uns mitteilte, dass er im Sommer 2002 mit seiner Freundin Aysel anlässlich seiner Hochzeit ein Fest geben wolle“, sagt der Onkel. Noch am 9. September rief Ziad aus Florida an. Er habe die 750 Dollar, die sein Vater ihm schickte, erhalten, habe er gesagt.

Ein guter Sohn – wie Mohammed Atta. Kein Mörder. Wie sie alle.

Ihr Sohn Said, 26, könne gar kein Mörder sein, sagt Anneliese Bahaji, „er war ein liebes Kind“.

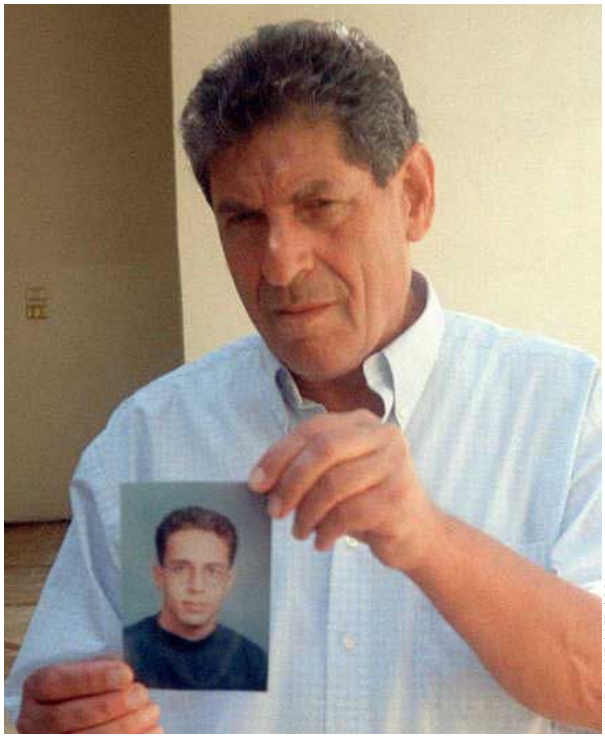
Die Ermittler halten Said Bahaji für den Logistiker der Terrorgruppe – er soll Pässe und Wohnungen besorgt haben und nun, auf der Flucht, in Pakistan sein. Wegen Mordverdachts in „mindestens 5000 Fällen“, so Generalbundesanwalt Kay Nehm, zählt Said Bahaji zu den meistgesuchten Menschen der Welt.

Das Vertrauen einer Mutter kann so etwas nicht erschüttern. Anneliese Bahaji wohnt in einem Zweifamilienhaus am Ende einer Sackgasse in Georgsmarienhütte bei Osnabrück. Wer klingelt, wird weggeschickt, Anrufe sind erlaubt. „Er ist zwar sehr gläubig, betet fünfmal am Tag und hält die Fastenzeiten ein“, sagt sie am Telefon, „aber ein Fanatiker ist er nicht. Das widerspricht seinem Glauben.“

Anneliese Bahaji glaubt fest an eine Verschwörung gegen ihren Sohn. Dass Saids E-Mail-Adresse in einem Rundschreiben radikaler Muslime auftaucht – da muss ihm einer Böses wollen, vermutet sie. Dass er

Werbeseite

Werbeseite



HIKMAT SHARIF / AFP / DPA

Jarrah senior*: *Letzter Anruf am 9. September*

in Hamburg regen Kontakt zu den Todespiloten hatte – bloßer Zufall, denn wegen des Wehrdienstes habe er aus dem Studentenwohnheim ausziehen müssen und sei halt bei Atta in der Marienstraße 54 in Hamburg-Harburg gelandet. „Irgendwohin mussten die Möbel ja“, sagt die Mutter.

Ihr Sohn halte sich in Pakistan auf, weil er dort ein Praktikum mache. Telefonate nach Deutschland seien zu teuer, und das verstehe auch Saids Ehefrau Neşe, die nun, für ein paar Wochen halt, allein mit dem Baby klarkommen muss.

„Wir glauben, dass jemand den Verdacht auf ihn lenken will“, sagt die Mutter. Wer? Sie weiß es nicht. Sie weiß nur, „dass es Unsinn ist, was im Moment über ihn geschrieben wird“. In 30 Tagen, wenn Said wie vereinbart heimkehre, „wird sich alles in Wohlgefallen auflösen“.

Said Bahaji

Und darum wartet sie und wartet, und sie wartet nicht allein. Längst hat sich eine kleine Gemeinschaft von Gläubigen gebildet, von Menschen, die nun an Märtyrerlegenden und Verschwörungstheorien stricken.

Osman Kul, Saids Schwiegervater, meint zwar, der Junge „spinnt total mit seinem Glauben“, aber „ein Terrorist ist er nicht“; ein Muslim töte nicht.

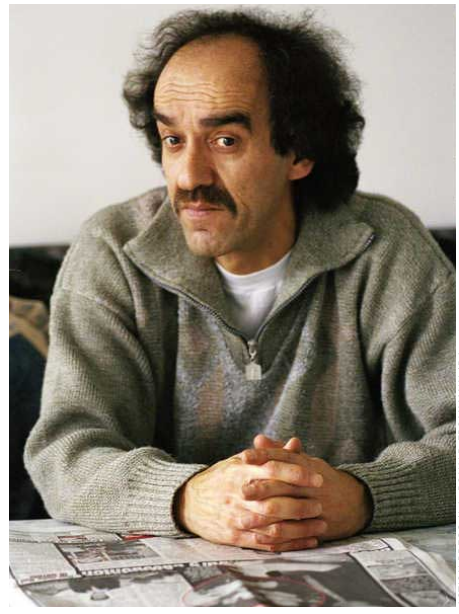
Und Mohammed Haydar Zammar, Trauzeuge Saids, 1,90 Meter groß und über 100 Kilogramm schwer, sitzt im Kaftan und mit Rauschebart in der Kantine einer Hamburger Moschee und glaubt, dass kein Muslim an dem Anschlag beteiligt gewesen sein könne.

Schließlich hätten die Israelis mit ihrem Geheimdienst Mossad ein viel größeres Interesse an solch einem Attentat – nun könnten sie ungehindert die islamische Welt zerstören. „Oder warum waren ausgerechnet zu dem Zeitpunkt keine Juden im World Trade Center?“, fragt er, auch wenn das schlichter Unsinn ist: Vermisst werden in New York auch 60 Israelis.

Was zählen Fakten, wenn man hasst? „Der Mossad kann so etwas, so etwas kann nur der Mossad“, sagt Mohammed Atta senior, Vater des mutmaßlichen Piloten von Flug 011, ein Rechtsanwalt, der seine Kanzlei in diesen Tagen nicht mehr aufsucht.

Der Vater des mutmaßlichen Massenmörders ist meist daheim in Giseh bei Kairo, 11. Stock, Balkon zur Straße, 120 Quadratmeter, wo seine zwei Töchter weinen, nichts als weinen, jammern und schreien. Und manchmal sitzt er auf der Terrasse des „Nadi Sid“, eines Schützenclubs in Kairo, und lässt den Mokka kalt werden und die Zigarette verglühen, Marke „Cleopatra“, amerikanische Herstellung. Ständig fallen Schüsse, aber das sind bloß die Trainierenden des Clubs – Atta senior hört sie längst nicht mehr.

Er liest Zeitung, er sucht nach seinem Sohn. Er hat schwarze Finger vom Zeitunglesen und einen Kugelschreiber, der kaum noch schreibt, weil Atta senior jeden Satz über seinen Sohn unterstreicht.



ACTION PRESS (L.); RONALD FROMMANN (R.)

Bahaji-Schwiegervater Kul
„Er spinnt total mit seinem Glauben“

Die Zeitungen sind voll von Atta junior.

„Sehen Sie hier“, sagt der Vater und liest vor: „Ein junger Mensch von hervorragenden Qualitäten, dem jeder Extremismus fern lag. Er war ein ruhiger, nachdenklicher und fleißiger Student.“

Atta senior hat die gleiche flache Nase wie der mutmaßliche Terrorist auf dem Foto, das um die Welt ging, aber weiße Haare und weiße Bartstoppeln.

Atta senior redet ohne Pausen, er ruft, er schwenkt den Zeigefinger, und Zwischenfragen interessieren ihn nicht. Er redet von seinem lieben Sohn, der „Osama Bin Laden hasst, wie man einen Menschen nur hassen kann“; von „Amerika, dem tumben Raufbold“, der der Welt, damals in Libyen oder im Golfkrieg, „den Terrorismus gebracht hat“; von dem „unglaublichen Können, das ein Pilot braucht, um das Stahlkorsett des World Trade Center zu treffen wie ein Schütze einen Bleistift“, einem Können also, das sein Sohn, der Stadtplaner, nie besessen habe; und er redet vom Mossad, immer wieder.

Und wer so redet, den interessieren auch Beweise nicht. Oder für den beweisen Beweise eben das Gegenteil. Die Gepäckstücke, der Pass, die Kreditkartenrechnungen, die Fotos vom Flughafen? Genau darum geht es ja: dass es aussieht, als seien es Muslime gewesen, dass der Mossad also die Amerikaner zum Kreuzzug triebe.

„Mein Sohn hat mich 24 Stunden und 48 Stunden nach dem Unglück angerufen, zweimal für je eine Minute“, sagt der Vater. Was das bedeutet? „Er ist entführt worden. Die Leute vom Mossad haben ihn den Anruf machen lassen und mit Waffen bedroht. Ich schließe nicht mehr aus, dass er liquidiert wurde, auf die übliche Weise, vielleicht in einem Säurebad.“

Das ruft, das schreit Atta senior mit Hass in den Augen über die Terrasse des Clubs, und seine Brillengläser sind durch die schwarzen Finger inzwischen so voll geschmiert, dass man seine Augen kaum noch sehen kann. Natürlich macht all das Gerede keinen Sinn, schon weil kein Geheimdienst, der jemanden wie einen Selbstmordattentäter aussehen lassen will, diesen Menschen nach dem Anschlag zu Hause anrufen ließe.

Aber hier in Kairo macht es Sinn. Für Atta senior, für seine Freunde im Schützenclub, für alle, die genau das brauchen: dass mit wenigen Sätzen eine Heldengeschichte geschrieben, dass aus dem Killer, der die Welt schockiert, der Märtyrer von Giseh wird. Zum Schluss warnt der Vater die Vereinigten Staaten von Amerika: „Ihr werdet erleben, dass Millionen von Menschen sich gegen euch erheben und bereit sind, ihr Leben dafür zu geben.“

Und vielleicht ist es ja das, was der Vater wirklich will: dass sein Sohn nur den Anfang gemacht hat.

Klaus Brinkbäumer, Dominik Cziesche, Adel S. Elias, Volkhard Windfuhr

* Mit einem Foto seines Sohns Ziad.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

EXTREMISTEN

Gold im Gepäck

Die Islamisten-Organisation Milli Görüş bietet der deutschen Politik einen Sicherheitspakt an. Dabei gilt sie selbst als Sicherheitsrisiko. Undurchsichtig vor allem: das Finanznetz.

IKHLAS ABBIS / TRANSPARENT

Muslime, Erbakan*: *„Unverhohlene Freude“*

Der Sprecher der Bremer Fatih-Moschee fühlt sich verleumdet, beleidigt, ja zutiefst verletzt. Und wenn sich der Bremer Innensenator Kuno Böse (CDU) nicht bald für das Verhalten seines Verfassungsschutzes entschuldigt, will ihn Abdulkerim Sari vor Gericht bringen.

Grund: Ein Geheimbericht der Behörde über die Islamische Gemeinschaft Milli Görüş (IGMG), der die Moschee gehört. „Auf die Terroranschläge in den USA reagierte die IGMG nach außen mit Betroffenheit“, heißt es in dem Papier. „Im inneren Zirkel jedoch konnte eine unverhohlene Freude über die Anschläge gegen den Erzfeind USA festgestellt werden.“

Und das ist offenbar nicht alles, was deutsche Sicherheitsbehörden an Erkenntnissen über Milli Görüş (Nationale Weltsicht) haben. Verfassungsschützer halten die islamistische Türkenorganisation mit 27 000 Mitgliedern und über 100 000 Anhängern in Deutschland nicht nur für extremistisch, sondern auch für extrem vermögend – und das, so die Vermutung, auch auf Grund dubioser Finanztransaktionen, mit denen Gelder deutscher Türken über Umwege in IGMG-Kassen verschoben worden sein sollen. In mehreren Fällen sind demnach Mittel aus türkischen Holdings, bei denen der Verdacht auf Veruntreuung von Anlegergeldern besteht, an Milli Görüş geflossen.

Der Vorsitzende der IGMG, Mehmet Erbakan, weist jeden Vorwurf, Milli Görüş sei extremistisch, ebenso zurück wie den Verdacht, Gelder aus dunklen Kanälen angenommen zu haben. Schließlich müht sich der Neffe des türkischen Islamistenführers und Ex-Ministerpräsidenten Necmettin Erbakan seit Monaten erfolgreich, seine Organisation gesellschaftsfähig zu machen. Sogar einen Sicherheitspakt mit der deutschen Regierung hat Erbakan nach den Anschlägen islamistischer Terroristen in den USA vorgeschlagen.

Für gefährliche Heuchler hält nicht nur die Bremer Behörde die Milli-Görüş-Vereinigung. Auch andere Verfassungsschutzämter und Islam-Experten haben Material gesammelt, das Zweifel an Erbakans Aufrichtigkeit weckt. So zitiert der baden-württembergische Verfassungsschutz aus einem Brief des IGMG-Jugendverbands Schwaben, in dem dieser „junge Mudschahidin“ auffordert: „Keinen anderen Weg einschlagen, außer dem der Aufopferung und des Märtyrertums um Allahs Willen.“

Der hessische Verfassungsschutz kommt gar zu dem Ergebnis: Die islamistische Bedrohung für Deutschland gehe „primär von den politischen Aktivitäten der IGMG und den von ihr beeinflussten und dominierten Vereinigungen“ aus. Nach Einschätzung einer im Auftrag des SPD-Europaabgeordneten Ozan Ceyhun erstellten Studie „belügt Milli Görüş die Öffentlichkeit seit Jahren systematisch über den wahren Charakter ihrer Organisation, ihre Verbindung zu Hunderten von Tarnorganisationen“.

Undurchsichtig sind dabei vor allem die finanziellen Verflechtungen. Tief im Dickicht: die Verbindungen zu islamischen Holdings in der Türkei. Weil es rechtgläubigen Muslimen verboten ist, ihr Geld auf einem Sparkonto anzulegen und damit Zinsen zu erzielen, legen sie Bares vorzugsweise bei diesen Holdings an. Auf besonders fruchtbaren Boden fallen diese Angebote offenbar im Umfeld der über 300 IGMG-Moscheen in Deutschland. Allein Kombassan, die bekannteste Holding, soll mehr als drei Milliarden Mark von etwa 65 000 Anlegern gesammelt haben. Weltweit wurden Unternehmen gekauft, von Rüstungszulieferern über Textilfabriken bis zur Fluglinie.

Das Geld aus Deutschland wurde offenbar in Koffern zur anatolischen Firmenzentrale in Konya gebracht. 1997 berichteten türkische Medien über einen Kurier, der bei der Einreise mit 1,7 Millionen Mark aufgefallen sei. Ein Bote einer anderen Holding musste den Zöllnern erklären, weshalb er mit 24 Kilogramm Gold unterwegs war.

Wie viel Geld wirklich geflossen ist, weiß keiner genau. Denn die Anteilsscheine mit schmuckem Goldrand werden an keiner Börse gehandelt, eine öffentliche Kontrolle oder Registrierung gibt es nicht. Deshalb fällt es den Unternehmen leicht, Gelder auch für die Unterstützung der Islamisten in der Türkei oder für Milli Görüş in Deutschland auszugeben.

Die Kombassan-Holding, die ihre Geldsammelstelle inzwischen von Köln nach

Mißbrauchter Islam Wie die Jetpa-Holding türkische Anleger prellte

* Am 14. September in Köln.

Werbeseite

Werbeseite

Luxemburg verlegt hat, gehört laut einem Bericht des bayerischen Verfassungsschutzes zu einem Netzwerk von Unternehmen, die Milli Görüş sponsern. Die Holding bestreitet das. Bis Mai trat in der Sponsorenrolle laut Ceyhun-Studie eine weitere Holding hervor – die Jetpa. Wobei offenbar enge Verbindungen bestehen: So überreichten am 13. Mai 1997 vier Geldsammler von Kombassan 8,75 Millionen Mark einem Bevollmächtigten des Konkurrenz-Unternehmens Jetpa.

Das Beispiel Jetpa zeigt, wie einfach es ist, an das Geld der Anleger heranzukommen: Als Firmenchef Fadil Akgündüz 1999 mit Plänen an die Öffentlichkeit trat, das erste selbst entwickelte türkische Auto – den Kleinwagen Imza – zu bauen, konnte er auf das Nationalbewusstsein der Türken in Deutschland zählen. „Täglich hat Jetpa damals eine Million Mark gesammelt“, berichtet der Kölner Jetpa-Rechtsanwalt Michael Murat Sertsöz.

MAINPRESS / ACTION PRESS

Kaufhauseröffnung*: *Islamische Expansion*

Ein Teil des Geldes wurde über ein Liechtensteiner Tochterunternehmen in die Türkei umgeleitet, offenbar in dunkle Kanäle. Denn mittlerweile ist die Jetpa pleite; am 28. Mai wurde das Konkursverfahren über die Jetpa Liechtenstein eröffnet; auf den Konten befinden sich nach Angaben der Vaduzer Konkursverwalterin Bettina Kaiser gerade noch 41 367,20 Schweizer Franken. Von 420 Millionen Mark – Geld von 16 000 Anlegern – fehlt dagegen jede Spur. Seit 1999 ermitteln auch Staatsanwälte in Frankfurt gegen den deutschen Jetpa-Ableger. Schaden für die Anleger hier: 600 bis 800 Millionen Mark.

Ausgelöst hat den Crash das türkische Finanzamt in Yenibosna, das Anfang 2000 die Konten der türkischen Jetpa-Holding sperrte. Welche Werte in der Türkei lagern, ist ungewiss. Angeblich haben die dortigen Behörden Hinweise, dass Gelder im großen Stil abgezweigt wurden. Der hannoversche Anwalt Alptekin Kirci, der 90 Geschädigte vertritt, hält die Struktur von Jetpa für ein Schneeballsystem. Immerhin seien den Anlegern bis zu 40 Prozent Gewinn versprochen worden. Dies bestreitet Jetpa-Anwalt Sertsöz.

Die Frankfurter Strafverfolger interessieren sich wie ihre Kollegen in Vaduz dafür, wo das Geld geblieben ist. Allein 1,5 Millionen Mark soll Jetpa für eine Milli-Görüş-Veranstaltung 1998 in Amsterdam gezahlt haben. Immerhin räumt IGMG-Chef Erbakan in mehreren Fällen ein „Sponsoring“ aus der Jetpa-Kasse ein.

Außerdem sollen laut Verfassungsschutz-Informationen noch andere Holdings nach dem Muster der Jetpa Milli Görüş unterstützt haben: Der niedersächsische Staatsschutz kommt zu dem Ergebnis, dass es zwischen der „IGMG-Führungsebene und den Vorständen der Holdings enge Beziehungen und personelle Verflechtungen zum wechselseitigen finanziellen Vorteil gibt“. Der bayerische Verfassungsschutz geht von einer „Symbiose“ zwischen der IGMG und den Holdings aus.

Gut möglich, dass von Milli Görüş Geld auch in andere Extremistenkanäle geflossen ist. So rief die Mannheimer IGMG-Gruppe im Internet auf ihrer Homepage zur finanziellen Unterstützung der „Befreiungskämpfer“ in Tschetschenien auf. Ein Link führte zur militärischen Dschihad-Seite, die auch von den Selbstmordattentätern in den USA besucht wurde.

Der liberale Bund Türkisch Europäischer Unternehmer (BTEU) fürchtet vor allem die Expansionsbestrebungen der Yimpas-Holding, die sich bemüht, Kaufhäuser und Lebensmittelmärkte aufzukaufen und damit türkischen Mini-Läden das Wasser abgräbt. Auch Yimpas steht laut bayerischem Verfassungsschutz im Verdacht, die IGMG zu unterstützen. Das Unternehmen bestreitet das.

Die Anleger sind zwar wegen des Skandals um Jetpa und türkischer Ermittlungen gegen Kombassan und Yimpas verunsichert. Doch die Holdings erhalten unerwartet Schützenhilfe vom deutschen Fiskus. Das Finanzamt Frankfurt hat in den vergangenen Monaten 200 000 Kontrollmitteilungen verschickt. Der Verdacht: In Deutschland lebende Türken hätten ihre Ersparnisse, die auf Konten der türkischen Nationalbank lagern, nicht deklariert. Experten rechnen mit 100 000 Fällen, in denen es zu deftigen Steuernachforderungen oder gar Strafverfahren kommen wird.

Der erwartete Milliardenregen für den deutschen Finanzminister Hans Eichel empört die Betroffenen. Mögliche Konsequenz: „Viele“, so BTEU-Chef Ahmet Güler, „haben ihr Geld inzwischen abgehoben und in die islamistischen Holdings investiert.“

MICHAEL FRÖHLINGSDORF

* Im Oktober 2000 in Ludwigshafen.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

MUSTAFA OZER / REUTERS

Festgenommener IBDA-C-Anführer Erdis
Kampf gegen die USA und Israel

TERRORISMUS

Kulturell beschmutzt

Die „Front der islamischen Kämpfer“ ist in Hessen für brutale Erpressungen verantwortlich. Doch der Verfassungsschutz kümmert sich kaum um die Gruppe.

Gerade hatte es an der Wohnungstür des Frührentners Kazim T., 33, an der Niedervellmarer Straße in Kassel geklingelt, da ging an jenem 15. Oktober 1999 alles rasend schnell. Als der Hausherr öffnete, stürmten acht Männer brüllend in die ärmliche Bleibe und bedrohten ihn und seine Gäste mit Pistolen.

Abgesehen hatte es die Bande auf den vermögenden Istanbuler Arzt und Geschäftsmann Yakup Yönten, 41. Kazim T. hatte Yönten und drei Begleiter erst wenige Stunden zuvor vom Frankfurter Flughafen abgeholt und in seine Wohnung nach Kassel gebracht. Dort wollte Yönten Investoren treffen, die sich angeblich für eine Zusammenarbeit mit dessen Istanbuler Firma Büyük Anadolu Holding interessierten.

Doch die kooperationswilligen Kaufleute gab es nicht. Yönten, der damals bei in Deutschland lebenden Türken Geld für den Bau von Kliniken sammelte und dafür angeblich hohe zweistellige Zinsen versprach, war in eine Falle gelockt worden.

Die Gangster waren allerdings keine gewöhnlichen Schwerverbrecher, sondern Anhänger der religiös-fundamentalistischen „Front der islamischen Kämpfer des Großen Ostens“ (IBDA-C), die mitten in Deutschland mit einer Entführung ihren Glaubenskrieg finanzieren wollten.

Und als wäre das allein nicht schon erschreckend genug – der hessische Verfassungsschutz fand dies offenbar nicht mal besonders bemerkenswert. In den Berichten der Staatsschützer taucht die IBDA-C kein einziges Mal auf, so wenig wie der Vorfall selbst. Und das, obwohl er kein Einzelfall ist. Schon 1992 wollten gewaltbereite Muslime Geld für die in der Türkei wegen mehrerer Mordanschläge verfolgte Gruppe eintreiben.

Dabei konnte die Kripo im Entführungsfall Yönten für den Prozess etliche konkrete Hinweise auf ein Netzwerk der islamischen Fanatiker in Hessen sammeln: Im Mai vergangenen Jahres wurden die Kidnapper vom Hanauer Landgericht zu hohen Haftstrafen verurteilt. Der Anführer Ömer Fatih Kocabeyoglu, 42, der laut Richterspruch zwei Millionen Mark Lösegeld für den Kampf in der Heimat erpressen wollte, kam für acht Jahre und zehn Monate hinter Gitter. Seine Mittäter erhielten zwischen fünf- und sechseinhalb Jahren Gefängnis.

Bis dahin war in Deutschland wenig über die Gruppierung bekannt. Die IBDA-C (auf Türkisch „Islami Büyük Dogu Akincilar-Cephesi“) hatte sich in den achtziger Jahren von den faschistischen „Grauen Wölfen“ abgespalten – die waren den IBDA-C-Anhängern nicht radikal genug.

IBDA-C-Terroristen wird in der Türkei der Mord an der Anthropologin Ayşe Cebenyan angelastet. Sie wurde 1994 umgebracht, weil sie Jüdin war. Ziel der radikalen Muslime, die sich kadermäßig organisieren, ist ein großislamisches Reich auf der Grundlage des Scharia-Rechts.

Anfang April dieses Jahres wurde der IBDA-C-Chef Salih Izzet Erdis von einem Gericht in Istanbul zum Tode verurteilt. Er habe mit seiner Gruppe versucht, „die verfassungsmäßige Ordnung der Türkei mit Waffengewalt zu verändern“. Im Internet aber wird Erdis von seinen fanatischen Anhängern zum Helden verklärt, der für die Befreiung der von den USA und Israel „kulturell beschmutzten und zum Tier gemachten Kolonie Türkei“ kämpfe.

Prompt verübten bisher unbekannte Täter nur zwei Wochen nach dem Istanbuler Urteil in Düsseldorf einen Handgranatenanschlag auf das türkische Generalkonsulat. Zu dem Attentat bekannte sich per Anruf die IBDA-C.

Noch im Frühjahr erklärte der nordrhein-westfälische Verfassungsschutz, es gebe keine fest organisierten Strukturen der militanten Gruppierung. Nur „einige Einzelpersonen“ seien aktiv. Offenbar waren Details des hessischen Vorfalls damals in Düsseldorf nicht bekannt.

Dass die IBDA-C auch in Verfassungsschutzberichten nicht auftaucht, begründet ein hessischer Staatsschützer damit, dass es „noch nicht genug Erkenntnisse“ gebe, die eine ständige Beobachtung rechtfertigten.

MARTIN GERTEN / DPA

Handgranatenanschlag in Düsseldorf: *Bekenntnis per Telefon*

Zumindest hessische Richter waren da allerdings besser informiert als die Verfassungsschützer des Landes, und das verdankten sie der Flucht Yöntens. Von Kassel aus hatten die Entführer den Geschäftsmann zunächst in die Wohnung eines IBDA-C-Sympathisanten in der Karlstraße in Hanau verschleppt.

Dort wurden die drei Begleiter Yöntens freigelassen, und Yönten brachten die Kid-

napper in eine Düsseldorfer Wohnung. Da zwangen sie ihn, einen Schuldschein über 800 000 Mark zu unterschreiben.

Als die Bande ihr Opfer am nächsten Tag zurück nach Südhessen brachte, gelang dem Entführten bei einem Zwischenstopp in Wiesbaden die Flucht aus dem Entführerauto. Dank seiner Hinweise konnte die Polizei schon in derselben Nacht alle Täter aufspüren und festnehmen.

Bei seiner Vernehmung sagte Kocabeyoglu aus, er kenne Yönten aus der Türkei. Weil er dem Arzt dort bei einem Konflikt mit der Justiz geholfen habe, schulde der ihm Geld, behauptete Kocabeyoglu. Doch der Geschäftsmann zahlte nicht. So griff Kocabeyoglu zu härteren Mitteln. Bei einem Treffen am 10. Oktober 1999 im Nebenraum einer Hanauer Moschee machte Yönten erstmals Bekanntschaft mit der IBDA-C-Truppe. Ungeachtet des frommen Ortes, zückten zwei Komplizen Kocabeyoglus Schusswaffen, ließen Yönten aber kurz darauf abreisen. Da Kocabeyoglu nicht damit rechnete, dass Yönten zahlen werde, plante er die Entführung. Dass Kocabeyoglu ein IBDA-C-Kader ist, dafür sprechen Aussagen der Entführungsopfer. Danach brüstete er sich, die IBDA-C-Gruppe sei straff organisiert. Und obwohl Kocabeyoglu bestreitet, Islamist zu sein, gelang es ihm innerhalb weniger Tage, in Hanau und Kassel mehrere IBDA-C-Sympathisanten für die Tat zu rekrutieren.

HÜRRIYET / NEXUS / SPACEPRESS IMAGES

Kaufmann Yönten
Geld gesammelt

Einer der Entführer, der 39-jährige Zülküf K. aus Hanau, hatte schon einschlägige Erfahrungen gesammelt: Im Auftrag der IBDA-C, so ein Urteil des Darmstädter Landgerichts von 1994, bedrohte er bereits vor neun Jahren einen in Deutschland lebenden türkischen Geschäftsmann und forderte 100 000 Mark von ihm.

Weil das damalige Opfer die Polizei informierte, flog K. auf. Neben einer Schusswaffe und Munition hatte er in seiner Wohnung auch ein „hochexplosives Sprengstoffelaborat“ versteckt. Dennoch kam K. mit einer Strafe von zwei Jahren und vier Monaten davon. Sieben Jahre später schlug der Türke wieder zu: als Handlanger von Kocabeyoglu.

Mit von der Partie war auch der Hanauer Taxifahrer und Sportschütze Haci Ahmet A., 38, der seit 1980 in Deutschland lebt. In dessen Wohnung fanden Kripobeamte ein IBDA-C-Plakat.

Einige der Kidnapper sind gut ausgebildet. Etwa Sait S., 30. Nach dem Abitur absolvierte er in der Türkei eine Lehre als technischer Zeichner. In Kassel hatte Sait S. jahrelang einen interessanten Job: als Systemtechniker in einer Rüstungsfirma.

WILFRIED VOIGT

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

LUFTSICHERHEIT

Notfalls tödlich

In Lufthansa-Maschinen fliegen jetzt erstmals GSG-9-Männer mit. Doch Innenminister Schily denkt schon weiter: Er erwägt ein Sky-Marshal-Programm.

Startender Lufthansa-Jet: *Symbolische Abschreckung*

Die Passagiere fliegen mal „First-“, mal „Business-Class“, auch in der Holzklasse können sie unterwegs sein. Stets sind es junge Männer, größer als 1,65 Meter. Jeder von ihnen sprintet die 100 Meter unter 13,4 Sekunden, ihr Intelligenzquotient liegt bei durchschnittlich 112. Keiner der Fitnessfreaks bezahlt je ein Ticket, und doch haben sie so etwas wie einen VIP-Status an Bord.

Es sind Polizisten der Bundesgrenzschutz-Elitetruppe GSG 9, die seit einigen Tagen als bewaffnete Sicherheitskräfte in Lufthansa-Linienjets mitfliegen. Wo und wann die Beamten einsteigen, auf welchen Linien des Kranich-Streckennetzes sie an Bord sind, wissen allein ihr Einsatzleiter und die jeweilige Flugcrew. Schon die Möglichkeit, die verdeckt operierenden Profis könnten im Jet sein, soll Attentäter abschrecken.

Mit der neuen Verwendung seiner Vorzeige-Einheit setzt Bundesinnenminister Otto Schily ein Zeichen im Kampf gegen den Terror im Luftverkehr. Da der Bund aber nur über gut 200 GSG-Neuner verfügt, von denen, so Experten, etwa nur ein Viertel für den Luftjob abgestellt sein dürfte, taugen Schilys harte Männer derzeit nur zur symbolischen Abschreckung.

Das soll anders werden. Im Berliner Innenministerium gibt es Überlegungen, eine Spezialtruppe von Himmelskämpfern auszubilden. Vorbild könnte das amerikanische „Federal Air Marshal Program“ sein. Air Marshals, beamtete Spezialkräfte, die der US-Luftfahrtbehörde Federal Aviation Administration (FAA) unterstehen, sollen künftig in nahezu allen US-Linienmaschinen eingesetzt werden – so verkündete es US-Präsident George W. Bush vergangene Woche.

OLIVER BERG / DPA (L.); TIM SHAFFER / REUTERS (R.)

Air-Marshal-Training*
Rechtliche Fallstricke

Schily prüfe auch, so eine Sprecherin, ob private Sicherheitsdienste für den Anti-Terrorkampf herangezogen werden können. Dieses Vorhaben aber scheitert wohl schon am verfügbaren Personal. Nur GSG-9-Beamte sowie Mitglieder der polizeilichen Spezialkräfte MEK und SEK, so ein ehemaliger SEK-Ausbilder, hätten dank ihres Einsatztrainings derzeit das Zeug zum Sky Marshal. MEK und SEK aber unterstehen den Ländern, und die benötigen ihre Spezialkommandos selbst.

Gegen den Aufstieg Schwarzer Sheriffs von U-Bahn- zu Jet-Wächtern warnen auch Juristen wie der Berliner Luftrechtexperte Elmar Giemulla. Schon der Einsatz regulärer Polizeikräfte an Bord von Linienmaschinen, so Giemulla, berge juristische Fallstricke. Vermutlich muss der Bundestag den Einsatz von Sky Marshals eigens durch Gesetze absichern – so wie es die USA 1985 getan hat.

* Im FAA-Trainingscenter in Pomona (New Jersey).

Denn nach dem Tokioter Abkommen für den Luftverkehr ist eigentlich der Flugkapitän Herr an Bord; er allein übt die Kommandogewalt aus. Dabei gilt jeweils das Polizeirecht des Staates, in dem der Jet zugelassen ist. Polizeibeamte reisen deshalb bisher unter keinem anderen Rechtsstatus als Rentner, die ihre Enkel in den USA besuchen wollen – sie sind Privatpersonen.

Bei Problemen an Bord kann ein Kapitän allerdings schon heute geeignete Hilfsbeamte ernennen. Als Hilfssheriffs agieren daher jetzt auch die GSG-9-Beamten in den Lufthansa-Jets. Doch darf, so Giemulla, ein Flugkapitän seinen Hilfsbeamten nicht pauschal freie Hand für jeden nur denkbaren Zugriff an Bord geben. Er muss vielmehr den Einzelfall prüfen.

Hier liegt das Dilemma für Kapitäne und Spezialkommandos. Die Vereinigung Cockpit, so ihr Sprecher Georg Fongern, befürworte den Einsatz von Sicherheitskräften, allerdings dürfe „unsere Rolle als Kommandant nicht beeinträchtigt“ werden.

Kommt es jedoch an Bord zum Ernstfall, das wissen Kapitäne, können Sky Marshals nicht erst an die Cockpittür klopfen, um dem Kapitän die Lage zu erläutern und auf Weisungen zu warten. Die Spezialisten müssen blitzschnell handeln, und dabei gilt, was die FAA von ihren Marshals erwartet: „geringstmöglicher Gewalteinsatz“ – der aber „notfalls auch tödlich“ sein kann.

Sicherheitskräfte der israelischen Fluggesellschaft El Al, die seit Jahren Sky Marshals an Bord hat, nutzen für einen möglichen Kampf, so ein Kenner, Beretta-Kleinkaliber-Pistolen. Als Munition verwenden sie Hohlspitzgeschosse mit Bleikern, die im Körper Getroffener stecken bleiben und daher nicht noch andere Personen verletzen können.

Vergleichbare „Action“-Munition gibt es auch für die 9-mm-Pistolen, die von deutschen Polizeispezialkräften eingesetzt werden. Es fehlen aber, so ein Waffenexperte, Erkenntnisse darüber, ob sie die Aluminiumhaut von Flugzeugen durchschlagen können. Ein Kugelloch im Rumpf, versichert allerdings ein Boeing-Experte, führe noch nicht zu einem bedrohlichen Druckabfall.

Lebensgefahr für Unschuldige befürchtet dagegen ein langjähriger SEK-Beamter, der mit GSG-9-Kollegen die Befreiung gekaperter Jets am Boden trainierte. Nicht auszudenken, wenn ein Polizist die Waffe verreiße, weil plötzlich ein Passagier aufspringt. Dann, so der SEK-Mann, würde in den engen Flugzeugkabinen fast immer ein Unbeteiligter in die Schusslinie geraten.

ULRICH JAEGER

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

PARTEIEN

Dialekt statt Dialektik

Nach einem Jahr ist Gabi Zimmer als PDS-Chefin gescheitert. Die eigenen Genossen versuchen, sie vor der Öffentlichkeit zu verstecken.

Dem Journalisten in Reihe eins machte es sichtlich Spaß, immer wieder Nachfragen zu stellen. Was sie denn von Gregor Gysis Verständnis für „militärische Aktionen“ nach den Terroranschlägen in Amerika halte, fragte er genüsslich. Mehrfach hakte der Mann nach, doch eine richtige Antwort erhielt er nicht.

Ungelenk wie bei jeder Vorstandssitzung ihrer Partei stand PDS-Chefin Gabi Zimmer, 46, in brauner Lederjacke vor der Reporterschar in der Berliner Parteizentrale. Eine knappe Woche nach den Attentaten in den USA hofften die Journalisten auf druckreife Zitate. Doch die Sätze, die sie zu hören bekamen, wollten einfach nicht enden – wie einst der Beifall auf SED-Parteitagen. Wo Gysi früher feinste Dialektik zu bieten hatte, hat Zimmer nur thüringischen Dialekt im Angebot.

Auch die Verrenkungen der beiden Herren neben Zimmer gehörten zum mittlerweile schon üblichen Ritual. Gequält blickten der hochaufgeschossene Bundesgeschäftsführer Dietmar Bartsch und der ansonsten so lebensfrohe PDS-Sprecher Hanno Harnisch aus dem Fenster – als sehnten sie sich danach, aus der verunglückten Veranstaltung fliehen zu können. Ihre Körpersprache verriet, was öffentlich noch niemand zu gestehen wagt: Gabi Zimmer ist als Chefin der SED-Nachfolgepartei eine grandiose Fehlbesetzung. Nach einem Jahr im Amt ist sie gescheitert – an einer knallharten Männerriege und an sich selbst.

Schon ihr Aufstieg an die Spitze der Partei hatte im vergangenen Jahr mit einem Unglück begonnen. Verärgert über eine Allianz aus alten Kadern und jungen Sektierern hatten sich PDS-Bundestags-Fraktionschef Gregor Gysi und der Parteivorsitzende Lothar Bisky von ihren Ämtern zurückgezogen. Dennoch schienen alle Kaderfragen geregelt: Der Konstrukteur des „Magdeburger Modells“, Roland Claus, sollte Gysi beerben. Er wird inzwischen auch von den anderen Fraktionschefs respektiert. Stratege Bartsch sollte die Partei übernehmen.

Doch die CDU hatte im April 2000 mit Angela Merkel überraschend eine Frau mit DDR-Vergangenheit zur Vorsitzenden gekürt und brachte damit die Pläne der PDS-Führung durcheinander. Händeringend suchte die Partei nun aus Sorge um ihren Ost-Bonus eine Frau für die Spitze. Sie entschied sich für Zimmer, die thüringische Landespolitikerin und frühere SED-Parteisekretärin des Suhler Jagdwaffenwerkes „Ernst Thälmann“.

Aber wo immer die PDS-Chefin seitdem Themen besetzen will – in der Parteiführung ist kein Platz für sie. Kaderfragen und der Bundestagswahlkampf 2002 sind der Beritt des mächtigen Bundesgeschäftsführers Bartsch, die Aufarbeitung der Vergangenheit ist Thema von Berlins Landeschefin Petra Pau, die Kontaktpflege zum Kanzleramt Sache von Diplomat Claus. Für Provokationen und Experimente fühlt sich, wie eh und je, Gysi zuständig.

„Ohne mich läuft nichts in der Partei“, hält Zimmer jeder Kritik an ihrem Führungsstil trotzig entgegen, rechnet sich die Arbeit am neuen Parteiprogramm als Erfolg an und wünscht sich eine zweite Amtszeit. Gewählt ist sie bis Herbst nächsten Jahres. Keineswegs, glaubt sie, sei sie nur eine Übergangskandidatin. Doch Zimmers Augen und ihre Mimik sprechen eine andere Sprache. Sie wirkt tief unglücklich, ihr aufgeräumtes Büro im vierten Stock des Karl-Liebknecht-Hauses sieht so aus, als könne sie es jederzeit verlassen.

Selbst unter ihren Mitarbeitern weicht das Mitleid mit ihr der Ratlosigkeit über sie. Wer nach ihr fragt, wird angesehen, als hätte er sich nach einer Patientin erkundigt, der niemand sagen mag, dass sie schwer krank ist.

Peinliche Talkshow-Auftritte Zimmers haben Spuren hinterlassen. Mal sprach sie ihren politischen Gegner, Thüringens Landesvater Bernhard Vogel (CDU), untertänigst mit „Herr Doktor Vogel“ an, mal wurde sie mit Petra Pau verwechselt.

Irgendwann müssen sich Zimmers PR-Berater entschlossen haben, das Häuflein Elend vom Bildschirm zu verbannen. Als der WDR jüngst anfragte, ob sie sich von Joachim Gauck interviewen lasse, wurde ihr schonend beigebracht, dass eine Parteiveranstaltung in Sachsen doch viel wichtiger sei. Schon bei einer Fernsehdebatte zur Steuerreform hatte sie zuvor Gysi kampflos den Platz überlassen.

Zimmer ist abgestellt für den Innendienst der Partei, die nach dem Terror in den USA ins Taumeln gerät. Die PDS schwankt zwischen der Angst vor neuer Isolation und der Hoffnung, nach einem drakonischen Feldzug der USA als „Partei der Friedensbewegung“ (PDS-Vize Diether Dehm) davon richtig zu profitieren. Auf dem Bundesparteitag am kommenden Wochenende in Dresden will Zimmer verkünden, welchen Weg die PDS gehen soll.

Dabei ist sie nicht mal in dem für die PDS so wichtigen Berliner Wahlkampf gefragt. Um Auftritte von ihr, heißt es lakonisch im Büro des PDS-Spitzenkandidaten Gysi, habe bislang niemand gebeten. Natürlich sei sie schon im Wahlkampf aufgetreten, kontert Zimmer und hat auch ein Beispiel parat. Als Gysi in der Nikolaikirche seine „Berliner Rede“ zur Zukunft Berlins gehalten habe, sei sie dabei gewesen.

Stimmt. Sie saß als Zuhörerin im Publikum.

STEFAN BERG

* Roland Claus, Gregor Gysi, Dietmar Bartsch, Petra Pau bei der Vorstellung von PDS-Plakaten im Berliner Reichstag.

PEER GRIMM / DPA

PDS-Chefin Zimmer, Parteifreunde*: *„Ohne mich läuft nichts“*

Werbeseite

Werbeseite

ULI DECK / ARTIS

Gerichtspräsidentin Limbach, Kollegen: *„Auch wir können irren“*

SPIEGEL-GESPRÄCH

Das letzte Wort

Präsidentin Jutta Limbach über die politische Macht des Bundesverfassungsgerichts

SPIEGEL: Frau Präsidentin, ein Entwurf für die Gedenkmünze zum 50. Geburtstag des Bundesverfassungsgerichts (BVG) zeigt einen Tempel aus drei Säulen, mit einem Giebel drüber. Die Säulen sind die Staatsgewalten, der Giebel, das ist Ihr Gericht. Wäre das nicht ein kleines bisschen größenwahnsinnig?

Limbach: Einige Preisrichter der Auswahl-Jury waren von dem Entwurf begeistert. Aber ich habe darauf hingewiesen, dass das Bild in der Öffentlichkeit als Anmaßung empfunden werden könnte.

SPIEGEL: Das Karlsruher Gericht als Schlussstein der Demokratie, als Instanz über den Gewalten, irgendetwas ist ja trotzdem dran – oder?

Limbach: Ich denke, in einer Hinsicht ist das Bild richtig: Das Bundesverfassungsgericht hat in Fragen der Grundrechtsinterpretation tatsächlich das letzte Wort.

SPIEGEL: Das klingt zu bescheiden. In Wahrheit haben Sie das letzte Wort bei fast allen heiklen Gesetzen und politischen Streitfragen, ob Euro oder Awacs, Asyl oder Erbschaftsteuer. Ohne Frage wird Karlsruhe gegebenenfalls auch zu entscheiden haben, ob Deutschland in einen Krieg gegen den Weltterrorismus zieht.

Limbach: Ich hoffe nicht.

SPIEGEL: Das Problem ist doch, dass die wirklich strittigen Fragen nicht in den demokratischen Gremien, sondern in Klausur von acht Richtern entschieden werden.

Limbach: Sie müssen sehen, dass das eine sehr durchdachte Entscheidung der Mütter und Väter unserer Verfassung war, das Gericht auch als eine Art Schiedsrichter bei Konflikten zwischen Gremien der Politik entscheiden zu lassen. Es ist eine Stärke unseres Rechtssystems, dass wir auf diese Weise Kontroversen zu Ende bringen. Als wir die Awacs-Entscheidung getroffen haben, hat mich beeindruckt, mit welcher Bewunderung der französische „Express“ schrieb, welch eine Fülle von politischen Instanzen diese Bundesrepublik kenne, die bei politischen Kontroversen zum Schluss immer eine Entscheidung oder einen Kompromiss zu Stande brächten.

SPIEGEL: Als Instanz, die Entscheidungsfähigkeit und Integrationskraft verbürgt, könnte man sich ebenso gut einen Kaiser vorstellen. Mancher angesehene Staatsrechtler zieht ja auch Vergleiche zwischen Karlsruhe und dem Wilhelminischen Obrigkeitsstaat.

Limbach: Der Vergleich ist abwegig. Im Übrigen ist die integrative Kraft, die das Gericht entwickelt hat, nur eine glückliche Nebenwirkung. Zuallererst geht es darum, die Verfassung eines demokratischen Gemeinwesens zu interpretieren. Ein Gericht, das diese Befugnis hat, wirkt unvermeidlich auch in das politische Gemeinwesen hinein.

WDR

Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe wird in diesem Jahr 50. **Jutta Limbach** ist seit 1994 Präsidentin des BVG. Die 1934 geborene Juristin und SPD-Politikerin war zuvor fünf Jahre Justizsenatorin in Berlin und steht als erste Frau an der Spitze des obersten Gerichts. Nach dem Zusammenbruch der DDR ordnete sie die Gerichtsbarkeit in der Hauptstadt neu und war auch für Inhaftierung und spätere Freilassung des früheren SED-Chefs Erich Honecker zuständig.

Werbeseite

Werbeseite

SPIEGEL: Die Wirkung ist manchmal fatal. Da stellt sich 50 Jahre nach der Gründung des Gerichts der Chef der größten Parlamentsfraktion, Peter Struck, hin und erklärt allen Ernstes, er werde zum Streit um die Rentenbesteuerung nichts sagen, bevor nicht Karlsruhe in der Sache entschieden habe. Wie steht es um so ein Parlament?

Limbach: Vorauseilenden Gehorsam schätze ich nicht. Dieser wird auch nicht durch das Gericht ausgelöst. Gewiss gibt es immer wieder Entscheidungen, die Auswirkungen auch auf das politische Geschehen haben. Wenn der Gesetzgeber zum Beispiel das Abtreibungsstrafrecht teilweise neu formulieren muss, wird das offenbar. Das verlangt ein selbstbewusstes Parlament.

SPIEGEL: Nun hat das Gericht über Jahrzehnte das Parlament oft genug entmutigt, indem es bis ins Einzelne Vorgaben gemacht hat, alles unter Hinweis auf sein Recht zur Verfassungsauslegung. Lassen sich denn tatsächlich alle wichtigen politischen Entscheidungen aus dem Grundgesetz heraus beurteilen?

Limbach: Nein. Das kann niemand behaupten. Das Grundgesetz ist vage und offen formuliert. Es soll eine dynamische Verfassung sein, die sich wechselnden sozialen Anforderungen anpassen kann. Rechtserkenntnis durch das Bundesverfassungsgericht ist keine rein logische Denkoperation, sondern enthält immer auch volitive und wertende Elemente. Denken Sie an Begriffe wie „sozialstaatlich“ – was bedeutet das? Wir müssen darüber reden, was eine gerechte Gesellschaftsordnung fordert. Was bedeutet der Schutz der Familie? Ist nur die auf Ehe gegründete Familie gemeint? Das ist immer auch eine Wertung, die wir zu treffen haben.

SPIEGEL: Richter machen Politik – ist das die Gewaltenteilung des Grundgesetzes?

Limbach: Nein. Mir ging es um wertende Elemente der Rechtsgewinnung. Gerade deswegen müssen wir uns jedes Mal fragen: Ist das eine so grundlegende Entscheidung, dass wir uns besser zurückhalten und diese Wertentscheidung den Gesetzgeber treffen lassen?

SPIEGEL: Im Urteil zum Maastricht-Vertrag hat das Gericht sich vorbehalten, über die Gestaltung der EU zu urteilen, im Urteil zum Familienlastenausgleich werden dem Gesetzgeber die Berechnungsgrundlagen des Steuerrechts diktiert – beide Male Ihr Senat. Wäre nicht mehr Zurückhaltung angebracht gewesen?

Limbach: Gewiss gibt es die eine oder andere Entscheidung, wo das Bundesverfassungsgericht dem Gesetzgeber recht genau gesagt hat, wie es sich eine künftige verfassungsmäßige Regelung vorstellen kann. Aber diese Entscheidungen sind rare Ausnahmen. Grundsätzlich ist die Gestaltung des Soziallebens Sache der Politik.

SPIEGEL: Das Gericht kann selbst abschließend über die Grenze seiner Entscheidungsmacht befinden. Da ist es natürlich leicht, Grenzüberschreitungen zu bestreiten.

Limbach: Ich leugne solche Grenzkonflikte nicht.

SPIEGEL: Waren die Abtreibungsurteile solche Überschreitungen?

Limbach: Damals war ich noch nicht beim Gericht und habe die Entscheidungen auch kritisiert. Da hat das ganze Parlament wirklich ununterbrochen auch die Verfassungsmäßigkeit denkbarer Lösungen diskutiert – und schließlich einen wohl überlegten Kompromiss gefunden. Das hätte das Bundesverfassungsgericht respektieren sollen.

SPIEGEL: Immer häufiger werden in Urteilen konkrete Grenzsätze und Prozentzahlen genannt, so als ob sich so etwas aus dem Grundgesetz ableiten ließe.

Limbach: Was wollen Sie machen, wenn Ihnen konkrete Zahlen vorgelegt werden, Prozentsätze, mit denen besteuert wird? Dann müssen Sie sich darauf einlassen und auch von Zahlen reden. Wie sollen Sie anders Bescheid geben, ob den früheren Entscheidungen in der Gesetzgebung gefolgt worden ist oder nicht? Dass es da Grenzbereiche gibt und dass unser ganzer Ehrgeiz darauf gerichtet sein muss, diese nicht zu überschreiten, ist selbstverständlich.

SPIEGEL: Wie äußert sich dieser Ehrgeiz?

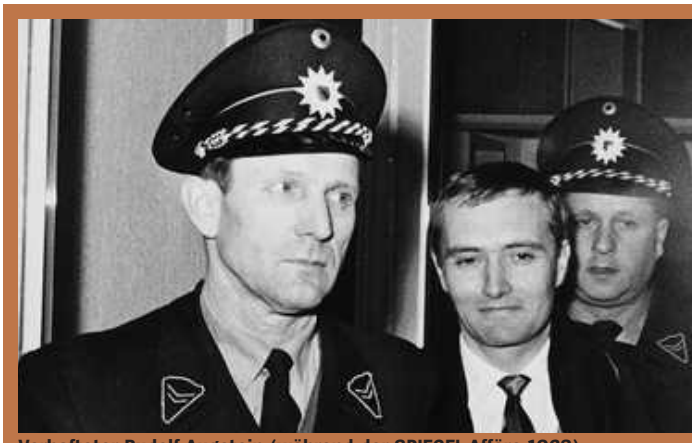
Limbach: In der täglichen Arbeit. Als wir beispielsweise über den Euro oder über den Länderfinanzausgleich zu entscheiden hatten, war mit unser Hauptproblem: Was ist eigentlich unsere Aufgabe als Gericht?

SPIEGEL: Berlin, so geht der Spruch unter Verfassungsrechtlern, sei für die Tagespolitik zuständig, Karlsruhe für die langfristigen politischen Entscheidungen. Ist das die Aufgabenverteilung?

Limbach: Das würde ich mir nicht anmaßen. Auch wir verfügen über keine größere Voraussicht als die Politik. Das Gericht hat die verfassungsrechtliche Rationalität aufzuweisen.

SPIEGEL: Solche Richtlinien sind dann leider aus verfassungsrechtlichem Beton und neuen politischen Diskussionen nicht mehr zugänglich.

Limbach: Das trifft nicht zu. Auch wir können irren. Am Bundesverfassungsgericht



AP

Verhafteter Rudolf Augstein (während der SPIEGEL-Affäre 1963)

Machtworte aus Karlsruhe

In einer Reihe von **Rundfunk-Urteilen** entwickelt der Erste Senat ab 1961 praktisch aus einem einzigen Begriff, dem der „Rundfunkfreiheit“, ein komplexes Rundfunksystem mit dem Nebeneinander von öffentlich-rechtlichen und privaten Anbietern. Das **SPIEGEL-Urteil** wird 1966 zum Manifest der Pressefreiheit: Es stellt die freie Presse als „Wesenselement des freiheitlichen Staates“ unter besonderen Schutz und stärkt vor allem den investigativen Journalismus.
Im ersten der beiden **Paragraf-218-Urteile** wird der Staat 1975 verpflichtet, ungeborenes Leben strafrechtlich stärker zu schützen. Als nach der deutschen Wiedervereinigung eine fraktionsübergreifende Bundestagsmehrheit Abtreibungen bis zum dritten Schwangerschaftsmonat erlauben will, macht Karlsruhe 1993 auf Klage der Union und Bayerns eine Zwangsberatung abtreibungswilliger Frauen zur Bedingung der Straffreiheit.

K. GREISER / DER SPIEGEL / XXP

Demonstration gegen Paragraf 218 (in Hamburg 1975)

Werbeseite

Werbeseite

arbeiten Menschen. Deshalb muss der Gesetzgeber auch in einer bereits entschiedenen Frage einen neuen Anlauf machen können, auf dass die Entscheidungen des Gerichts revidiert werden können; allerdings neue Einsichten vorausgesetzt.

SPIEGEL: Dennoch ist ja was dran: Politische Entscheidungen sind viel leichter in der Karlsruher Klausur zu treffen als im Gewitter der Mediendemokratie und unter dem Druck von Wahlterminen. Es gibt Kollegen von Ihnen, die deswegen behaupten, in Karlsruhe seien Reformen besser durchsetzbar als in Berlin.

Limbach: Es steht mir als Richterin des Bundesverfassungsgerichts nicht an, etwas über die Wirksamkeit oder vermeintliche Kurzatmigkeit der Politik zu sagen. Aber es gibt gelegentlich durchaus unpopuläre Entscheidungen, bei denen wir in die Bresche springen können. Ich denke an Entscheidungen wie die zur Vermögensteuer oder Erbschaftsteuer, wo seit über einem Jahrzehnt klar war, dass die Bemessungsgrundlagen gegen den Gleichheitssatz verstoßen. Das war ein Problemkomplex, wo sich die Politik nicht aufraffen konnte, eine unpopuläre Entscheidung zu treffen. Da war unser Urteil ein Entlastungsakt.

SPIEGEL: Frau Präsidentin, Sie stapeln tief. In Wahrheit hat doch das Gericht seit den sechziger Jahren dem Gesetzgeber in grundlegenden Entscheidungen immer wieder Beine gemacht: Karlsruhe hat die Grundrechte zur „objektiven Wertordnung“ erhoben und dem Parlament aufgegeben, diese Werte als Ziele seiner Politik zu verwirklichen – natürlich unter Kontrolle Ihres Gerichts.

Limbach: Ich gebe Ihnen zu, dass es diese große Weichenstellung gab, die für die Fortbildung des gesamten Rechts maßgebend war und die ich nicht missen möchte. Sie hat dazu geführt, dass sich das Strafrecht rechtsstaatlich und dass sich das Zivilrecht sozialstaatlich fortentwickelt hat.

SPIEGEL: Die große politische Linie wurde also doch in Karlsruhe geprägt.

Limbach: Ja, ist es denn kein Positivum, dass heute jede Vorschrift der Gesetze im Licht der Grundrechte interpretiert werden muss?

MAREIKE GUENSCHE / MELDEPRESS

Abstimmung über Mazedonien-Einsatz der Bundeswehr im Bundestag

Votum für das Parlament

Der **Brokdorf-Beschluss** erweitert 1985 die Rechte von Demonstranten: Friedliche Versammlungen unter freiem Himmel müssen zugelassen werden, soweit es nur irgend geht.

Im **Maastricht-Urteil** akzeptiert Karlsruhe 1993 den Vertrag über die Europäische Union und damit die weitere Verlagerung von Gesetzgebungskompetenzen nach Brüssel – trotz der Demokratiedefizite der EU. Auf der Grundlage des Maastricht-Vertrages werden 1998 auch die Verfassungsbeschwerden gegen den **Euro** verworfen.

In der **Awacs-Entscheidung** erfindet der Zweite Senat 1994 sogar eine neue Verfassungsvorschrift: Bewaffnete Auslandseinsätze der Bundeswehr sind erlaubt – aber nur, wenn der Bundestag vorher zugestimmt hat.

„Soldaten sind Mörder“, das berühmte Tucholsky-Zitat, ist in dieser allgemeinen Form als freie Meinungsäußerung geschützt, so zwei Entscheidungen aus den Jahren 1994 und 1995, und damit keine Beleidigung.

JARDAI / MODUS

Bekanntgabe der Euro-Umrechnungskurse (in Brüssel 1998)

SPIEGEL: Tatsächlich haben die Karlsruher Urteile bis ins Detail das Mietrecht oder das Verbraucherschutzrecht geprägt, oft sehr zum Ärger der Richterkollegen bei den eigentlich zuständigen Zivilgerichten. Nun mag die Karlsruher Republik viel gerechter und sozialer als die Berliner sein – dennoch wäre es Sache der Wähler gewesen, das Verhalten des Gesetzgebers zu honorieren oder sich einen andern zu suchen.

Limbach: Die Verfassungsrichter hätten natürlich die Hände in den Schoß legen und warten können, was passiert. Aber ohne diese rechtsfortbildende Rechtsprechung hätte sich die Bundesrepublik nicht zu diesem Sozialstaat entwickelt, der sie schließlich geworden ist.

SPIEGEL: Der Befund ist für den Gesetzgeber vernichtend.

Limbach: Nein. Gesetzgebungsverfahren sind entschieden schwerfälliger, weil die Projekte größer sind. Der Gesetzgeber muss gegebenenfalls das gesamte Mietrecht oder das gesamte Recht der allgemeinen Geschäftsbedingungen regeln, während die Gerichte ein partikuläres Problem vor sich haben, bei dem sie einen Impuls geben können.

SPIEGEL: Nochmals: Sollten Sie nicht in Zukunft öfter dem Wähler das Urteil über gesetzgeberisches Versagen überlassen?

Limbach: Ich bin nicht bereit, hier von „Versagen“ zu sprechen. Sie sehen ja, was der Bundestag gegenwärtig für Aufgaben vor sich hat. Der unter dem Eindruck der Globalisierung stehende Gesetzgeber hechelt mit heraushängender Zunge seinen Problemen hinterher, ohne dass die Abgeordneten im Mindesten faul sind.

SPIEGEL: Und Sie helfen denen ein bisschen?

Limbach: Mitunter ja. Ihre Kritik in Ehren, aber können Sie nicht einmal etwas über die Leistungen dieses Gerichts für Deutschland sagen?

SPIEGEL: Gern. Wir als Journalisten haben dem Gericht besonders viel zu verdanken. Ohne die Karlsruher Rechtsprechung zur Medienfreiheit gäbe es in Deutschland weder investigativen Journalismus noch halbwegs brauchbare Fernsehprogramme.

Limbach: Da sind wir einer Meinung.

SPIEGEL: Nun ist das ganze Medienwesen allerdings ein Bereich, aus dem die anderen Staatsgewalten sich ohnehin so weit wie möglich herauszuhalten haben. Wenn das Verfassungsgericht in dieser staatsfreien Lücke politisch gestaltet, ist das etwas anderes, als wenn es sich beispielsweise in den Staatshaushalt einmischt, ohne die politische Gesamtverantwortung zu übernehmen. Da beschließen acht Richter familienpolitische Wohltaten im Einkommensteuerrecht – und der Bundeshaushalt gerät aus den Fugen. Erst vor ein paar Tagen hat sich auch Bundeskanzler Schröder über milliarden-

Werbeseite

Werbeseite

teure Urteile aus Karlsruhe beschwert: Das Gericht solle sich auch mal fragen, woher das Geld kommen solle, und das nicht nur bei ihm abladen.

Limbach: Das wäre nicht geschehen, wenn der Staat der Aufgabe, die Familien zu fördern, nachgekommen wäre. Sie und auch der Herr Bundeskanzler dürfen beruhigt davon ausgehen, dass beide Senate bei den Entscheidungen durchaus auch die finanziellen Folgewirkungen im Kopf hatten. Bei seinen Familienbeschlüssen oder auch bei der Entscheidung zur Pflegeversicherung hat das Gericht auch in Rechnung gestellt – wir sind ja kompetent besetzt –, dass es Umschichtungsmöglichkeiten im Haushalt gibt, die den Prioritäten des Grundgesetzes besser gerecht werden.

SPIEGEL: Gerade die Familie ist wieder und wieder von Karlsruhe vor dem Gesetzgeber in Schutz genommen worden. Gibt es da dauerhafte und traditionelle Differenzen zwischen Berlin und Karlsruhe?

Limbach: Das Thema hat das Bundesverfassungsgericht in der Tat wiederholt beschäftigt. Die Familie hat immer wieder der Unterstützung des Bundesverfassungsgerichts bedurft. Da hat das Gericht häufig einen politischen Akzent gesetzt. Das Gleiche gilt für die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Dort hat das Gericht die letzten väterlichen Vorrechte abgebaut und das Namensrecht egalitär gestaltet.

SPIEGEL: Das Verfassungsgericht als gesellschaftlicher Schrittmacher?

Limbach: Hin und wieder schon, ohne Zweifel. Dasselbe gilt für eine frühe Entscheidung, die verhindern sollte, dass die Frauen qua Steuergesetz an den häuslichen Herd zurückgetrieben werden. Da hat das Gericht deutlich gemacht: Solche edukativen Absichten sind nicht Sache des Gesetzgebers.

SPIEGEL: In den letzten Monaten ist die Rolle des Verfassungsgerichts als Hüter der Bürgerrechte gegen obrigkeitliche Übergriffe wie lange nicht mehr in den Vordergrund getreten. Da gab es Entscheidungen zum Schutz vor übereilten Versammlungsverboten, zum Schutz vor staatlichen Gen-Dateien, vor polizeilichen Durchsuchungs- und Beschlagnahme-Aktionen. Die Häufung fällt auf. Ist der Staat illiberaler geworden?

Limbach: Dieses Spannungsverhältnis zwischen der Funktionstüchtigkeit der Strafrechtspflege und liberalen Freiheitsrechten hat das Gericht immer wieder beschäftigt. Man kann feststellen, dass in Zeiten gesellschaftlicher Krisen die Gesichtspunkte der Sicherheit und der Funktionstüchtigkeit mehr Aufmerksamkeit in der Politik finden als die Freiheitsrechte. Das sind stets herausfordernde Zeiten für den Hüter der staatsbürgerlichen Freiheiten.

SPIEGEL: Gab es nicht auch Zeiten, da Karlsruhe zu sehr auf die Funktionstüchtigkeit der Strafrechtspflege gestarrt hat?

Limbach: Etwa in den Zeiten des Deutschen Herbstes. Die gegenwärtige Rechtsprechung knüpft an alte Traditionen an.

SPIEGEL: Liegt das vielleicht auch daran, dass es einen Generationenwechsel im Gericht gegeben hat?

Limbach: Jede neue Richtergeneration bringt neue Denkweisen ein. Es scheidet jetzt die Generation aus, die die 68er Jahre bewusst miterlebt hat. Die jüngere Generation begegnet einander vorbehaltloser und ist offener gegenüber der Gesellschaft. Die Kompetenzen in beiden Senaten sind breit gesteckt. Es gibt Richter und Richterinnen, die was von Wirtschaftsrecht, von Finanzrecht verstehen, mehrere Richter haben Soziologie studiert. Diese haben eine ganz andere Antenne für den sozialen Hintergrund eines rechtlichen Problems.

SPIEGEL: Zum ersten Mal hat neulich ein Verfassungsrichter öffentlich zugegeben, dass er gelegentlich einen Schreck bekommt, wenn er über seine eigene Macht nachdenkt. Ist das die neue Offenheit?

Limbach: Machtfülle ist stets problematisch und verlangt kritische Selbstkontrolle.

SPIEGEL: Früher, als Justizpolitikerin, galten Sie als die „Jutta Courage“ der SPD. Hat Ihre Macht als Präsidentin dieses einflussreichen Instituts Sie verändert?

Limbach: Da ich zu denen gehört habe, die immer mit einer großen Aufmerksamkeit auf das geschaut haben, was sich hier in Karlsruhe ereignet, gerade als das Abtreibungsrecht, das Ausländerwahlrecht zur Diskussion standen, war mir dieses Problem der Macht früh vertraut. Als ich dann selbst in die Rolle kam, damit umgehen zu müssen, hat mich verblüfft, dass sich das von innen ganz anders ausnahm als von außen.

SPIEGEL: Wie anders?

Limbach: Ich habe sehr schnell gemerkt, wie naiv es ist zu glauben, es könne nur die eine richtige Entscheidung geben. Rechtsgewinnung ist viel komplexer.

SPIEGEL: Wie entstehen denn Karlsruher Entscheidungen?

Limbach: Aus einem gemeinsamen Lernprozess. Ich bin aus Urteilsberatungen oft genug mit einer anderen Auffassung herausgekommen als hineingegangen. Ich habe gelernt, dass man nicht nur eine juristische Frage beantwortet, sondern dass eine Entscheidung gefällt wird, die für Hunderte und Tausende von konkreten Menschen wichtig ist – und dass ich gegenüber diesen Personen eine Verantwortung habe.

SPIEGEL: Im März 2002 läuft Ihre Amtszeit ab. Was machen Sie dann?

Limbach: Gewiss etwas Neues. Aber was – das steht noch in den Sternen.

SPIEGEL: Frau Präsidentin, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

GUDRUN PETERSEN / JOKER

Geburtshilfekurs (im Geburtshaus Aachen)

Mehr Geld für die Familie

Dem **Kruzifix-Beschluss** (1995) zufolge können Eltern oder Schüler verlangen, dass Kruzifixe aus bayerischen Klassenzimmern verschwinden.

Das Urteil zum **Familienlastenausgleich** (1998) verlangt vom Gesetzgeber eine Regelung, nach der Eltern einen Haushaltsfreibetrag und Kinderbetreuungskosten steuerlich absetzen können. Konsequenz: Steuerausfälle von mehr als 20 Milliarden Mark.

Auch das **Pflegeversicherungs-Urteil** (2001) nützt den Familien: Wer Kinder großzieht, muss künftig bei den Beiträgen zur Pflegeversicherung entlastet werden. Auch andere umlagefinanzierte Sozialversicherungen wie die Renten- und Krankenversicherung, so das Gericht, gehören auf den Prüfstand.

THEODOR BARTH / ZEITENSPIEGEL

Juristin Limbach, SPIEGEL-Redakteure*
„Da sind wir einer Meinung“

* Thomas Darnstädt, Dietmar Hipp in Limbachs Büro.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

ENTFÜHRUNGEN

„Es quält mich jede Stunde“

Nach neun Wochen Geiselhaft gelang dem Deutschen Thomas Künzel die waghalsige Flucht aus einem Camp kolumbianischer Rebellen in den Anden. Nun bangt er um seinen Bruder und einen Freund; sie sind noch immer in der Hand der Kidnapper.

Es ist Donnerstag, der 20. September, 18.20 Uhr, irgendwo in den kolumbianischen Anden. Kurz bevor die Dunkelheit einbricht, hat Thomas Künzel, 47, seine bewaffneten Entführer gefragt, ob er sich am Lagerplatz hinter einen Busch hocken dürfe, er müsse mal.

Das fällt nicht weiter auf. Man kennt sich ein bisschen nach knapp neun gemeinsamen Wochen, und man vertraut sich ein wenig. Immer mal wieder gestatten die marxistischen Rebellen, die Künzel, seinen Bruder Ulrich, 57, und dessen Freund Reiner Bruchmann, 55, gekidnappt haben, ihren Geiseln ein paar Minuten Alleinsein, wenn die sich erleichtern müssen.

Künzel verschwindet im Gebüsch. Und plötzlich nimmt er allen Mut zusammen, alle Kraft, die ihm geblieben ist, und lässt sich antreiben von all der Wut, die in ihm brennt.

Er riskiert es. Er flieht. Und er schafft es. Vorvergangene Woche gelingt Künzel der abenteuerliche Fluchtversuch in den Anden. Mit Hunger, bei Kälte, und immer in Gefahr, entdeckt zu werden. Aber mit einem glücklichen Ende.

In jenen ersten Minuten seiner Flucht schleicht sich Künzel zunächst noch geduckt davon. Dann aber läuft er, so schnell er kann. Zwischen Bäumen hindurch, deren Äste ihm ins Gesicht schlagen. Durch Dornenbüsche, die seine Haut zerkratzen. Einen hohen Berg ächzt er hinauf – weil er glaubt, dass seine Verfolger ihn auf dem Weg hinunter ins Tal suchen werden.

Die Luft ist dünn auf mehr als 3000 Meter Höhe, völlig ausgepumpt lässt er sich auf dem kalten Kamm des Bergrückens ins nasse Gras fallen. Er hat Todesangst. „Ich dachte, dass die mein Keuchen hören würden, und das wäre es dann wohl gewesen“, sagt Künzel. Später sieht er den Schein von zwei Taschenlampen. „Jetzt haben sie mich“, schießt es ihm durch den Kopf. Dann hört er Hundegebell und fürchtet, „gleich kommen sie“.

Als er nach zwei Nächten auf eine Siedlung stößt, glaubt er, überall bekannte Gesichter zu sehen: Kuriere, die das Lager versorgen, die für die Entführer arbeiten. „Die Wahrnehmung ist doch ziemlich gestört unter solchem Stress“, berichtet Künzel, der seit vorigem Dienstag wieder daheim in Nienstädt ist, einem niedersächsischen Dorf am Rande des Weserberglandes.

OSWALDO PAEZ / AP

Geiselopfer Künzel, Armeesoldaten in Popayán*: *Todesangst im nassen Gras*

Anfang Juli hatte sich Industriemeister Künzel mit seiner Freundin Irmhild Knoche, 45, einer Sonderschullehrerin, und Reiner Bruchmann, dem Leiter der Volkshochschule im nahen Barsinghausen, auf den Weg nach Kolumbien gemacht. Sein Bruder Ulrich ist dort Projektleiter der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), er will Ende des Jahres zurück nach Deutschland. Es ist eine der letzten Gelegenheiten, ihn in Südamerika zu besuchen.

Standquartier der Urlauber ist Popayán, eine Provinzhauptstadt im Südwesten Kolumbiens und Sitz der GTZ-Helfer. Dort bricht Ulrich Künzel mit seinen Gästen am Morgen des 18. Juli auf, um ihnen ein paar Projekte zu zeigen, auf die er stolz ist. Die Entwicklungshelfer versuchen Bauern vom Anbau von Koka-Sträuchern und Schlafmohn abzubringen – Forellenzucht und Obsternte statt Rauschgiftgewinnung.

Wie immer vor einem Ausflug erkundigt sich Künzel bei der Polizei, ob die Strecke ins Örtchen Silva ein Risiko ist. Kein Problem, heißt es. Solche Neugier ist lebenswichtig in Kolumbien – immerhin wurden vergangenes Jahr 3076 Menschen gekidnappt. Mal geht der Menschenraub auf das Konto der marxistischen Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (Farc) oder der Guerrilleros des Nationalen Befreiungsheeres ELN, mal stecken die von Großgrundbesitzern gestützten Todesschwadronen dahinter. Farc und ELN kämpfen gegen den Staat, die Schwadronen kämpfen gegen die Guerrilleros; alle füllen ihre Kriegskasse mit Lösegeld auf.

Es geht alles ganz schnell, als die Deutschen am frühen Nachmittag mit ihren beiden Geländewagen auf einer einsamen Strecke kurz vor Silva plötzlich halten müssen. Ein Baumstamm liegt quer über der Straße, ein paar wie zufällig herumstehende Männer räumen ihn behände beiseite.

Da jagt von hinten ein Jeep heran, überholt den weißen Toyota Landcruiser der GTZ, den Ulrich Künzel fährt, und stellt sich quer. Künzel, sein Bruder Thomas und Reiner Bruchmann blicken in Gewehrläufe. Die Kidnapper lassen Irmhild Knoche und Ulrich Künzels Ehefrau Vera im privaten Landcruiser der Künzels entkom-

* Nach seiner Flucht am 22. September.

men. Die Männer werden gefangen genommen. Thomas Künzel blickt auf seine Uhr: 18 Minuten nach zwei.

„Wir hatten Angst, erschossen zu werden“, sagt Künzel. Die Geiseln werden in ein Behelfscamp gebracht, irgendwo oben in den Bergen. Ihre Entführer schlagen sie nicht, bedrohen sie nicht, drangsalieren sie nicht. Aber sie lassen ihre Opfer völlig im Ungewissen, wer sie sind und was sie wollen. „Das war die Qual“, sagt Künzel.

Das Schweigen der Männer, glaubt Künzel, hat einen taktischen Grund. Wenn etwas „schief gegangen wäre mit uns, hätten die das anderen in die Schuhe schieben können“. „Schief gehen“ heißt für ihn, dass die Geiseln unterwegs draufgehen.

Nach vier Tagen, am 22. Juli, tauchen Männer mit Maultieren in dem abgelegenen Camp auf. Sie schleppen eine Art Survival-Kit in die Berge: Für jede Geisel eine Decke, Zahnbürste und Zahnpasta, zwei Unterhosen, zwei Sweatshirts und Seife. Die Entführer verteilen Billig-Anoraks aus Taiwan, hergestellt von Produktpiraten; die Geiseln tragen nun Firmenlogos von Ferrari und Adidas. Die Gummistiefel passen, die Kidnapper haben ihre Opfer vorher höflich nach der Schuhgröße gefragt.

Entwicklungshelfer Ulrich Künzel (M.)*
Tortur im Hochland der Anden

Doch das Leben in den Bergen ist eine Tortur. Mal müssen die Brüder Künzel und Bruchmann mit ihren Häschern zehn Tage in einer höchstens 25 Quadratmeter großen Berghütte hausen, mal im Wald übernachten. Die Hütte, ein Lehmbau mit faustdicken Löchern, durch die feuchtkalter Wind pfeift, bietet etwas mehr Schutz vor Regen als der Wald. Doch in der Hütte entfachen die Entführer ein Feuer, dessen Rauchschwaden den Deutschen schwer zu schaffen machen.

Die Nächte sind kalt, das Essen ist „ziemlich schrecklich“. Kuriere in Zivil bringen Nachschub in die Berge, manchmal tauschen die Entführer ihre Kampfanzüge gegen die zivile Kleidung der Geiseln, um zum Shopping in die Dörfer der Indios im Tal hinabzusteigen. Zweimal in neun Wochen gibt es Obst: Äpfel, Weintrauben und Ananas.

Die Stimmung der Deutschen schwankt, so Künzel, „zwischen Furcht, Hoffnung, Wut und Depression“. Beinahe euphorisch sind sie, als sie aus dem Radio der Entführer erfahren, dass die EU vehement ihre Freilassung fordert. Wenig später haben sie jedoch Angst, dass sie noch länger auf den Tag der Freiheit warten müssen, „wenn das politisch so hoch gehängt wird“.

Die Männer versuchen, sich die elendige Langeweile in dem kalten, kargen Bergland zu vertreiben. Bruchmann bastelt aus dem Karton einer Zigarettenstange ein Skatspiel. Nach neun Wochen und 630 Skatrunden führt er mit über 3000 Punkten knapp vor Thomas und deutlich vor Ulrich Künzel. Die Entführer besorgen, immerhin, ein Schachspiel. Die meisten der vielen hundert Partien gewinnt Thomas Künzel. „Die Spiele waren elementar für unser Seelenleben“, sagt er.

Vor dem Einschlafen, in ihren Betten aus Moos, Gras und Farn, ist die Stimmung leidlich, wenn sich die Männer in ihre Tagträume flüchten: Die Gedanken schleichen um Reisen nach London und Rom, um Schnaps aus dem Wasserglas, „und immer wieder um Bratkartoffeln, Bratkartoffeln, Bratkartoffeln“.

Vier Wochen sind vergangen, als die Deutschen Nachrichten hören und ihnen „plötzlich der Mund offen stehen bleibt“ (Künzel). Sie erfahren, dass sich die Farc zu ihrer Entführung bekannt hat.

Langsam erahnen die Geiseln die Hintergründe. Die Guerrilleros verlangen, dass die kolumbianische Regierung nicht weiter auf Druck der USA Koka- und Schlafmohnfelder mit Pflanzenvernichtungsmitteln besprühen lässt. Die Entführer stellen klar, dass es ihnen nicht um Lösegeld gehe – das Sprayen der Flugzeuge, das damit nicht nur die Koka-Felder vernichte, sondern auch Gemüse- und Getreidefelder vergifte, müsse aufhören.

Thomas Künzel ist bis heute fassungslos „über diese unglaubliche Ungerechtigkeit, dass ausgerechnet mein Bruder entführt wurde“. Der hat gemeinsam mit der deutschen Botschaft in Bogotá durchgesetzt, dass Ländereien, in denen die GTZ Projekte unterhält, nicht besprüht werden.

Siebenmal in neun Wochen wechseln die Kidnapper ihr Quartier, die Stimmung unter den Geiseln wird schlechter. Thomas Künzel ist allein erziehend, er träumt nachts davon, dass er seinen Job verliert, seine Tochter das Kunststudium aufgeben muss, sein Sohn, der kurz vor dem Abitur steht, überhaupt nicht studieren kann und die Hausräumung bevorsteht. Er weiß nicht, dass sein Arbeitgeber, der Maschinenbauer Deerberg im niedersächsischen Bückeburg, sein Gehalt weiterzahlt.

Künzel fragt sich, wie er bei den niedersächsischen Kommunalwahlen am 9. September abgeschnitten hat, bei denen er als Grüner für den Gemeinderat in Nienstädt kandidiert hat. Er weiß nicht, dass die Grünen in einer Presseerklärung bekannt gegeben haben, dass auch ein in Geiselhaft sitzender Kandidat wählbar ist – und dass er mit 204 Stimmen und somit 8 Prozent ein Ergebnis erzielt hat, das über dem Landesschnitt der Grünen liegt.

Dass Künzel schließlich allen Mut zusammennimmt und flieht, hat vor allem mit seiner Mutter zu tun. Sein Bruder Ulrich hatte einen Traum: Die Mutter stirbt, weil sie die Geiselnahme ihrer Söhne nicht verkraftet. Die Brüder kommen frei und stehen zu Hause an ihrem Grab.

Thomas Künzel flüchtet einen Tag vor dem 81. Geburtstag der Mutter. Er streift durch die Anden, ernährt sich von kleinen Stücken gepressten Sirups, die er aus dem Camp mitgenommen hat. Die Armee bringt ihn schließlich nach Popayán.

Auf Künzel liegt dennoch eine große Last. Er hat seinem Bruder und Reiner Bruchmann nichts von seiner geplanten Flucht gesagt. „Ich hoffe, dass sie mich verstehen, aber ich fürchte, dass sie mir das übel nehmen“, sagt er.

Thomas Künzel weiß nicht, was nach seiner Flucht aus den beiden geworden ist, ob sie nun ständig mit Waffen in Schach gehalten werden. „Es quält mich jede Stunde“, sagt er. „Ich hoffe so sehr, dass sie bald freikommen.“

CARSTEN HOLM

* Mit seinem Bruder Thomas und Reiner Bruchmann, am 18. Juli kurz vor der Geiselnahme mit Arbeitern auf einer Zuckerrohrplantage bei Silva.

BUNDESWEHR

Neben der Spur

In Mazedonien soll die Bundeswehr erstmals einen Nato-Einsatz anführen. Doch ihr Chef, Verteidigungsminister Scharping, hat wieder einmal die Übersicht verloren.

Vielleicht war er ja einfach nur müde. Geistesabwesend stierte Rudolf Scharping im Verteidigungsausschuss minutenlang Löcher in die Luft, als ginge ihn die Debatte um den Einsatz seiner Soldaten in Mazedonien nichts an.

Dabei stand am vergangenen Donnerstag eine Entscheidung auf der Tagesordnung, die der Verteidigungsminister selber in normaler Verfassung wohl „historisch“ genannt hätte: Zum ersten Mal vertraut die Nato der Bundeswehr die Führung einer Militäraktion an. Ausgerechnet im Brennpunkt Mazedonien marschieren die Deutschen jetzt in der ersten Reihe.

Vom Aufstieg zur „lead nation“, zur Führungsnation, träumen die Militärs schon lange. Bereits 1992, gleich nach der deutschen Einheit und dem Golfkrieg, in dem die Bundeswehr nicht mitschießen durfte, stellten umtriebige Generäle die ersten Planspiele an. Die meisten Strategen von damals sind längst in Pension.

An die Spitze rückt nun ein Oberst, der eilends, wenn auch nur vorläufig, in den Rang eines Brigadegenerals erhoben wurde: Heinz Georg Keerl aus der Leipziger 13. Panzergrenadierdivision soll einer rund 1000 Soldaten starken Nato-Truppe vorstehen. Die Soldaten, überwiegend Deutsche, Franzosen und Italiener, dazu etliche Amerikaner, müssen die fast 300 zivilen Beobachter der Europäischen Union und der OSZE beschützen und so den brüchigen Frieden in Mazedonien sichern.

Anders als noch vor einem Monat, als der Bundestag erbittert darum stritt, ob die Bundeswehr beim Einsammeln von UÇK-Waffen mitmachen dürfe, erzielte Rot-Grün für die neue „Operation Amber Fox“ sogar eine eigene Mehrheit. 528 von 578 Abgeordneten votierten für die Aktion.

Die Freude darüber wurde den Spitzenmilitärs durch ihren eigenen Vorgesetzten vermiest. Dass Scharping nicht mehr ganz ernst genommen wird, seit er sich mit seiner Gefährtin Kristina Gräfin Pilati-Borggreve um seinen Ruf turtelte, daran haben sich die Bundeswehrmanager beinah gewöhnt.

Die Terroranschläge in Amerika hatten die Kritik an Scharping zeitweilig verstummen lassen. Aber vorige Woche war der Minister wieder ganz der Alte. Mit großspurigen Sprüchen und wirren Ankündigungen sorgte er für Verstimmung beim Koalitionspartner, im Kanzleramt und in der Allianz.

Beispiel Nato: Mit Grabesstimme kündigte Scharping am Mittwochmorgen an, die Allianz werde noch am selben Tag „sehr wahrscheinlich“ den Bündnisfall ausrufen. „Fehlgeleitete“ Informationen, korrigierte prompt ein Nato-Sprecher den deutschen Minister. Förmliche Beschlüsse stünden nicht auf der Tagesordnung.

Scharpings Fehlalarm stützte sich auf drei Tage alte und längst überholte Hinweise des Nato-Generalsekretärs George Robertson. Die Panne fiel umso peinlicher aus, weil der stellvertretende US-Verteidigungsminister Paul Wolfowitz, einer der Scharfmacher in Washington, Besonnenheit demonstrierte. Wolfowitz stellte klar, bei ihrer „vielschichtigen“ Antwort wollten die USA vorerst nicht auf militärische Mittel der Verbündeten zurückgreifen. Erst einmal sollten die Geheimdienste mehr Informationen über den Drahtzieher Osama Bin Laden und dessen Gefolgschaft zusammentragen.

Beispiel Bundestag: Beharrlich schwadronierte Scharping von Interview zu Interview, Auslandseinsätze der Bundeswehr müssten nicht unbedingt vorher vom Parlament beschlossen werden. Da hat er zwar formaljuristisch Recht. Bei „Gefahr im Verzug“ kann das Parlament geheimen Aktionen, etwa zur Befreiung von Geiseln durch Kommando-Soldaten, auch nachträglich sein Plazet geben.

MARCO URBAN

Wehrminister Scharping
„Gefahr im Verzug“

Aber Scharping plapperte wieder einmal „zur Unzeit“, rügte Grünen-Fraktionschef Rezzo Schlauch. „Schlichtweg neben der Spur“, schimpfte die grüne Wehrexpertin Angelika Beer.

„Lasst das mit den abstrakten Debatten“, stoppte schließlich Kanzler Gerhard Schröder seinen Ressortleiter, „das ist nicht hilfreich.“ Denn: Die Vorleute der Koalitionsfraktionen mühten sich gerade um Zustimmung für den neuen Mazedonien-Einsatz.

Vollends daneben ging Scharpings Versuch, per Gespräch mit der „Frankfurter Allgemeinen“ Fakten zu schaffen. Es sei „Richtlinie“ des Kanzlers, teilte er da mit, von den drei Milliarden Mark des neuen „Anti-Terror-Pakets“ würden „circa 1,5 Milliarden“ in seinen Haushalt „integriert“ – und zwar auf Jahre hinaus.

Nichts davon stimmte. Nach dem Erscheinen des Artikels stritt eine Runde von Staatssekretären noch munter um die Aufteilung der Gelder.

Das Ergebnis, vom Kanzler selbst besiegelt, liest sich wie ein Misstrauensvotum gegen den Wehrminister: Scharping darf lediglich fürs kommende Jahr 1,5 Milliarden Mark einkalkulieren – und er muss jedes einzelne Rüstungsprojekt, das er mit Beistand für Amerika begründet, von einer Arbeitsgruppe unter Vorsitz des Kanzleramtschefs Frank-Walter Steinmeier genehmigen lassen. Ob in späteren Jahren ein Zuschlag für den bis 2006 auf 46,2 Milliarden Mark eingefrorenen Bundeswehrhaushalt gewährt wird, blieb erneut offen.

Womöglich kann Scharping seinen Terror-Nachschlag nicht einmal ausgeben. Zwar gibt es vor allem beim Heer eine lange Wunschliste – von abhörsicheren Funk-

Deutsche Soldaten in Mazedonien: *Aufstieg zur „Führungsnation“?*

ROBERT GHEMENT / AP

geräten bis zu gepanzerten Spähfahrzeugen. Aber die Rüstungsindustrie verfüge kaum über Produktionsreserven, so die Botschaft von Lobbyisten im Parlament. Die Kapazitäten seien abgebaut, weil die Bundeswehr jahrelang keine nennenswerten Aufträge mehr vergeben habe.

Unheil droht den Bundeswehrplanern zudem beim Personal. Jüngste Umfragen, die das Sinus-Institut – vor den Terroranschlägen – bei jungen Leuten erhob, belegen einen dramatischen Stimmungsumschwung: 44 Prozent der 16- bis 20-jährigen Männer, 10 Prozent mehr als im Jahr zuvor, wollen demnach den Wehrdienst verweigern. Bei jungen Frauen stieg die Zahl derer, die sich „auf keinen Fall" einen freiwilligen Dienst bei der Bundeswehr vorstellen können, um 11 Punkte auf 69 Prozent. Und nur noch ein Drittel aller Jugendlichen, weniger als je zuvor, befürwortet die allgemeine Wehrpflicht.

Gerade die Wehrpflicht gilt Scharping indes als eine tragende Säule seiner Bundeswehrreform. Solange er Verteidigungsminister sei „und Gerhard Schröder Kanzler der Bundesrepublik", verkündete er kürzlich sein Dogma, werde die Wehrpflicht nicht abgeschafft.

Wenn Scharping sich da bloß nicht wieder täuscht. Noch vor Weihnachten könnte ihm das Bundesverfassungsgericht in die Parade fahren – gut möglich, dass die höchsten Richter in einem Grundsatzurteil dafür plädieren, die Wehrpflicht zumindest so lange auszusetzen, wie für Deutschland keine unmittelbare militärische Gefahr besteht.

Was dann droht, hat Generalinspekteur Harald Kujat am vorvergangenen Wochenende bei einer CSU-Tagung in München schon öffentlich ausgemalt. Die geplante Truppenstärke von 285 000 Männern und Frauen sei ohne Wehrpflicht nicht zu halten. Die Bundeswehr würde auf 150 000 Zeit- und Berufssoldaten zusammenschnurren.

Kujat selber muss das Messer wohl nicht mehr anlegen, der General ist auf dem Sprung nach Brüssel. Nato-Generalsekretär Robertson und die meisten Generalstabschefs der Verbündeten sähen den kantigen Deutschen gern im Vorsitz des Nato-Militärausschusses, des höchsten militärischen Gremiums der Allianz. Die vorgeschriebene Wahl am 20. November gilt fast nur noch als Formsache.

Die Liste potenzieller Kujat-Nachfolger ist kurz: Die Marine hält den allseits geschätzten Vizeadmiral und Flottenchef Lutz Feldt, 56, parat. Der zweite Kandidat kommt aus dem Heer und hat einen gewissen Startvorteil: Generalleutnant Wolfgang Schneiderhan, 55, beerbte Kujat schon einmal, vor gut einem Jahr, auf dem Chefposten im Planungsstab des Verteidigungsministeriums. Er gilt als einer der engsten Berater des Ministers und entspräche am ehesten dessen Neigung: Scharping bevorzugt in seiner Umgebung vertraute Gesichter.

ALEXANDER SZANDAR

HAMBURG

„Deutschland schaut auf uns"

Nach 44 Jahren SPD-Herrschaft könnte bald ein CDU-Bürgermeister den Stadtstaat regieren – mit dem rechtspopulistischen Polit-Neuling Schill und einer wankelmütigen FDP.

Die Zähne gebleckt, die Mundwinkel geliftet, dazu ein Handschlag, als hätten die drei Musketiere gerade das Vaterland gerettet: Für die Fotografen strahlten der designierte Hamburger Bürgermeister Ole von Beust und seine bereitstehenden Steigbügelhalter Ronald Barnabas Schill und Rudolf Lange vergangene Woche um die Wette.

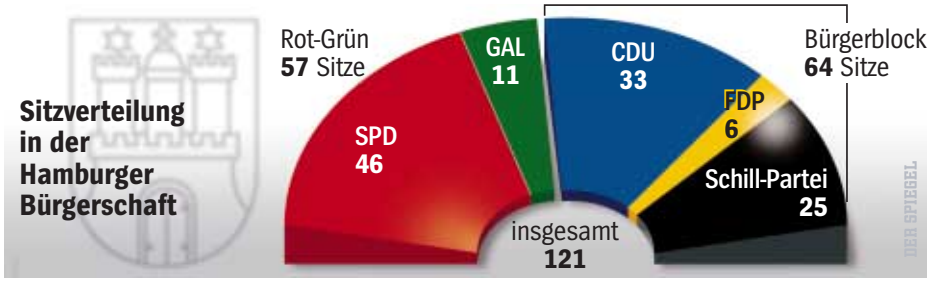
Dabei gehört es zu den Eigenheiten dieser Bürgerschaftswahl, dass keiner so recht etwas zu lachen hat – die Verlierer SPD und Grüne sowieso nicht, die Sieger Beust und Lange nur mit einiger Mühe, der Triumphator Schill nicht wirklich. Denn jetzt müssen sie koalieren – eine vom Wähler abgemeierte Union, eine FDP, die noch nicht sicher ist, ob sie tatsächlich mitmachen will, und eine Schill-Partei mit zu vielen Versprechungen und zu wenig Erfahrung.

Schill hat mit seiner erst vor 14 Monaten gegründeten Partei Rechtsstaatlicher Offensive dem CDU-Spitzenkandidaten Beust das Wahlergebnis verhagelt – die Union verlor bei der Bürgerschaftswahl am vorletzten Sonntag, gemessen an dem ohnehin schon schwachen Resultat vor vier Jahren, noch einmal 4,5 Prozentpunkte.

Seit Mitte der fünfziger Jahre, als die deutsche Parteienlandschaft noch ziemlich zerklüftet war, ist kein Ministerpräsident eines Bundeslandes mit so geringem Stimmenanteil ins Amt gekommen. Nur 26,2 Prozent der Wähler machten bei der CDU ihr Kreuzchen.

Damit ebnen Schills 19,4 Prozent zusammen mit den 5,1 Prozent der FDP Beust zwar den Umzug vom Fraktionsbüro im linken zum Bürgermeister-Amtszimmer im rechten Flügel des Rathauses. Aber es ist keine Liebesheirat; Beust rechtfertigt sich: „Es gibt ja keinen anderen Weg."

Die in Hamburg vor der Wahl verbreitete Stimmung für einen politischen Wech-



MARC DARCHINGER

Verlierer Runde, Scholz: *Nur blasse Erinnerungen an die Opposition*

LANGBEHN / ACTION PRESS

Partner Schill, Beust, Lange*: *„Es gibt ja keinen anderen Weg“*

sel wäre zunichte gemacht worden, sagt Beust, „wenn sich die Parteien, die den Wechsel wollten“, im Wahlkampf „andauernd gegenseitig vors Schienbein getreten hätten“.

Aber auch nach der Wahl sieht der Christdemokrat keine Alternative. Ein auf die Oppositionsbänke verbannter Schill, schätzt Beust, würde „das Problem für die CDU eher verschärfen als lösen“. Dann „würde er sich als Märtyrer aufführen“ und „hätte obendrein viel Zeit“.

Deshalb hatte die Berliner Parteiführung schon im Frühsommer Beusts Bündnis mit Schill zugestimmt: Vor die Wahl gestellt, „Richter Gnadenlos“ eisern zu bekämpfen oder ihn mit der Aussicht auf eine Zusammenarbeit pfleglich zu behandeln, entschieden sich die CDU-Strategen für das vermeintliche Zukunftsmodell: getrennt marschieren, vereint schlagen.

Doch Schill neigt zum Größenwahn. Begeistert von dem „grandiosen Ereignis“, dass ihm jeder fünfte Hamburger Wähler die Stimme gegeben hat, kündigte er sogleich eine bundesweite Ausdehnung seiner Partei an.

„Deutschland schaut auf uns“, verkündete er stolz vor den 21 Männern und 3 Frauen, die mit ihm in die neue Hamburger Bürgerschaft einziehen.

„Ein so berauschender Wahlsieg“, tönte Schill, „löst eine Eigendynamik aus.“ Aus der ganzen Republik meldeten sich Interessenten, die der Partei beitreten wollten. In Schleswig-Holstein hat die Law-and-Order-Partei nach eigenen Angaben bereits rund 100 Mitglieder, in Niedersachsen sind es angeblich kaum weniger.

Mit der Expansion würde sich der Rechtspopulist allerdings ein weiteres Problem schaffen – eines von vielen, mit denen er sich jetzt neuerdings herumschlagen muss: Seine auswärtigen Fans sind nämlich übers ganze Land verstreut – da braucht er viel Zeit und Geld, um eine funktionierende Parteistruktur aufzubauen.

Und dass Schill „Lust und Zeit hat, von Braunschweig über Gifhorn bis auf die Halligen zu reisen“, kann sich zumindest Beust nicht vorstellen – Schill habe jetzt erst mal in Hamburg alle Hände voll zu tun. Sobald er genötigt sei, sich mit Koalitionspartnern auf Kompromisse einzulassen, könne er zudem „nicht mehr mit flammendem Schwert das Protestpotenzial bündeln“.

Tatsächlich hat der designierte Innensenator Schill, noch ehe die Verhandlungen über ein Regierungsbündnis überhaupt begonnen haben, einige seiner großspurigen Wahlversprechen schon eingesammelt.

Eine Halbierung der Kriminalitätsrate binnen 100 Tagen sei nicht entscheidend, rudert Schill zurück, es könne auch weniger sein und länger dauern. Und wenn statt der versprochenen 2000 nur 800 Polizisten zusätzlich eingestellt werden könnten, sei das ja auch schon ein schöner Erfolg.

Ohnehin hätte Schill als Innensenator nur einen begrenzten Spielraum, um seine Vorstellungen von innerer Sicherheit durchzusetzen.

Der Polizeialltag richtet sich bei Straftaten nach der Strafprozessordnung und somit nach Bundesrecht – da kann sich Schill kaum Extratouren erlauben. Allein im Polizeirecht, das Ländersache ist, kann er Akzente setzen: etwa die Schleierfahndung einführen oder die Videoüberwachung auf öffentlichen Plätzen erweitern.

Er könnte auch beispielsweise die „Rote Flora“, das umstrittene Autonomenzentrum, stärker kontrollieren und schon kleine Regelverstöße ahnden lassen. Und er könnte schärfer gegen Drogendealer und Graffiti-Schmierer vorgehen.

Doch in den nächsten Wochen und Monaten, prognostizieren Experten, werden sich die Innenminister von Bund und Ländern mit Vorschlägen zur Verbesserung der inneren Sicherheit überbieten – das Thema liegt auf der Hand. Da wird es Schill schwer fallen, sich gegen die Polit-Profis zu profilieren.

„Die werden sich“, prophezeit ein Kenner, „die Butter nicht vom Brot nehmen lassen“ – wenn denn Schills Lebenstraum, Innensenator zu werden, überhaupt wahr wird.

Während die CDU ihrem Spitzenmann Beust willig in eine Koalition mit Schill folgt, grummelt es nämlich bei den Liberalen, die den Einzug in die Bürgerschaft gerade mal 700 Stimmen verdanken. Der magere FDP-Erfolg ging obendrein zu Lasten der CDU, aus deren Wählerreservoir – vornehmlich in den noblen Elbvororten Blankenese und Nienstedten – sich die Liberalen per Saldo 4000 ihrer insgesamt 43 000 Stimmen holten.

Die FDP verdoppelte damit ihre Wählerstimmen gerade in jenen Stadtteilen, die von der von Rot-Grün beschlossenen Zuschüttung des Mühlenberger Lochs und der Erweiterung des Airbus-Werks besonders betroffen sind.

„Ohne Sinn und Verstand“, schimpft Parteivize Jürgen Möllemann, habe FDP-Spitzenkandidat Rudolf Lange kurz vor der Wahl eine Ampelkoalition ausdrücklich ausgeschlossen und sich der CDU an den

* Am Dienstag nach der Wahl.

Hals geworfen. Das habe die FDP beinahe unter die Sperrklausel gedrückt. „Wer unseren Unabhängigkeitskurs der Strategie 18 verlässt“, urteilt Möllemann hämisch, „wird bestraft.“

Der schleswig-holsteinische FDP-Fraktionsvorsitzende Wolfgang Kubicki höhnt, das dilettantische Vorgehen des Konteradmirals a. D. zeige, dass „der Primat der Politik über das Militär erhalten bleiben muss“. Von dem pensionierten Bundeswehr-Offizier, sagt Kubicki, „hätte ich strategisch mehr erwartet“.

Im Trommelfeuer der lokalen Springer-Blätter und des „Liberalen Netzwerks“, eines Kreises einflussreicher Sponsoren, hatte Lange Anfang September Nerven gezeigt und seine Zurückhaltung in puncto Koalitionsaussage aufgegeben.

Offenbar fürchtete er, dass ihnen die Wähler eine unentschiedene Haltung in Sachen Schill nicht länger abnehmen würden.

Nun müsse die Hamburger FDP allerdings auch konsequent sein, rät Kubicki, und dürfe nicht lange fackeln. Von einem Verzögern der Koalitionsverhandlungen hält Kubicki nichts: „Je schneller die fertig sind, umso schneller ist der Fehler vergessen.“

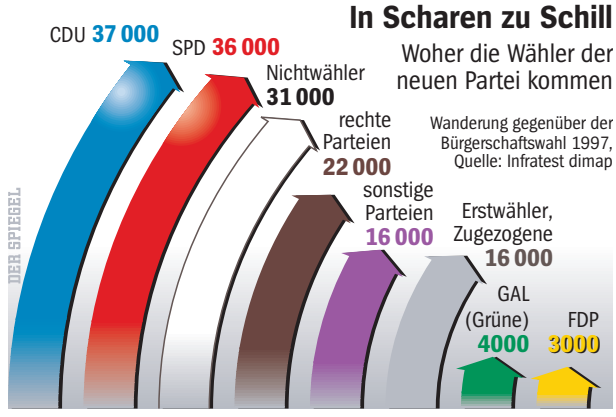
Es gibt aber auch ganz andere Empfehlungen. Die Bundes-FDP kann es gar nicht erwarten, dass die rot-grüne Bundesregierung an der Frage eines Anti-Terror-Einsatzes der Bundeswehr zerbricht. Für diesen Fall wollen Guido Westerwelle und seine Crew bereitstehen, dem SPD-Kanzler Gerhard Schröder die parlamentarische Mehrheit zu sichern – eine FDP-Beteiligung am CDU/Schill-Bündnis wäre da unpassend.

Die von der Bundes-FDP bevorzugte Option wäre eine Ampelkoalition gewesen, auch deshalb, weil die Hoffnungen bei der Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus am 21. Oktober auf einem rot-gelb-grünen Bündnis ruhen. Nun sollen, so der Wunsch der Parteizentrale, die Liberalen in Hamburg die CDU und Schill wenigstens so lange hinhalten, bis Berlin gewählt hat.

Auch im eigenen Landesvorstand wurde Lange heftig gerüffelt. Das Votum für Schill vor der Wahl habe „innerparteilich zu Problemen geführt“, kritisiert der Bürgerschaftsabgeordnete Wieland Schinnenburg.

„Eine Koalition so hopplahopp hätte man der Partei nicht zumuten können“, meint Ekkehard Rumpf, auch er FDP-Neuling im Parlament. So soll erst ein Parteitag am 8. Oktober entscheiden, ob überhaupt formelle Koalitionsverhandlungen aufgenommen werden – bis dahin wird nur „sondiert“. Schinnenburg rechnet damit, dass Schill bei seinen Forderungen „sehr schnell einknickt“ – wie bei den neuen Polizei-Planstellen. Falls Schill den Wünschen nach einer „liberalen Handschrift“ nicht weit genug entgegenkomme, dann, sagt der Abgeordnete Leif Schrader, „gehen wir in die Opposition“.

In dieser ungemütlichen Rolle müssen sich seit dem Wahlsonntag allerdings erst mal die bisherigen rot-grünen Stadtregenten einrichten.



LANGBEHN / ACTION PRESS

Schill-Gefährtin Freund: *Vom Chef zurückgepfiffen*

Die Grünen büßten in ihrer Hochburg Hamburg mehr als ein Drittel der Stimmen ein und stürzten von 13,9 auf 8,5 Prozent ab. Viel Beifall erntete auf einer Mitgliederversammlung vergangene Woche Vorstandssprecher Kurt Edler, der seiner Partei Versäumnisse vorhielt. Sie habe „Drogenhandel unter den Augen der Polizei, frei laufende Intensivtäter und Jugendliche, die die Großstadt in einen Dschungel verwandeln“, nicht ernst genommen. Edler: „Wir sind immer die Weicheier gewesen, haben immer nur Prävention propagiert, das machen die Leute nicht mit.“

Noch härter trifft es die SPD. Nur ganz alte Hamburger Sozialdemokraten können sich noch erinnern, wie es in der parlamentarischen Opposition zugeht: 1953 hatte ein „Hamburg-Block“ die SPD für vier Jahre von der Macht verdrängt. Für den Neuanfang fehlt den Sozialdemokraten zudem führungserfahrenes Personal. Außer dem bisherigen Ersten Bürgermeister Ortwin Runde, dem langjährigen Bausenator Eugen Wagner und Ex-Schulsenatorin Ute Pape hatte kein Mitglied der Stadtregierung für die Bürgerschaft kandidiert.

Deshalb fällt der SPD-Landesvorsitzende Olaf Scholz, erst seit Ende Mai Innensenator, als Oppositionsführer aus. So kommt die SPD wohl nicht umhin, den drögen Verlierer Runde wenigstens fürs Erste zu einem scharfen Widerpart des Senats umzufunktionieren – bis einer der ehrgeizigen neuen Leute Statur gewonnen hat.

Die künftigen Regierungsparteien sind noch weit davon entfernt, über Personalien zu entscheiden. Einig sind sie sich, dass die Zahl der Senatoren – bisher zwölf – auf höchstens zehn reduziert werden soll.

Liberalen-Chef Lange könnte sich trotz des mickrigen Wahlergebnisses der FDP zwei Senatoren aus seiner Partei „gut vorstellen“ – er selbst fühlt sich berufen für das vereinigte Wissenschafts- und Schulressort. An dem Job hatte auch Schills Lebensgefährtin Katrin Freund Interesse angemeldet, doch der Parteichef pfiff sie zurück, um keinen Filz-Verdacht aufkommen zu lassen.

Schill könnte Anspruch auf wenigstens drei Senatoren-Posten erheben, aber er hat Mühe, sie zu besetzen: Auch wenn er unter den 25 Mandatsträgern „mindestens 10“ für ministrabel hält, dürfte keiner von ihnen als Ressortchef in Frage kommen. Außer einigen Polit-Vagabunden, die zum Teil schon in anderen Parteien Schiffbruch erlitten, sitzen lauter unerfahrene Einsteiger in Schills Rathaus-Mannschaft.

Gescheitert ist Schills bizarrer Versuch, ein prominentes FDP-Mitglied als Justizsenator zu präsentieren: Dem Ex-Generalbundesanwalt Alexander von Stahl würde ein Ausschlussverfahren drohen, wenn er auf Vorschlag einer konkurrierenden Partei in das Amt strebte – und die eigene Partei hegt keinerlei Ambitionen, den Rechtsausleger zu nominieren. Dort gilt vielmehr der rechtspolitische Sprecher der FDP-Bundestagsfraktion, Rainer Funke, als aussichtsreicher Kandidat.

Beust weist einen Ausweg aus Schills Personalnot: Es gebe ja auch die Möglichkeit, „sich gemeinsam auf parteilose Experten zu einigen“. Fraglich ist allerdings, welche Koryphäen gern auf einem Schill-Ticket in den Senat einziehen wollen.

Schill selbst wäre als Innensenator und Zweiter Bürgermeister wohl nur noch zu verhindern, falls der Richter bei der Neuauflage seines Prozesses wegen Rechtsbeugung rechtskräftig verurteilt werden sollte. In diesem Fall, da gibt sich der sonst so wankelmütige FDP-Chef Lange unbeugsam, „halte ich ihn nicht für tragbar“.

Cordula Meyer, Alexander Neubacher, Norbert F. Pötzl, Rüdiger Scheidges, Andreas Ulrich

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

NORBERT SCHNARR / BAUMGARTEN

Commerzbank

DIREKTBANKEN

Geheimgespräche in Frankfurt

Die beiden Direktbanken Consors und Comdirect sprechen erneut über eine Kooperation. Am vergangenen Mittwoch trafen sich hochrangige Vertreter beider Häuser in der Frankfurter Zentrale der Commerzbank, darunter der Chef der SchmidtBank, Karl Gerhard Schmidt, sowie dessen Sohn Karl Matthäus, der den Consors-Vorstand leitet. Die SchmidtBank hält 65 Prozent an Consors. Durch die Baisse an den Börsen sind viele Direktbanken in die Verlustzone gerutscht; sie haben mit ihren teuren Callcentern und IT-Abteilungen hohe Fixkosten, derzeit aber kaum Erträge. Deshalb wollen Comdirect, eine Tochter der Commerzbank, und Consors nun versuchen, enger zu kooperieren und die kostenintensiven Abteilungen zusammenzulegen. Auch im Ausland sind Kooperationen denkbar. Hier fahren die beiden Direktbanken massive Verluste ein. „Not macht erfinderisch“, sagte ein Manager, „deshalb sprechen wir über alle möglichen Varianten einer Kooperation“. Eine Vollfusion beider Häuser sei zwar sehr unwahrscheinlich, „aber immer noch nicht völlig vom Tisch“.

MANAGER

Kurzfristig entlassen

Zu einem kuriosen (Zwischen-)Ergebnis führte die Aufsichtsratssitzung des DaimlerChrysler-Konzerns am vergangenen Donnerstag: Konzernchef Jürgen Schrempp wurde vorzeitig aus seinem Vertrag entlassen. Der Erbauer der Welt AG war, für einen Moment jedenfalls, arbeitslos. Grund waren nicht etwa Zweifel an Schrempps Strategie oder an seinem Sanierungsplan für die verlustreichen Töchter Chrysler und Mitsubishi, sondern eine Besonderheit des Aktienrechts. Der Vertrag eines Vorstands kann nach Paragraf 84 (1) „frühestens ein Jahr vor Ablauf der bisherigen Amtszeit“ verlängert werden. Schrempps Vertrag lief jedoch noch bis 2003. Die Aufsichtsräte, die sich in der Chrysler-Zentrale in Auburn Hills trafen, mussten den DaimlerChrysler-Boss zunächst entlassen, um ihm anschließend einen neuen Vertrag anzubieten, der bis 2005 läuft. Anlass für die ungewöhnliche Aktion: Die Aufsichtsräte wollten möglichen Spekulationen über einen Wechsel an der Spitze und einen Kurswechsel des Konzerns den Boden entziehen.

GRAHAM TROTT

Schrempp

ARBEITSMARKT

„Schwarzarbeit legal machen“

Sachsens Wirtschaftsminister Kajo Schommer, 61, über staatliche Lohnzuschüsse

SPIEGEL: Für den Winter erwarten Experten mehr als vier Millionen Arbeitslose. Vor allem Geringqualifizierte haben kaum Aussicht auf einen Job. Sehen Sie einen Ausweg?

Schommer: Viele gehen ja in Wahrheit einer Tätigkeit nach: Sie arbeiten als Kellner, Hilfsarbeiter oder Putzkräfte und bekommen ihr Geld bar. Mein Vorschlag: Wir müssen diese Schwarzarbeit legal machen. Der Staat sollte die Sozialversicherungsbeiträge für jeden Niedriglohnbezieher übernehmen, nicht nur den Arbeitnehmer-, sondern auch den Arbeitgeberanteil. Damit bekommen Firmen einen Anreiz, einfache Jobs legal anzubieten, für die Betroffenen lohnt es sich zuzupacken.

ANDREAS FROESE

Schommer

SPIEGEL: Der Staat soll Geringqualifizierte mit Milliarden subventionieren?

Schommer: Das tut er schon heute, nur auf fragwürdige Weise. Den Betroffenen werden immer neue ABM-Plätze zugeteilt, die sie nicht weiterbringen, oder sie erhalten einen Scheck vom Sozialamt, der jegliche Motivation raubt. Sinnvoller wäre es, wenn wir das eigene Tun der Sozialhilfeempfänger förderten. Das stärkt ihr Selbstwertgefühl, sie wären eher bereit, sich aus der sozialen Hängematte zu befreien.

SPIEGEL: Was hält sie denn von Erwerbsarbeit ab?

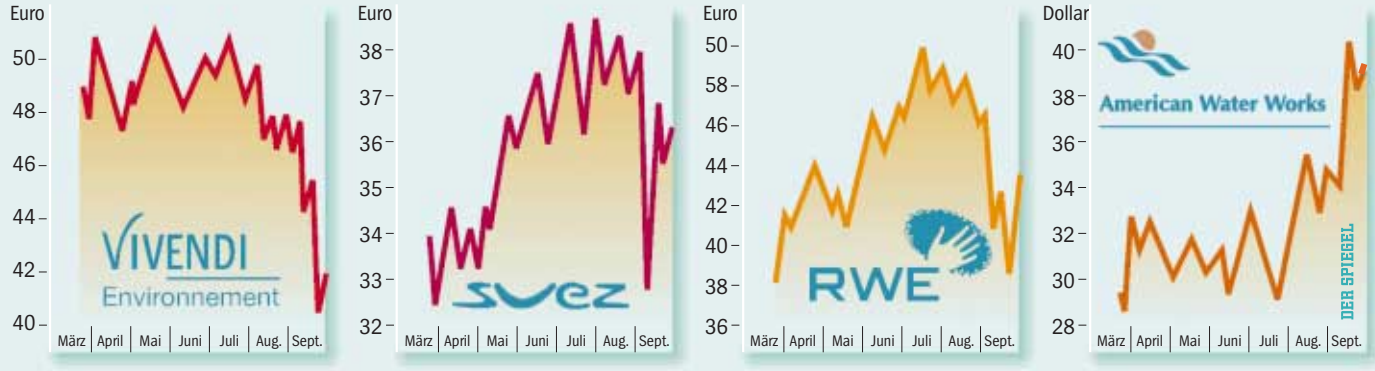
Schommer: Streng ökonomisch betrachtet, lohnt es sich für viele Menschen einfach nicht zu arbeiten. Eine Familie mit zwei Kindern bekommt heute vom Sozialamt knapp 3000 Mark, fast ein Drittel davon sind Familienleistungen. Nimmt ein Elternteil eine schlecht bezahlte Stelle an, erhält die Familie nur noch das niedrige Kindergeld. Es wäre gerecht, wenn jede Familie bis zu einem bestimmten Einkommen ein gleich hohes Familiengeld bekäme. Damit würden sofort auch Jobs mit einem Monatslohn von unter 2000 Mark interessant.

SPIEGEL: Von 2,7 Millionen Sozialhilfeempfängern gilt rund ein Drittel als voll arbeitsfähig. Was ist mit dem Rest?

Schommer: Wer nicht arbeiten kann, hat weiter unsere volle Solidarität. Nichtarbeitsfähige sollen ein Sozialgeld erhalten in Höhe der jetzigen Sozialhilfe. Wer aber arbeiten kann, bekommt nur ein geringeres Sozialeinkommen, das er durch eigene Leistungen steigern kann.

Versorger-Aktien

Quelle: Thomson Financial Datastream

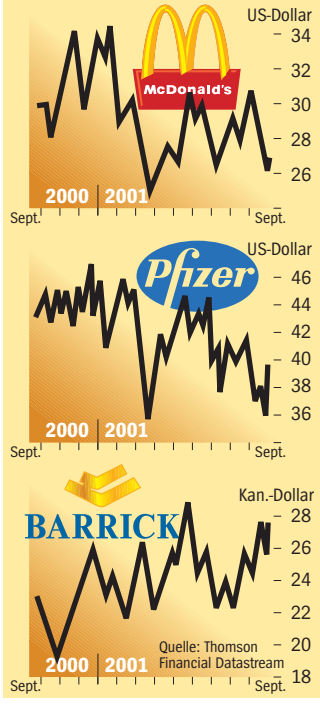


AKTIEN

Flüssiges Gold

Wasser ist für viele Experten der Rohstoff des 21. Jahrhunderts: Der weltweite Bevölkerungszuwachs, eine zunehmende Urbanisierung und die Privatisierung einst staatlicher Wasserwerke versprechen für die Wasserversorger eine sprudelnde Ertragsquelle. Das internationale Geschäft wird von drei Großen bestimmt: den französischen Konzernen Vivendi Environnement und Suez mit jeweils 100 Millionen Kunden sowie dem Essener RWE-Konzern. Durch die Anschläge in den USA sind die Aktienkurse aller drei nach unten gezogen worden. Die Deutschen haben sich durch die Übernahme der britischen Thames Water (Kosten: 11 Milliarden Euro) im vergangenen November weltweit als Nummer drei etabliert. Die Wassersparte ist das profitabelste Segment von RWE: Sie trug im vergangenen Geschäftsjahr zwar nur mit drei Prozent zum Umsatz bei – allerdings mit 14 Prozent zum Gewinn. Bereits 2003 soll dieser Anteil über ein Drittel betragen. Auch der angekündigte Kauf des US-Versorgers American Water Works für 4,6 Milliarden Dollar wird von den meisten Analysten positiv bewertet. WGZ-Bank-Analyst Jörg Natrop: „Die Expansionsstrategie im Zukunftsmarkt Wasser ist absolut sinnvoll." Große Chancen liegen vor allem in den Schwellen- und Entwicklungsländern. In diesen Märkten sind die Franzosen besser positioniert als die Deutschen: Sie verfügen über mehr Finanzkraft. Die Weltbank beziffert den Investitionsbedarf auf dem dortigen Wassermarkt auf 600 Milliarden Dollar bis 2010.

Traditionelle Aktien



REZESSIONSÄNGSTE

Krisenfeste Titel?

Die Schweizer Privatbank Vontobel stellt einen Aktienkorb für „raue Zeiten" vor. Mit dem Zertifikat wenden sich die Eidgenossen an „Investoren, die von einer längeren Börsenflaute ausgehen". Roger Studer, stellvertretender Direktor bei Vontobel, will das Angebot als ein Zeichen gegen die drohenden Rezessionsängste verstanden wissen: „Jetzt bietet sich dem Anleger ein großes Potenzial." Die Schweizer wurden bei der Suche nach krisenresistenten Titeln in Nordamerika und Europa fündig: Den US-Pharmakonzern Pfizer (Viagra) listet Vontobel ganz oben. Das Urteil: „Hervorragende Produktpipeline, stabile Erträge." Auch die Fast-Food-Kette McDonald's und der Goldminentitel Barrick Gold werden empfohlen. Auf dem alten Kontinent empfiehlt die Bank den britischen Versicherungstitel CGNU, deutsche Werte finden bei Vontobel hingegen keine Gnade.

MARTIN LANGER / AGENTUR FOCUS

Containerschiff im Hafen

SCHIFFSFONDS

Auf Tauchstation

Mit steuerbegünstigten Schiffsbeteiligungen ließen sich in Spitzenzeiten Renditen bis zu 16 Prozent erzielen. Jetzt brechen die Gewinne ein. Der Grund: Immer mehr Containerschiffe laufen vom Stapel und drücken bei schwächelndem internationalem Handel auf die so genannten Charterraten, also die Tagesmieten für einen Frachter. Das schlägt auf die Gewinnbeteiligung für private Anleger durch. Während im Sommer 2000 die durchschnittliche Tagesrate noch bei 15 000 Dollar für ein Schiff mit 1700 Containern lag, können Reeder heute nur noch rund 9000 Dollar verlangen. „Die Raten sind nicht auskömmlich", klagt Norbert Röth von der Hamburger Reederei Döhle Schifffahrt. Experten schätzen, dass 2001 und 2002 rund 470 neue Frachter in See stechen. Damit dürften die Charterraten weltweit noch weiter auf Tauchstation gehen.

Werbeseite

Werbeseite

BANKEN

Codename „Cambridge“

US-Präsident Bush setzt nicht nur auf das Militär, sondern auch auf seine Wirtschaftsmacht. Mit Hilfe der Banken sollen die Finanzquellen der Terrornetzwerke ermittelt werden. Auf der Jagd nach Osama Bin Laden tauchen geheimnisvolle Spuren auf – auch bei der Deutschen Bank.

Die Nachricht klang wie ein Hilferuf: „Ich muss Sie morgen früh sprechen, sowie Sie im Büro sind.“ Empfänger der Botschaft war Thomas Fischer, der als Vorstandsmitglied der Deutschen Bank für die Compliance zuständig ist – also für die Einhaltung von Gesetzen und Vorschriften in allen Bereichen des Frankfurter Geldhauses.

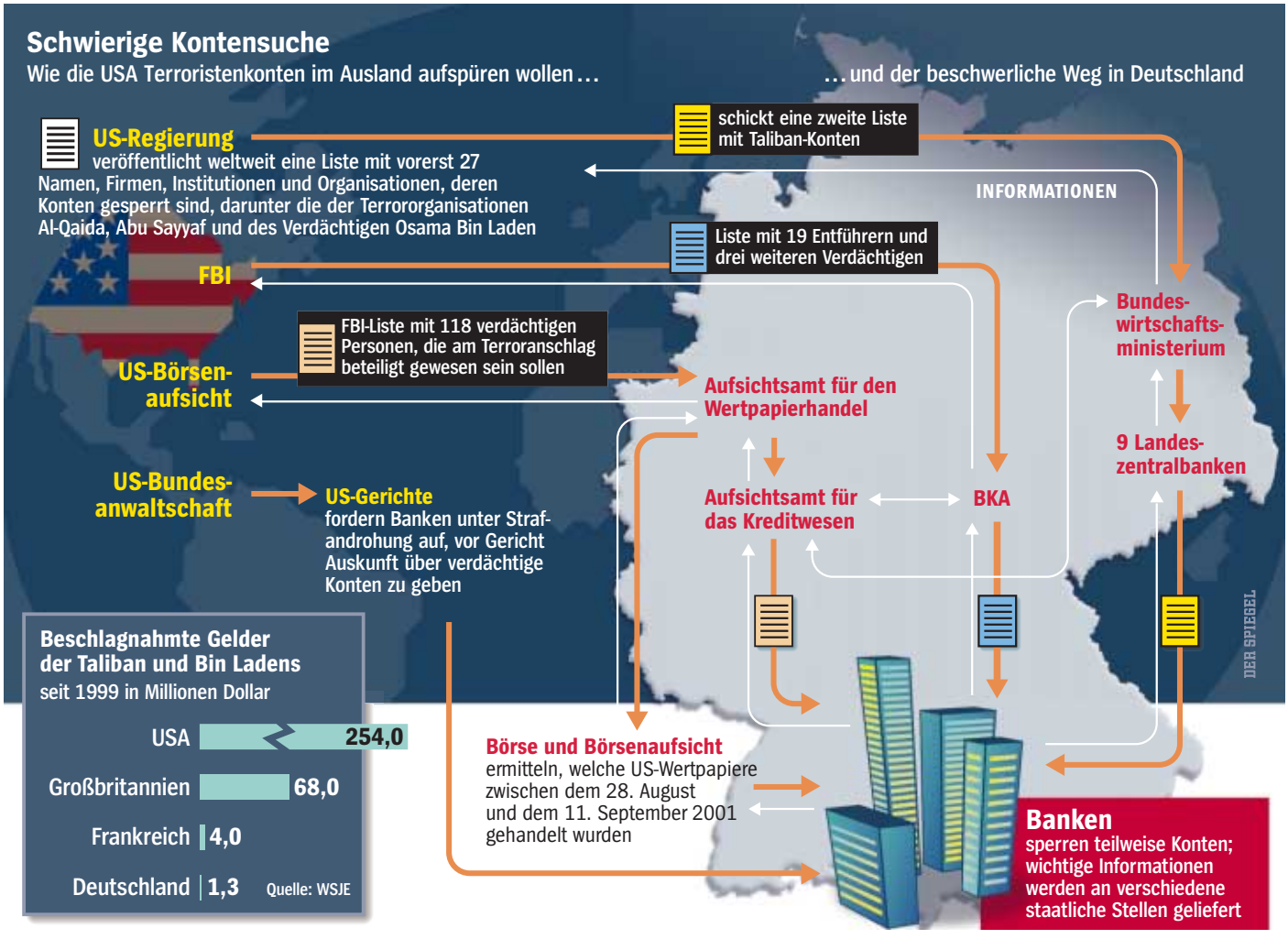
Hugo Banziger, der oberste Kreditrisikomanager der Bank, hatte ihm die Zeilen in der Nacht zum 14. September um 0.29 Uhr per E-Mail geschickt.

Es ging, knapp drei Tage nach den verheerenden Terroranschlägen in den USA, um eine dubiose Kundenbeziehung. Nur wenige Manager des Instituts wussten Bescheid über den Verdacht, den Banziger seinem Chef unterbreiten wollte. Da der Fall als äußerst heikel angesehen wurde, einigte man sich schließlich darauf, selbst die hausinterne Kommunikation mit dem Codenamen „Cambridge“ zu versehen.

Der Name bezieht sich auf die Firma Cambridge Engineering Systems Ltd. Das Unternehmen sowie zwei mit ihm verbundene Firmen haben ihren Sitz auf den Cayman-Inseln. Haupteigner der Firmengruppe in der karibischen Geldwäscher-Oase, so hatte Banziger entdeckt, ist die saudi-arabische Familie Bin Laden. Aber auch die eigene Bank hat Anteile.

Doch wem genau in der weit verzweigten Dynastie der Bin Ladens gehört das Firmengeflecht? Welcher der zahllosen Halbbrüder oder Neffen von Terrorist Osama Bin Laden steckt hinter der Cayman-Connection? Macht die Deutsche Bank Geschäfte mit Kriminellen, oder ist sie nur Partner der bislang unbescholtenen Saudi Binladin Group (SBG), die der Vater Osama Bin Ladens einst gegründet hatte? Hält der meistgesuchte Terrorist der Welt, der nach Recherchen der Deutschen Bank noch bis 1993 an dem Imperium des Vaters beteiligt war, womöglich über Strohmänner Anteile an der Cambridge-Gruppe?

Banken auf Terroristenjagd: Seit den Anschlägen auf das World Trade Center und das Pentagon ist es vorbei mit der vornehmen Zurückhaltung der Geldhäuser.



PETER PARKS / AFP / DPA (O.); ZIELSKE / BILDERBERG (M.); MARK LENNIHAN / AP (U.); AP (R.)

Finanzplätze in Hongkong, London und New York: *Stapelweise Verdachtsmeldungen*

Alle großen Institute in den USA, in Europa und in Japan haben Dutzende von Mitarbeitern damit beauftragt, verdächtigen Kunden- und Kontenverbindungen nachzuspüren. Akribisch suchen hausinterne Experten, so genannte Compliance Officers, jeden Hinweis, der zu den Attentätern führen könnte.

Der erste Schlag gegen die Terroristen, verkündete US-Präsident George W. Bush, sollte nicht mit Bomben und Soldaten geführt werden, sondern mit der wirtschaftlichen Macht der Vereinigten Staaten. Publikumswirksam ordnete er an, die „Finanzquellen des globalen Terrornetzwerks“ auszutrocknen. Denn das Geld, so hatte der Mann im Weißen Haus erkannt, ist „das Lebenselixier terroristischer Operationen“.

Nicht nur in den USA, sondern weltweit sollten die Guthaben von 27 Personen und Organisationen eingefroren werden. „Das ist kein symbolischer Akt“, hieß es im Weißen Haus. Vielmehr sei es „ein starkes Signal an al-Qaida, dass wir wissen, wer sie sind, dass wir ihre Freunde und Geldgeber kennen“. Al-Qaida ist die Terrororganisation Bin Ladens.

Bush kündigte „drakonische Sanktionen“ an, falls Staaten und Banken nicht mit den Amerikanern kooperierten: „Wer Terroristen unterstützt“, müsse damit rechnen, dass seine Konten in den USA eingefroren würden. Notfalls müssten die Länder ihre Gesetze ändern.

Begeistert klatschten westliche Staatsmänner Beifall und versicherten, sich der Antiterrorallianz anschließen zu wollen. Selbst das Fürstentum Luxemburg und die Schweiz, denen das Bankgeheimnis bislang heilig war, beugten sich dem Druck.

So lief zwischen Washington und Zürich, zwischen London und Tokio eine Fahndungsaktion von ungekannten Ausmaßen an. Zum ersten Mal in der Geschichte wurden die Banker voll eingebunden in ein weltweites System staatsanwaltschaftlicher Ermittlungen. Stapelweise lieferten sie Verdachtsmeldungen an die Fahnder. Die offensichtlichen Spekulationsgeschäfte kurz vor dem Anschlag, die Kontobewegungen der Selbstmordattentäter und das finanzielle Treiben zahlreicher islamischer Banken – alles wird nun untersucht.

Die Suche nach dem finanziellen Netzwerk der Terroristen ist ausgesprochen kompliziert. Milliarden von Finanztransaktionen werden jeden Tag ausgeführt. Allein die Menge des Geldes, das jährlich gewaschen wird, beläuft sich nach Schätzungen des Bundesnachrichtendienstes auf etwa drei Billionen Mark – etwa das Achtfache des deutschen Bundeshaushalts.

Anfällig ist der Handel mit Schwarzgeld eigentlich nur am Anfang, wenn Bargeld auf ein Konto eingezahlt wird. Dann könnten die Banker am ehesten Verdacht schöpfen und die Fahnder am leichtesten eingreifen. An diesem Punkt setzen auch die meisten Geldwäschegesetze ein, die bei größeren Bargeldeinzahlungen eine Ausweispflicht vorschreiben.

Doch solche Gesetze sind längst nicht überall in Kraft oder werden nur lax gehandhabt. Vollends entfällt diese Hürde, wenn man – wie es die Fahnder im Falle Bin Ladens vermuten – beste Beziehungen zu verschiedenen Banken hat.

Ist das Geld erst einmal auf einem Konto, können die Spuren leicht durch zahllose Überweisungen auf andere Konten, Stückelungen und neue Transaktionen so weit verwischt werden, dass ihr Ursprung nicht mehr festzustellen ist. „Dann“, räumt ein Fahnder ein, „ist es fast unmöglich, den Weg des Geldes zu verfolgen.“

Noch größer werden die Probleme, wenn es sich gar nicht um Schwarzgeld handelt, sondern um zunächst legal erworbene Profite von Firmen oder Stiftungen. Strohmänner können das Geld dann auf getarnte Konten von Terrororganisationen überweisen, ehe es auf Umwegen bei den aktiven Terroristen landet.

Deshalb ist es längst nicht damit getan, die Namen der Verdächtigen in die zentralen Kundendateien der Banken einzugeben. Denn selbst wenn die Namen gefunden werden, wie etwa bei der Hamburger Sparkasse, wo einer der im Zusammenhang mit dem Attentat Gesuchten ein Konto hatte, dann bleibt das Problem, den Weg des Geldes zu den Finanziers des Terrors zurückzuverfolgen.

Die Schwierigkeiten beginnen aber schon viel früher, etwa bei den international sehr unterschiedlichen Schreibweisen arabischer Namen und enden bei der simplen Frage: Wer wird überhaupt gesucht?

So kursierte vergangene Woche neben der von Bush veröffentlichten Fahndungsliste, die in den nächsten Tagen auf 90 Ein-

träge erweitert werden soll, ein Verzeichnis des FBI mit 118 Verdächtigen. Eine weitere Liste mit Konten, die dem Taliban-Regime oder Osama Bin Laden zugerechnet werden, verschickten die deutschen Landeszentralbanken – unter den Gesuchten findet sich auch der deutsche Geschäftsmann Karl-Heinz G. sowie ein in Kabul tätiger deutscher Verein.

Dazu kam die kürzlich aktualisierte Zusammenstellung der Uno mit rund 300 Namen von Personen und Institutionen aus dem Umfeld der afghanischen Extremisten, deren Konten laut der Uno-Resolution von 1999 gesperrt werden müssen.

Was den Ermittlern in Deutschland fehlt, ist eine zentrale Koordinationsstelle wie in den USA. Dort wird die Suche nach den wirtschaftlichen Hintermännern des Terrorgeflechts vom Office of Foreign Assets Control (Ofac) geleitet, einer Abteilung im Finanzministerium. Auch viele andere Länder verfügen über eine Financial Intelligence Unit, wie es im Fachjargon heißt.

In Deutschland dagegen schicken die Banken ihre Auswertungen entweder an das FBI, an das BKA, an die zuständigen Landeskriminalämter, an das Bundesaufsichtsamt für den Wertpapierhandel, die Bankenaufsicht in Frankfurt oder direkt an die US-Börsenaufsicht. „Keiner blickt mehr durch, wer nun eigentlich welche Informationen haben will“, klagt der Chef der Compliance-Abteilung bei einer Frankfurter Bank, „es herrscht totales Chaos.“

Um den Wirrwarr in Deutschland zu beseitigen, will Finanzminister Hans Eichel nun auch eine Financial Intelligence Unit aufbauen. Die Spezialtruppe soll Verdachtsanzeigen aus den Banken prüfen und an die Länderbehörden weiterleiten.

Nachdem anfänglich nur Listen mit arabischen Personennamen kursierten, versorgte das FBI die Europäer vergangene Woche auch mit Angaben zu verdächtigen Geldinstituten. Auch die deutschen Banken erhielten den Auftrag, die Beziehungen zu fünf arabischen Geldinstituten zu durchleuchten: al-Shamal Islamic Bank, Faisal Islamic Bank, Dubai Islamic Bank, Kuwait Finance House und Bahrain International Bank. Später kam noch die Tadamon Islamic Bank hinzu.

Die international kaum bekannten Institute stehen bei den Amerikanern im Verdacht, im Finanzgeflecht von Terroristen eine Rolle zu spielen. „Es gibt ein Netz von privaten Konten in islamischen Banken der muslimischen Welt, welche al-Qaida als Lebenslinie dienen“, bestätigte kürzlich ein Ex-Agent des pakistanischen Geheimdienstes gegenüber der „Washington Post“.

In diesem Zusammenhang sorgte bislang vor allem die sudanesische al-Shamal Islamic Bank für Schlagzeilen. Laut Erkenntnissen des amerikanischen State Department hatte Osama Bin Laden bei deren Gründung rund 50 Millionen Dollar investiert.

Ob die Fahnder dort jetzt noch fündig werden, ist sehr fraglich. Nicht nur der heutige Geschäftsführer Mohammed Scheich Mohammed bestreitet, dass es noch Verbindungen zu Bin Laden gibt. „Vielleicht war er bei der Gründung aktiv“, sagt er vage, „aber er war nie ein Aktionär.“

Informationen aus Bankenkreisen besagen ebenfalls, dass der Terrorist dort nicht mehr beteiligt ist. Osama Bin Ladens Anteile, so heißt es, seien 1996 von einer sudanesischen Gruppe unter Abd al-Wahhab Osman Scheich Musa und den saudi-arabischen Geschäftsleuten Salih al-Kamil und Ahmed Ali Batarki aufgekauft worden.

Bei einem Prozess in New York Anfang dieses Jahres hatte Dschamal al-Fadl, der sich selbst als Kassenwart Bin Ladens bezeichnete, aber noch zwei weitere Banken im Sudan genannt, zu denen die Terrororganisation al-Qaida gute Kontakte gepflegt habe: die Tadamon Islamic Bank und die Faisal Islamic Bank.

Vor allem die Faisal Bank könnte in den Ermittlungen bald großes Gewicht erhalten und auf diplomatischer Ebene für einige Unruhe sorgen. Die Spuren führen direkt nach Saudi-Arabien, das schon seit längerem im Verdacht steht, die Fundamentalisten in Afghanistan zu finanzieren.

Präsident der Faisal Bank ist ausgerechnet Mohammed al-Faisal Al Saud, Sohn des früheren Königs von Saudi-Arabien und Vetter des amtierenden König Fahd. Der Prinz regiert über ein weit verzweigtes Netz von Banken und Investment-Firmen. Herz des Imperiums ist der Dar al-Maal al-Islami Trust (DMI) auf den Bahamas. Der DMI kontrolliert unter anderem 19 Prozent der sudanesischen Faisal Bank.

Die operative Schaltzentrale des Trusts hat ihren Sitz jedoch in der Schweizer Stadt Genf, die der Bayerische Verfassungsschutz als „Zentrale der Muslim-Brüder in Europa“ bezeichnet. Von dort aus dirigiert auch Yeslam Binladin, ein Halbbruder des Terroristen Osama Bin Laden, der von Kindesbeinen an enge Beziehungen zur saudischen Königsfamilie pflegt, eine internationale Finanzholding. Ein weiterer Halbbruder saß beim DMI bis Dezember letzten Jahres im Aufsichtsrat.

Nicht weit vom Genfer Flughafen entfernt entscheiden die Manager des DMI und seiner Finanzgesellschaft Faisal Finance, wohin die Millionen fließen. Ein religiöser Sachverständigenrat wacht dar-

Börsenhändler in Frankfurt am Main
„Alles wie ein großes Puzzle“

FRITZ STOCKMEIER / ARGUM

über, dass die Gesetze der Scharia eingehalten werden: Zinserträge sind tabu, genauso Firmen, die mit Alkohol oder Pornografie ihr Geld verdienen.

Über 3,5 Milliarden Dollar werden derzeit für die Kunden verwaltet. Das Geld stammt hauptsächlich von hauseigenen Investment-Firmen, die von saudischen Anlegern Gelder einsammeln.

Dass der Prinz mit der Finanzierung von Terroranschlägen in Zusammenhang gebracht wird, hat seinen Grund unter anderem in wohltätigen Aktionen. Gemäß der islamischen Tradition zahlten die Aktionäre des DMI jahrelang einen gewissen Prozentsatz ihrer Dividende in eine spezielle Kasse. Die religiöse Steuer mit dem Namen Sakat schwankte von 1991 bis 1997 zwischen 1,5 Millionen und 2,8 Millionen Dollar jährlich. Doch wohin dieses Geld floss, wusste nur das Topmanagement.

Unter Verdacht

Banken, die vom FBI verdächtigt werden, Teil des finanziellen Netzwerks von Terroristen zu sein

Faisal Islamic Bank, Khartum, Präsident: Prinz Mohammed al-Faisal Al Saud*

6,0 % **Kuweit Finance House**, Kuweit

1,1 % **Dubai Islamic Bank**, Dubai

Tadamon Bank, Khartum

Al Shamal Islamic Bank, Khartum

0,34 % **Bahrain International Bank**

*Prinz al-Faisal Al Saud ist Präsident des Dar Al-Maal Al-Islami Trust (DMI), Bahamas. Der DMI besitzt 19 % an der Faisal Islamic Bank.

Die Profiteure der Sakatkasse sind bis heute geheim. „Wohltätige Organisationen und Moscheen“, sagt DMI-Sprecher Muawija Muchtari vage, weist aber jeden Verdacht über die Zusammenarbeit „mit dem Finanzierungsnetzwerk terroristischer Organisationen“ kategorisch zurück. Zudem werde jetzt intern die Verbindung zur sudanesischen Faisal Islamic Bank genauer abgeklärt. Heute gibt es zwar die zentrale Kasse nicht mehr, aber der Sakat existiert noch. „Auf Grund von unterschiedlichen Meinungen über die Verteilung des Sakat entscheidet seit 1998 jeder Aktionär selber“, sagt Muchtari. Schlecht für die Ermittler: Die Empfänger des Sakat bleiben nun erst recht im Dunkeln.

Völlig unklar bleibt vorerst ebenfalls, warum sich auch die Dubai Islamic Bank, Kuwait Finance House sowie die Bahrain International Bank im Visier des FBI befinden. Neben Gerüchten aus Geheimdienstkreisen über Verbindungen zum Topterroristen könnten vorhandene Überkreuzbeteiligungen eine Erklärung sein.

So besitzt die Dubai Islamic Bank, auf deren Chefsessel derzeit der Finanzminister der Vereinigten Arabischen Emirate, Mohammed Chalfan Bin Charbasch, sitzt, Anteile an der Tadamon Bank. Dasselbe gilt für Kuwait Finance House. Tadamon ist wiederum an der al-Shamal Islamic Bank beteiligt.

SALAH OMAR / AFP / DPA (O.); ADAM JAN / AFP / DPA (M.); SIPA PRESS (U.)

Al-Shamal Islamic Bank, Khartum

Bahrain International Bank, Manama

Dubai Islamic Bank

Vom FBI verdächtigte Finanzinstitute
Vielfältige Verflechtungen

Nicht nur die vielfältigen Verflechtungen in der arabischen Finanzwelt machen den Ermittlern zu schaffen. Auch das immer undurchschaubarer werdende Netz der Korrespondenzbanken erschwert die Rasterfahndung.

Dabei geht es um eine Praxis, die im heutigen Bankgeschäft alltäglich ist: Statt in jedem Land eine teure Repräsentanz zu eröffnen, genügt ein Konto bei einer Geschäftsbank, um den eigenen Kunden einen weltweiten Service zu garantieren.

So wickelt zum Beispiel die Faisal Islamic Bank ihre internationalen Zahlungsaufträge in Deutschland über Konten bei der Deutschen Bank und der Commerzbank ab, in New York funktioniert das System über die Barclays Bank oder The Bank of New York.

Auch al-Shamal unterhält weltweit exzellente Verbindungen. In Genf ist beispielsweise die United European Bank, eine Tochter der französischen BNP Paribas, behilflich, in Frankfurt dient die Commerzbank als Durchlaufstation.

Geldwäscheexperten sind diese lockeren Verbindungen schon lange ein Dorn im Auge. Denn im Gegensatz zu normalen Kunden schaut man bei den Schiebereien der ausländischen Branchenkollegen oft nicht genau hin, zudem werden die Gelder ohne Hinweis auf die wahren Besitzer transferiert. „Mehrere internationale Geldwäschefälle aus der jüngsten Zeit“, warnte die Bankenaufsicht bereits im November vergangenen Jahres, hätten die „Verwundbarkeit von Korrespondenzbanken im Rahmen der Durchleitung deliktischer Gelder“ aufgezeigt.

Wie schwer es ist, die internationalen Kapitalströme zu kontrollieren, zeigt sich auch an den Uno-Sanktionen gegen Afghanistan. Bereits 1999 hatte die Uno ihre Mitgliedstaaten aufgefordert, die finanziellen Ressourcen des Taliban-Regimes einzufrieren.

Die Uno-Sanktionen richteten sich unter anderem gegen die Da Afghanistan Bank und Bank Milli Afghan. Doch deren internationale Infrastruktur funktioniert teilweise immer noch.

So hatte die britische Aufsichtsbehörde Financial Services Authority im vergangenen Jahr im Zuge der Uno-Sanktionen auch der Afghan National Credit and Finance Ltd. die Banklizenz entzogen. Doch die Londoner Tochtergesellschaft der Bank Milli arbeitet weiter in demselben unscheinbaren Bürogebäude in einer eher schäbigen Ecke Nord-Londons, als wäre nichts geschehen. Nur das Firmenschild fehlt, und das Sicherheitspersonal ist angewiesen, niemanden vorzulassen.

„Wir machen nicht mehr viel Geschäft hier“, behauptet Roger Ivett, einer der Direktoren, der seit 1991 für die Bank arbeitet. Für wen und in welchem Umfang das Unternehmen nunmehr tätig ist, will der Banker nach Rücksprache mit seinem Kollegen, dem Afghanen Mohammed al-Jailaki, allerdings nicht sagen.

Auch die weitere Infrastruktur, die den Afghanen zur Verfügung steht, ist zumin-

dest in London noch intakt. Bankdirektor Ivett ist gleichzeitig Direktor der Trading Company of Afghanistan. Muttergesellschaft des Unternehmens ist die ebenfalls mit Uno-Sanktionen belegte Da Afghanistan Bank, die Konten der Handelsfirma werden gemäß aktueller Unternehmensveröffentlichungen bei der britischen Großbank Barclays geführt.

„Das alles ist wie ein großes Puzzle, dessen Umrisse wir nicht einmal ansatzweise kennen“, umreißt einer der deutschen Compliance Officers die Erkenntnisse, die jetzt nach und nach ans Tageslicht kommen. Am Ende, hofft er, „kristallisieren sich dabei Netzwerke heraus, in deren Zentrum eine Person oder zumindest ein Unternehmen steht“.

So weit sind die Bankermittler in den meisten Fällen aber noch längst nicht. Welche überraschenden Zwischenergebnisse

J. SCOTT APPLEWHITE / AP

US-Präsident Bush
„Drakonische Sanktionen“

aber unterwegs zu Tage gefördert werden, zeigt sich am Beispiel der Deutschen Bank und ihrem Topkunden, der Familie Bin Laden.

Zwei Tage nach dem Anschlag hatte Anne Binstock von der Deutschen Bank in New York die „Cambridge“-Spur aufgenommen. Ihr erstes Fazit: Insgesamt hat die Familie Bin Laden, die von der New Yorker Private Banking Gruppe des Instituts betreut wird, auch über verschiedene Offshore-Firmen ein Vermögen von mindestens 142 Millionen Dollar in verschiedenen Fonds der Bank angelegt. Darüber hinaus verwaltet die Bank weitere 172 Millionen Dollar für die Familie.

Binstock informierte ihre Vorgesetzten und recherchierte weiter. Nur um dabei schnell festzustellen, dass die heikle Kundenverbindung der Bank schon seit Jahren Kopfzerbrechen bereitet und offenbar von zwei Vorständen des Instituts, Tessen von Heydebreck und dem Sprecher der Bank, Rolf Breuer, abgesegnet war. Beide Manager wollten sich dazu am vergangenen Freitag nicht äußern.

Ein ungutes Gefühl hatten die Bank-Oberen schon damals. Doch das Geldhaus schaffte es nie, die Hintermänner dieser Firmen exakt zu ermitteln. Bis heute ist unklar, warum der Firmenkomplex so verschachtelt ist und welche Rolle Hassan Bin Laden in diesem Geflecht spielt.

Der Halbbruder von Osama Bin Laden ist nämlich nicht nur Chef der Firma Safron Partners, eines der undurchschaubaren und mehrfach verschachtelten Offshore-Unternehmen.

Hassan Bin Laden soll einem Bericht der türkischen Zeitung „Zaman“ vom Dezember vergangenen Jahres zufolge auch „einen großen Teil des Vermögens“ seines militanten Verwandten verwalten. Unter anderem hätten die beiden am 10. Mai 2000 eine Partnerschaft abgeschlossen – und je fünf Millionen Dollar in die Firma Safron Partners investiert.

Um die Rätsel der Cayman-Connection zu lösen oder einer Auflösung zumindest näher zu kommen, hatte sich die Deutsche Bank an die Rechtsanwälte der Binladin-Gruppe gewandt. Von den Juristen der Anwaltskanzlei Farrer & Co. erfuhr die Bank, dass eine weitere Offshore-Firma namens Wicklow wiederum zu 100 Prozent der Firma Elm Park Investments gehöre, die ebenfalls auf den Cayman-Inseln registriert sei, dieselbe Adresse besitzt sowie dieselben Manager beschäftigt wie Wicklow.

Elm Park wiederum gehöre der Liechtensteiner Stiftung Franc Establishment, die 1990 von den Farrer-Anwälten im Auftrag von Bakr Bin Laden, dem Chef des Familienkonzerns und Oberhaupt der Dynastie, gegründet wurde. Franc gehöre teilweise dem Familienkonzern SBG, zum Teil aber auch einer anderen Firma namens Ebor Ltd., schrieben die Juristen.

Auch dieses Unternehmen sei auf den Cayman-Inseln angesiedelt – und gehöre wiederum Bakr Bin Laden sowie seinen Erben. Die gleichen verschachtelten Besitzverhältnisse gelten, so die Farrer-Anwälte, auch für die Firma Cambridge Engineering.

Sowohl an Safron wie auch an Wicklow – das geht aus einer bankinternen Notiz aus dem Jahre 1999 hervor – war damals wiederum das US-Institut Bankers Trust, eine Tochter der Deutschen Bank, beteiligt. Zumindest an Safron, versichern hochrangige Banker, hält die Deutsche Bank noch heute Anteile.

Die Deutsche Bank, die zumindest teilweise im Geflecht der saudi-arabischen Briefkastenfirmen eine Rolle spielt, kennt trotz intensiver Recherchen die wahren Besitzverhältnisse dieser Firmen nicht mit letzter Sicherheit. Vielleicht auch deshalb behielt das Management der Bank sein Wissen um die dubiose Bin-Laden-Connection lange Zeit für sich.

Seit dem Terroranschlag ist vieles anders. Am 14. September hatte es Deutsche-Bank-Vorstand Fischer plötzlich sehr eilig: Freiwillig und unverzüglich leitete er alle Kontoverbindungen mit Cambridge Engineering und Safron Partners an die Ermittlungsbehörden weiter. Beat Balzli, Klaus-Peter Kerbusk, Christoph Pauly, Wolfgang Reuter

Werbeseite

Werbeseite

ARBEITSPLÄTZE

Das deutsche Nachbeben

Die Terroranschläge in den USA beschleunigen den Abwärtstrend der deutschen Wirtschaft, sie schlittert offenbar in eine Rezession. Vom schnellen Aufschwung redet niemand mehr. Fast überall heißt es jetzt: Gewinnwarnung, Investitionsstopp, Stellenabbau.

Alle paar Monate lädt DaimlerChrysler-Chef Jürgen Schrempp die Spitzen der Wirtschaft nach Berlin ein, um mit hochkarätiger Prominenz vertraulich über das Weltgeschehen zu plaudern. Vorigen Montag zu Gast im Restaurant „First Floor“ des Hotel Palace: Bundeskanzler Gerhard Schröder.

Den Topmanagern bot sich eine glänzende Gelegenheit, ihre Sorge um die Konjunktur nach den Terroranschlägen in den USA an höchster Stelle vorzutragen. Deutsche-Bank-Vorstandssprecher Rolf Breuer verwies auf den Paradigmenwechsel, der gerade in den USA passiere, wenn US-Präsident George Bush vom Kongress 20 Milliarden Dollar an Krisenhilfe fordere – und 40 Milliarden bekomme. Später schob er gegenüber dem „Handelsblatt“ die Idee einer „konzertierten Aktion“ nach, bei der die öffentliche Hand eine Milliardensumme für Infrastruktur-Investitionen bereitstellen sollte. Andernorts, in Wolfsburg, forderte einen Tag später VW-Chef Ferdinand Piëch eine Verschrottungsprämie für Altautos, um den Verkauf von Neuwagen zu stimulieren – Hauptprofiteur wäre natürlich Marktführer Volkswagen.

Ausgerechnet jene, die sonst Marktwirtschaft predigen, rufen nun lauthals nach dem Staat, eine kontroverse Debatte kommt in Gang. Die einen wie VW-Chef Piëch glauben, „kaufunterstützende Förderungsprogramme“ könnten „vor dem derzeitigen konjunkturellen Hintergrund einen maßgeblichen Wachstumsbeitrag leisten“.

Die anderen wie der Unternehmensberater Roland Berger warnen davor: „Die Bundesregierung täte stattdessen gut daran, die Steuerreform auf die Jahre 2002/2003 vorzuziehen, auf maßvolle Tarifabschlüsse einzuwirken und die Infrastruktur mit Hilfe privater Investitionen zu verbessern.“

Schröder jedenfalls blieb erst mal reserviert, von „Strohfeuer-Programmen“, so der Kanzler, halte er nichts.

Schließlich war die deutsche Wirtschaftselite immer schon fix dabei, staatliche Hilfen einzufordern. Doch nie ließen sie sich leichter rechtfertigen als in dieser Ausnahmesituation. Längst geraten nicht nur Fluggesellschaften, Touristikfirmen und Versicherungen unter Druck. Quer durch die Branchen beginnen die Konzerne die Nachbeben des 11. September zu spüren.

Seit drei Wochen sind all ihre Prognosen über den Geschäftsverlauf hinfällig. Autohersteller und Chemiekonzerne, Banken, Werbeagenturen und Einzelhändler schreiben eilig ihre Investitions- und Beschäftigungspläne um. Nachdem gerade das dritte Quartal zu Ende gegangen ist, erwarten Analysten eine Welle von Gewinnwarnungen.

Vorsichtshalber stellen die Unternehmen alles, was entbehrlich scheint und schnell loszuschlagen ist, zur Disposition. „Jeder schaut sich jetzt seine Kostenstruktur genau an“, sagt Roland Geiger, Europa-Chef der Beratungsfirma Gap Gemini Ernst & Young. Die ersten Firmen treten bereits hart auf die Bremse.

Volkswagen schließt seine Werke in Wolfsburg und Emden im Oktober für eine Woche, Ford in Köln meldet Kurzarbeit an. Die Commerzbank erwägt, sich von rund 4000 Beschäftigten zu trennen, die Dresdner Bank will weitere 1300 Stellen streichen. Und

„Der Staat muss Rahmenbedingungen für die Sicherheit und Infrastruktur am Boden sowie in der Luft schaffen. Wichtig ist: Die Bundesregierung muss wettbewerbsverzerrende Subventionen verhindern.“

Jürgen Weber, Lufthansa

„Staatliche Konjunkturprogramme würden die Konsolidierungspolitik von Hans Eichel unterlaufen, ohne etwas zu bewirken, da wir Teil einer globalen Wirtschaft sind.“

Roland Berger, Unternehmensberater

„Wir brauchen eine konzertierte Aktion: Die öffentliche Hand könnte mit Infrastrukturmaßnahmen, Unternehmen mit Anpassung ihrer Investitionen und Gewerkschaften mit maßvoller Lohnpolitik dazu beitragen.“

Rolf Breuer, Deutsche Bank

„Wir erwarten auch von der Politik deutliche Impulse, um die Marktschwäche in Deutschland zu überwinden. Ein Erfolg versprechender Ansatz wäre hierbei eine vom Staat finanzierte Verschrottungsprämie.“

Ferdinand Piëch, Volkswagen

„Ich halte nichts von Sonderprogrammen der Bundesregierung. In der Bauwirtschaft würden damit nur die enormen Überkapazitäten konserviert und der unabdingbare Strukturwandel hinausgezögert.“

Konrad Hinrichs, Philipp Holzmann

THOMAS KOEHLER / PHALANX ; UNKEL / ULLSTEIN BILDERDIENST; FRANK MAY / DPA; DPA; NICO SCHMIDT (VON OBEN)

Werbeseite

Werbeseite

Lufthansa beabsichtigt, 4800 Mitarbeiter seiner Catering-Tochter LSG Sky Chefs in den Zwangsurlaub zu schicken.

Die Fluggesellschaft hat Beförderungen und Fortbildungskurse bis auf weiteres gestrichen, ab sofort ist unbezahlter Sonderurlaub möglich, befristete Verträge laufen automatisch aus. Die Dienste von Beratungsfirmen will Konzernchef Jürgen Weber kräftig beschneiden.

Der Chemieriese Bayer hat spontan sein geplantes Investitionsvolumen um 500 Millionen Euro gesenkt. Konzernchef Manfred Schneider warnte seine Arbeitnehmer, sie müssten sich auf Kurzarbeit einstellen, „falls sich die Konjunktur im vierten Quartal nicht erholt“. Von einem Aufschwung aber gehen selbst notorische Optimisten nicht aus.

Im Gegenteil, kaum ein Gewerbe in Deutschland bleibt unberührt von der Schockwelle aus den USA. Manche trifft sie wohl nur vorübergehend, etwa die Heidelberger Hoteliers, die jammern, dass kaum noch Amerikaner oder Japaner in der Touristenstadt logieren. Oder die Schausteller und Wiesnwirte beim Münchner Oktoberfest, die zu Beginn Einbußen von bis zu 30 Prozent hinnehmen mussten.

Andere Branchen werden sich dauerhaft neu orientieren müssen. Bei Kunststoffherstellern zum Beispiel schlägt die unsichere Marktlage im Flugzeug- und Autobau voll durch. Ob Lacke, Reifen oder Karosserieteile: Mit jedem Auto oder Flugzeug, das nicht gebaut wird, entgeht der Chemieindustrie eine Order.

BASF-Vorstandsmitglied John Feldman, zuständig für Kunststoffe, registriert schon einen „ganz deutlichen Rückgang beim Auftragseingang“. Konzernchef Jürgen Strube prüft, ob er es mit der bereits angekündigten Stilllegung von zehn Standorten bewenden lassen kann, und lässt durchrechnen, wie er reagieren muss, wenn der bislang erwartete Aufschwung im kommenden Jahr ausbleibt. „Unsere Kunden signalisieren“, sagt Strube, „dass sie die Kaufzurückhaltung der privaten Verbraucher spüren.“

In Wahrheit können exportabhängige Branchen derzeit nur spekulieren, wie stark ihr Geschäft tatsächlich in Mitleidenschaft gerät. Im Maschinenbau, dessen wichtigster Ausfuhrmarkt die USA sind, liegen zwischen Auftrag und Auslieferung meist vier bis sechs Monate. „Das Ganze wird erst Anfang nächsten Jahres voll durchschlagen“, erwartet der Maschinenbauunternehmer Diether Klingelnberg.

In diesen Tagen ist er auf Krisenmission in den USA, Klingelnberg will bei Automobilzulieferern in Cincinnati und Pittsburgh Aufträge für seine mittelständische Firma (Umsatz: 280 Millionen Mark) retten. „Die sind jetzt alle sehr vorsichtig“, sagt der Unternehmer nüchtern, „einige sind schon von Projekten abgerückt.“

Da mag Kanzler Schröder noch so eindringlich an die Bürger appellieren, dass es „keinen Grund für Kaufzurückhaltung“ gebe: Alle Erfahrungen mit Krisen wie dem Börsencrash 1987 und dem Golfkrieg 1991 lehren, dass sich auch diesmal die Verbraucherstimmung eintrüben wird.

Darunter leiden vor allem Hersteller und Händler von Luxusartikeln wie Schmuck oder Parfum. Unilever spürt schon bei seiner Duft-Marke Calvin Klein „die Folgen eines schwächeren ökonomischen Umfeldes“ – und das kurz vor Beginn des Weihnachtsgeschäfts. Der Hamburger Juwelier Wempe erwartet für das vierte Quartal, dass sein Geschäft im Vorjahresvergleich um 10 bis 20 Prozent zurückgehen wird.

Der gesamte Einzelhandel muss seine Ziele niedriger stecken. Real wird das Geschäft von Drogerien, Schuhläden oder Boutiquen in diesem Jahr voraussichtlich um ein halbes Prozent schrumpfen, 25 000 Stellen werden abgebaut. „Die Stimmung ist gedrückt“, sagt Hermann Franzen, Präsident des Hauptverbands des Deutschen Einzelhandels. Die Investitionsbereitschaft beschreibt er als „wenig erfreulich“: Die Hälfte der Firmen wolle weniger investieren als im Vorjahr.

Unfreiwillig prophetisch hatte die Bundesbank in ihrem letzten Monatsbericht nachgewiesen, was nun offensichtlich wird: dass nichts die Unternehmen stärker vom Investieren abhält als „das Grundphänomen der Unsicherheit“ – und die ist derzeit so groß wie seit Jahren nicht mehr.

Kein Wunder, dass immer häufiger das gefürchtete R-Wort in Deutschland die Runde macht. „Wir werden alle Hände voll zu tun haben, nicht in eine Rezession zu schlittern“, warnt Michael Rogowski, Präsident des Bundesverbands der Deutschen Industrie.

Vergangene Woche hat Thomas Mayer, Chefvolkswirt der Investmentbank Goldman Sachs, seine Wachstumsprognose für Deutschland im Jahr 2002 von 2,1 auf 1,5 Prozent zurückgenommen, die Zahl der Arbeitslosen steige hingegen saisonbereinigt auf 3,9 Millionen. Dann sei eine Rezession schwer abzuwenden, glaubt Mayer: „Wir sind sehr nahe dran.“

Die Katastrophe in den Vereinigten Staaten bietet den Unternehmen nun eine außergewöhnliche Gelegenheit: Sie können die Anschläge als Vorwand anführen, um weitere schlechte Nachrichten zu rechtfertigen. „Wäre ich Finanzvorstand, würde ich alle schlechten Zahlen in diesem Quartal zusammenkehren“, sagt der Boston-Consulting-Berater Daniel Stelter. „Die Krise bietet die Chance, mit Tabus zu brechen.“

Die Hamburger Internet-Firma PopNet ist sogar so weit gegangen, das Scheitern des Unternehmens mit dem Terror-Argument zu begründen. Verhandlungen mit einem angeblichen potenziellen Partner seien „nach dem tragischen Ereignis in den USA“ unterbrochen worden, daraufhin habe die Commerzbank ihr die Kreditlinien gekündigt – einen Tag später stellte PopNet den Insolvenzantrag.

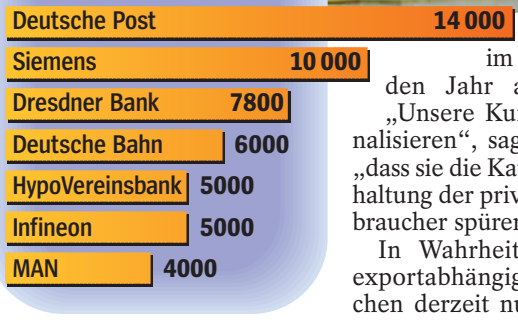
Dinah Deckstein, Alexander Jung, Heiko Martens

BASF-Werk (in Schwarzheide): *„Ganz deutlicher Rückgang beim Auftragseingang“*

RALF HIRSCHBERGER / DPA

Stellenschwund

Vorgesehene Arbeitsplatzstreichungen deutscher Unternehmen



Werbeseite

Werbeseite

CHIPINDUSTRIE

Freier Fall

Riesige Verluste zehren die ohnehin knappen Reserven des Chipherstellers Infineon auf. Droht dem einstigen Liebling der Börse die Zahlungsunfähigkeit?

Vor vier Wochen dachte Ulrich Schumacher, dass es schlimmer nicht mehr kommen könne. Sein Münchner Chipunternehmen Infineon sah er als Opfer der „mit Abstand ernstesten Krise“, die es in der kurzen Geschichte der Halbleiter-Technologie bisher gegeben habe.

Es kam schlimmer, viel schlimmer. Und das Schlimmste steht Schumacher möglicherweise erst noch bevor: Die Terrorangriffe auf das New Yorker World Trade Center begruben alle Hoffnungen auf ein reges Weihnachtsgeschäft mit Handys und PC und auf einen baldigen Aufschwung der US-Konjunktur.

Seitdem rätselt die Branche, ob Infineon die Krise als unabhängiges Unternehmen überstehen wird.

Vorige Woche musste Schumacher, einst Liebling der Börsianer, mit ansehen, wie seine Aktie auf den mit Abstand niedrigsten Wert von 12,10 Euro fiel. Nach dem Börsengang mit einem Emissionspreis von 35 Euro war die Aktie im vergangenen Jahr auf über 90 Euro gestiegen.

Vergebens versuchte sich Schumacher gegen den freien Fall zu stemmen. Seine drastischen Maßnahmen nahmen die Börsianer aber nur als weiteren Beleg für den Ernst der Lage. Wie verzweifelt musste ein Unternehmensführer sein, der nicht nur 5000 Stellen, sondern auch noch die geplanten Investitionen von 2,5 Milliarden auf 0,9 Milliarden Euro zusammenstreicht? „Infineon spart auf Kosten der Zukunft“, kommentierte das „Handelsblatt“.

Um mindestens zwei Quartale, so meinen die Konjunkturforscher, werde der Terroranschlag den erhofften Wirtschaftsaufschwung verzögern – Monate, in denen die Siemens-Tochter des forschen Jungmanagers und Hobby-Rennfahrers Schumacher an den Rand einer Existenzkrise geraten könnte.

Zurzeit jedenfalls legt Schumacher bei jedem Chip, den er verkauft, kräftig drauf. Zehn Dollar kostete noch im September 2000 ein 64-Megabit-Speicher. Inzwischen werden Speicherchips – Produktionskosten: fast sieben Dollar – für eineinhalb Dollar geradezu verramscht.

Bei geschätzten Verlusten von 500 bis 600 Millionen Euro pro Quartal ist die Substanz des jungen Unternehmens schnell aufgebracht. Der Elektrokonzern Siemens hatte seine Chiptochter Infineon erst im vergangenen Jahr, auf dem Höhepunkt des Aktien- und Chip-Booms, an die Börse gebracht. Der Erlös floss in die Siemens-Kasse – Infineon erhielt nichts. So wurde der Chiphersteller ohne ausreichendes finanzielles Polster in die Freiheit entlassen.

Schon im Juli musste sich Schumacher deshalb über eine Kapitalerhöhung 1,5 Milliarden Euro an der Börse besorgen – angesichts der allgemeinen Börsenflaute ein gewagtes Unternehmen. Fast 700 Millionen Euro brachte ihm der Verkauf von Unternehmensteilen. Das, so hoffte Schumacher, würde reichen, die Krise zu überstehen.

Diese Rechnung hielten Branchenkenner schon damals für allzu optimistisch. Nach dem New Yorker Attentat ist sie vollkommen Makulatur.

Das Sparpaket aber, das Schumacher vorige Woche notgedrungen nachschob und das insgesamt noch einmal eine Milliarde Euro bringen soll, geht an die Substanz. Bisher sollte die Umstellung im Werk Dresden auf die so genannte 300-Millimeter-Wafer-Produktion, mit der Speicherchips um ein Drittel billiger produziert werden können, von Sparmaßnahmen verschont bleiben.

In höchster Finanznot will Schumacher jetzt auch das modernste seiner Werke in Dresden deutlich kürzer halten. Die Kapazitäten für die Produktion der neuen Technologie sollen aus Kostengründen langsamer als geplant hochgefahren werden.

Das könnte sich, so meinen Analysten, bitter rächen, wenn die Nachfrage nach Chips eines Tages wieder anzieht.

Doch ob Infineon bis dahin noch ein Unternehmen auf dem Weg in die Selbständigkeit ist, wird in der Branche mittlerweile bezweifelt. Beim derzeitigen Schnäppchen-Kurs – der Börsenwert ist auf unter neun Milliarden Euro geschrumpft – könnte der deutsche Chiphersteller manchem Konkurrenten, der in der vergangenen Boomphase Reserven anhäufen konnte, durchaus attraktiv erscheinen.

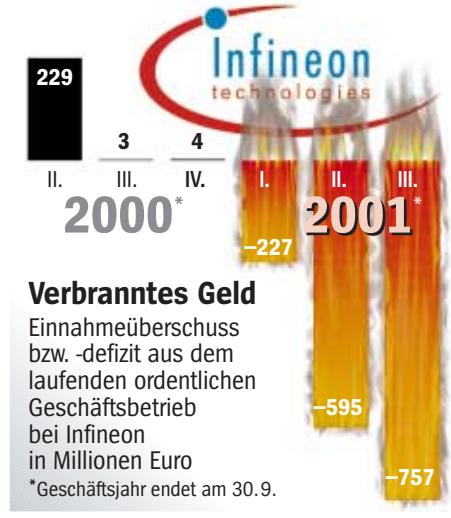
Die Mehrheit am Münchner Hightech-Unternehmen Infineon, 51 Prozent, hält noch immer der Siemens-Konzern. Und dessen Chef Heinrich von Pierer macht seit längerem schon keinen Hehl daraus, dass er die ungeliebte Tochtergesellschaft lieber heute als morgen loswerden würde.

Die Alternative zu einem Verkauf ist für den Siemens-Chef wenig erstrebenswert. Bevor Infineon nämlich tatsächlich – wie von der Deutschen Bank in einer aktuellen Studie prognostiziert – zahlungsunfähig würde, müsste Siemens die Firma mit einer Kapitalspritze versorgen.

Pierer wäre dann von seinem Ziel, aus dem zyklischen Chipgeschäft auszusteigen, wieder weit entfernt. HEIKO MARTENS

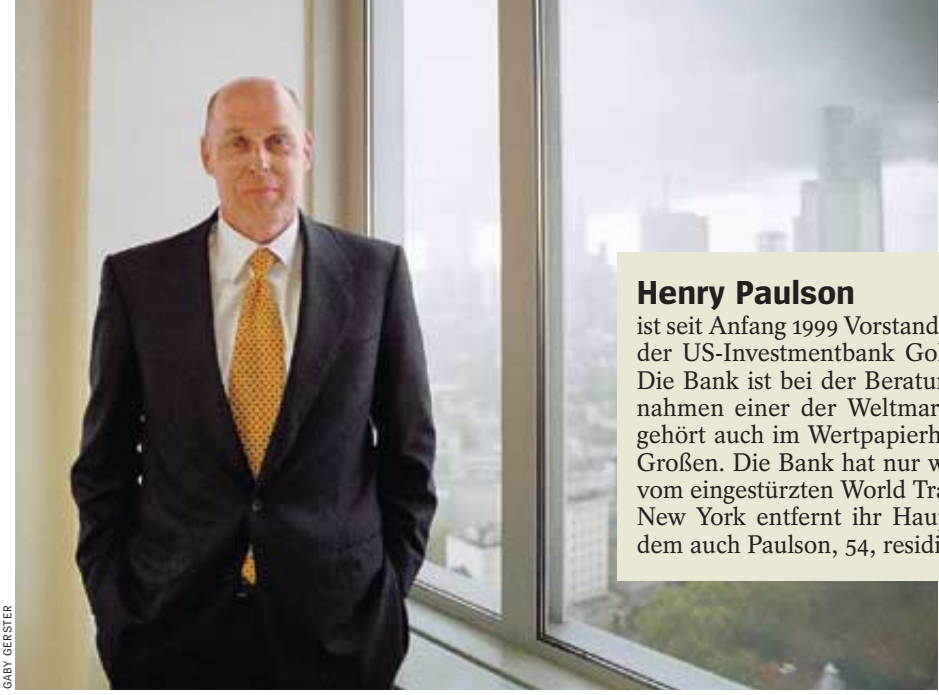
ANDREAS VARNHORN / IMAGES.DE

Infineon-Chef Schumacher
An der Substanz gespart



Werbeseite

Werbeseite



GABY GERSTER

Investmentbanker Paulson: *„Schließlich habe ich gebetet“*

Henry Paulson
ist seit Anfang 1999 Vorstandsvorsitzender der US-Investmentbank Goldman Sachs. Die Bank ist bei der Beratung von Übernahmen einer der Weltmarktführer und gehört auch im Wertpapierhandel zu den Großen. Die Bank hat nur wenige Blocks vom eingestürzten World Trade Center in New York entfernt ihr Hauptquartier, in dem auch Paulson, 54, residiert.

GLOBALISIERUNG

„Den Sieg vereiteln“

Der Chef der US-Investmentbank Goldman Sachs, Henry Paulson, über die Terrorattacken gegen die USA und die Folgen für die Weltwirtschaft

SPIEGEL: Die Welt werde nach den Anschlägen in den USA nie wieder so sein wie zuvor, sagen viele. Stimmt das eigentlich?
Paulson: Das Grauen der terroristischen Attacke hat die zivilisierte Welt bis ins Mark erschüttert. Aber mit der Zeit wird jeder von uns die schrecklichen Ereignisse und ihre Folgen verarbeiten. Das Leben muss weitergehen, sogar energischer als vorher. Schließlich sind wir alle fest entschlossen, einen Sieg der Terroristen zu vereiteln.
SPIEGEL: Klingt ein bisschen nach Zweckoptimismus.
Paulson: In der Tat, jeder von uns braucht Zeit, um so etwas zu verarbeiten. Doch ich sehe auch einige Hoffnungsschimmer. Noch nie in meinem ganzen Leben habe ich die Welt so vereint erlebt wie heute nach diesen schrecklichen Ereignissen. Und ich denke, diese Gemeinschaft wird in einer langen Anstrengung dem Terrorismus ein Ende bereiten – und damit die größte Gefahr für die weltweite Stabilität und Sicherheit bannen.
SPIEGEL: Sie sehen keine nachhaltigen Folgen für die Weltwirtschaft?
Paulson: Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein einzelnes Ereignis die langfristige Stärke der Wirtschaft in den USA, aber auch weltweit beeinträchtigt.
SPIEGEL: Wie haben Sie die Anschläge erlebt, was war Ihre erste Reaktion?
Paulson: Ich war in einem Flugzeug über Russland, auf dem Weg nach China – und wurde über Telefon von meinem Büro informiert. Meine erste Reaktion war ein Schockgefühl, dann Unglauben und Grauen. Schließlich habe ich gebetet. In den folgenden Tagen hatte ich aber kaum Zeit für Emotionen, ich musste auf die Krise reagieren, sie mit meinen Kollegen managen.
SPIEGEL: Was heißt das?
Paulson: Zunächst mussten wir unsere Leute in Sicherheit bringen. Gleichzeitig ging es aber darum, die Infrastruktur der Wall Street möglichst schnell wieder herzustellen, damit wir alle wieder voll operieren konnten. In unserer Firma haben die Leute fast Wunder vollbracht, beispielsweise beim Wiederaufbau der Kommunikations- und Informationstechnologie. Auch unsere Leute im Handel haben Großes geleistet. Zeitweise haben wir den Handel nach London, Tokio und andere Finanzzentren verlegen müssen. Viele haben nur wenige Stunden geschlafen, oft im Büro.
SPIEGEL: Hatten Sie eine Schieflage, beispielsweise weil Geschäftspartner für große Transaktionen ausgefallen sind?
Paulson: Nein. Lediglich am Anfang gab es offene Positionen und Probleme bei der Abwicklung, beispielsweise von Wertpapierorders. Aber alle Unternehmen haben sich sehr rational verhalten. So haben viele großen Finanzhäuser kurzfristig Kredite umgeschuldet oder verlängert – und Dank der herausragenden Führung der Federal Reserve Bank sind in der gesamten Finanz-Community größere Probleme vermieden worden.
SPIEGEL: Das World Trade Center war nicht nur ein Symbol der Stadt New York, sondern des gesamten Kapitalismus. Sind die Grundfesten des amerikanischen Wirtschaftssystems, das in der islamischen Welt aggressiv kritisiert wird, nun in Gefahr?
Paulson: Ich glaube nicht. Die weltweite Bewegung hin zur Marktwirtschaft, die so genannte Globalisierung, hat viel für den Wohlstand der Menschen gebracht, sowohl in der industrialisierten Welt als auch in den Entwicklungsländern. Und ich glaube, dieses gemeinsame wirtschaftliche Interesse wird dazu führen, dass sich viele Länder in einer breit angelegten Allianz gegen den Terrorismus zusammenschließen, eben um diese Gefahr abzuwenden.
SPIEGEL: Brauchen wir eine weltweite Finanzpolizei, um die Geldflüsse terroristischer Organisationen zu untersuchen?
Paulson: Die Geldflüsse zu den Terroristen zu unterbinden wird der Schlüssel zum Sieg sein. Die US-Regierung ist entschlossen, dieses Ziel mit bislang unbekannter Intensität anzugehen. Aber es wird nicht einfach sein. Wir müssen damit anfangen, diejenigen Regierungen und Finanzorganisationen hart zu bestrafen, die die bereits existierenden Regeln nicht einhalten. Darüber hinaus brauchen wir sicherlich effizientere Regeln, um Schlupflöcher zu schließen und um beispielsweise den bargeldlosen Zahlungsverkehr besser zu kontrollieren.

THOMAS DALLAL

New Yorker Börse*: *„Fast ein Wunder vollbracht“*

* Am 12. September.

Werbeseite

Werbeseite

SPIEGEL: Die Zeichen für eine Rezession verstärken sich. Wann wird die Wirtschaft sich wieder erholen?

Paulson: Schon vor dem 11. September hatten wir eine schwache Konjunktur in den Vereinigten Staaten. Die kurzfristigen Aussichten haben sich nun verschlechtert, und der Aufschwung wird mindestens ein, zwei Quartale länger auf sich warten lassen. Trotzdem wird das staatliche Ausgabenprogramm, das wahrscheinlich kommen wird, zusammen mit zusätzlichen Zinssenkungen dafür sorgen, dass der wirtschaftliche Aufschwung stärker ausfallen wird. Doch wir müssen uns wahrscheinlich bis Ende 2002 gedulden.

BEN MARGOT / AP

Elektrizitätsüberwachung in Kalifornien: *„Nicht perfekt“*

SPIEGEL: Trotz patriotischer Proklamationen taumelten die Aktienkurse an der Wall Street nach unten. Was wären die Folgen eines lang anhaltenden Krieges?

Paulson: Ich halte einen konventionellen Krieg für unwahrscheinlich. Es wird eher jahrelange Kampagnen gegen den Terrorismus geben. Die Welt und auch die Börsen werden mit der Unsicherheit umgehen lernen, die den Terrorismus begleitet.

SPIEGEL: Investmentbanken wie Goldman Sachs haben sehr schlechte Ergebnisse für das dritte Quartal vorgelegt. Müssen Sie weitere Leute entlassen?

Paulson: In Anbetracht der schwachen Marktverfassung ist unser Gewinn von 87 Cent pro Aktie gar nicht so schlecht. Aber sicherlich erwarten wir kurzfristig eine harte Zeit. Wir haben nicht wie viele unserer Konkurrenten langjährige Arbeitsverträge mit festen Bonuszahlungen. Deshalb sind wir sehr flexibel und können unsere Vergütungssysteme nach unten anpassen. Wir gehen nach wie vor davon aus, dass wir am Jahresende ähnlich viele Mitarbeiter wie am Anfang des Jahres haben.

SPIEGEL: Goldman Sachs profitierte bisher als Berater von vielen Fusionen wie der von DaimlerChrysler. Ist mit der großen Depression an der Börse auch das Ende der Großfusionen gekommen?

Paulson: Die Fusionen gab es wegen der Globalisierung, nicht wegen der hohen Kurse an der Börse. Der Wegfall der Regulierung, die weltweite Integration der Kapitalmärkte und die Logik dieser Fusionen und Übernahmen für die einzelnen Industrien waren dafür verantwortlich. Weil nun die Marktwerte der Unternehmen dramatisch gefallen sind, ist diese Entwicklung erst einmal kurzfristig unterbrochen.

SPIEGEL: Zu Ihrem Leidwesen, denn Sie verdienen ja an diesen Deals. Wann wird es wieder mehr Geschäft für Sie geben?

Paulson: Längerfristig bin ich für Europa und hier vor allem für Deutschland sehr optimistisch, vor allem wegen des künftig steuerfreien Verkaufs von Beteiligungen. Der wird enorme Auswirkungen auf die bereits vorhandene Bereitschaft von Unternehmen haben, sich neu aufzustellen. Das derzeitige Umfeld macht es den Vorständen nicht gerade leicht, strategische Entscheidungen zu treffen.

SPIEGEL: Also „wait and see“, das berühmte Warten auf bessere Zeiten?

Paulson: Leider ist es ein bisschen so. Schließlich sind wir nur Dienstleister. Die Unternehmen müssen ihre strategischen Schritte selbst verantworten. Wir helfen ihnen nur dabei, sie möglichst professionell und effizient umzusetzen.

SPIEGEL: Dennoch sind Sie in der Vergangenheit heftig kritisiert worden. Meist wird Ihnen vorgeworfen, Sie würden aggressiv jeden Deal durchziehen.

Paulson: Das ist auch einer der Mythen, die durch Wiederholung nicht wahrer werden. Aber vielleicht müssen wir Investmentbanken unsere wirkliche Aufgabe und unseren Kodex noch mehr erklären. Letztlich arbeiten wir alle nach den Gesetzen des internationalen Kapitalmarktes. Die sind schließlich überall auf der Welt gleich, aber es gelten eben auch lokale Spielregeln.

SPIEGEL: Ist Globalisierung nicht doch nur ein anderes Wort für Amerikanisierung?

Paulson: Nein, das glaube ich nicht. Es ist der Weg zu marktorientierten Volkswirtschaften und weg von zentral geplanten Ökonomien.

SPIEGEL: Zumindest geht mit der Globalisierung eine Amerikanisierung einher, egal ob bei den Vorstandsgehältern, den Bilanzierungsrichtlinien oder bei Fragen der Börsenaufsicht. Können Sie uns ein Beispiel aus dem Wirtschaftsleben nennen, in dem ein nichtamerikanischer Standard besser ist als das US-Äquivalent?

Paulson: Es gibt auch bei uns Dinge, die nicht so gut gelaufen sind, beispielsweise die Deregulierung der kalifornischen Elektrizitätswirtschaft. Die hat letztlich zur größten Energiekrise des Landes und zu tagelangem Stromausfall geführt. Sie sehen also: Auch wir Amerikaner sind nicht perfekt.

INTERVIEW: CHRISTOPH PAULY, WOLFGANG REUTER

Werbeseite

Werbeseite

MEDIENKONZERNE

„Helmut, du bist ein Genie!“

In ihren Erinnerungen rechnet Danièle Thoma, die Ex-Frau des RTL-Gründers, ohne Erbarmen ab: mit seinen Gegnern und nicht – wie erwartet – mit Helmut Thoma.

Ruhe bewahren, nicht provozieren lassen, den Sturm aussitzen. Irgendwann wird die Geschichte vergessen sein. So verhält man sich in Krisenzeiten. Streng nach Lehrbuch.

„Ach wissen’s“, sagt RTL-Chefredakteur Hans Mahr und kann nur mühsam ein Gähnen unterdrücken, „ich hab nicht vor, mich mit den Phantasien und Frustrationen der Ex-Frau meines Ex-Freundes zu beschäftigen.“ Ende der Durchsage.

Nur noch ein kleiner Hinweis: „Das ist eher Lektüre für den Kollegen Prinz.“ Prinz, Matthias – Hamburger Anwalt, spezialisiert auf Presserecht, Verteidiger von Ernst-August von Hannover. Ein Mann für Mandanten eben, die auch in der Krise cool bleiben. Denen es völlig egal ist, was andere Leute über sie schreiben. Die mühsam ein Gähnen unterdrücken müssen, wenn sie auf ein Buch angesprochen werden, in dem sie eine tragende Rolle spielen.

Prinz also wird sich spätestens am Donnerstag das kleine, schwarze Buch („Hochexplosiv – Mein Leben mit Mister RTL“) der Ex-Frau des Ex-Freundes seines Mandanten besorgen und aufmerksam prüfen, was Danièle Thoma, Ex-Gattin von RTL-Gründer Helmut Thoma, der Welt so mitzuteilen hat.

Auf Seite 164 wird er dann lesen können, wie seinem Mandanten „servile Schmeichelei“ vorgeworfen wird, auf Seite 281 dürfte er über ein Zitat von Helmut Thoma stolpern, der seinem früheren Untergebenen Hans Mahr noch nicht einmal die Qualitäten eines Imperatoren-Mörders („Brutus hatte einen Rest von Charakter“) zubilligt.

Das alles wird der Anwalt lesen und überlegen, ob er Klage einreichen soll. Einen Menschen würde er damit glücklich machen: Danièle Thoma. „Wenn jetzt Anwälte angeheuert werden, macht die Sache richtig Spaß“, sagt sie. Was kann es Schöneres geben als einen gepflegten Skandal?

Gut möglich, dass der ausbleiben wird. Denn Thomas früherer Arbeitgeber, der Bertelsmann-Konzern, hat kein Interesse daran, die Enthüllungen der Hobbyautorin („Ich hab schon in der Schule gerne Aufsätze geschrieben“) hochzuspielen. Aufregung schadet in diesem Fall dem Geschäft.

Schon seit Tagen wird das Rohmanuskript in der Konzernzentrale in Gütersloh und bei RTL in Köln herumgereicht. Doch die Unruhe ist überflüssig, denn Danièle Thoma enthüllt vor allem eines: ihre ungebrochene Bewunderung („Du bist ein Genie!“) für einen übermächtigen Mann, der sie vor dreieinhalb Jahren wegen einer anderen sitzen ließ.

Die Abrechnung der verlassenen Ehefrau findet nicht statt – sehr zum Kummer seiner Feinde, die stattdessen ins Visier der erbosten Dame gerieten.

GERO BRELOER / DPA

Ehepaar Thoma (1996)
„Wunderbares Leben an seiner Seite“

UTA RADEMACHER / DPA

Medienmanager Middelhoff, Wössner
Aufregung schadet dem Geschäft

14 Jahre lang begleitete die frühere Klosterschülerin den Aufstieg Helmut Thomas vom ideenreichen Radiomanager zu einem der mächtigsten TV-Fürsten der Republik: zunächst als seine Sekretärin, dann als Assistentin, bevor sie als seine Frau in das Management von RTL aufstieg: „Stets stand ich neben ihm, aufrecht und unbeugsam wie ein Zinnsoldat.“

Sie war dabei, als RTL Mitte der achtziger Jahre mit eigenen Nachrichtensendun-

MICHAEL TINNEFELD / PEOPLE IMAGE

Medienmanager Mahr, Dornemann, Zeiler*
„So ein Quatsch“

gen versuchte, ARD und ZDF Konkurrenz zu machen. So soll sich der damalige Moderator Hans Meiser in einer überraschend angesetzten Sondersendung nur noch mit Hilfe der Maskenbildnerin auf dem Stuhl gehalten haben („Meiser schaut mit stierem Blick auf den Teleprompter“) – er hatte sich einen Feierabendtrunk genehmigt. Bei einer anderen Sendung – Meiser las die Lottozahlen vor – bewegte sich „plötzlich ein batteriebetriebener Plastikpenis auf Rädern ganz langsam von rechts nach links über den Moderatorentisch“, unterhalb des Kameraausschnitts. Aufregende Zeiten für eine Frau, die ihre Erfüllung später als Unicef-Botschafterin finden sollte.

So sehr steht sie im Bann „meines Helmuts“, dass sich das Buch streckenweise so liest, als sei es von ihm geschrieben worden. Eine Vermutung, die auch in Gütersloh und Köln kräftig genährt wird. Was kann einem schon Besseres widerfahren, als von der Ex-Frau in den Himmel gehoben zu werden? Doch Helmut Thoma will nichts davon wissen. Natürlich habe man miteinander gesprochen. Aber geschrieben? „Nein“, sagt er, „ich habe noch nicht einmal das Manuskript gesehen.“ Und seine Ex-Gattin springt ihm bei: „Es war meine Idee, es ist mein Buch, und ich habe die Dinge aus meiner weiblichen Sicht geschrieben.“

Aufmerksam hat man in Gütersloh die Passagen gelesen, in denen Danièle Thoma – womöglich auch hier ganz Sprachrohr ihres Verflossenen – mit den Managern des Medienkonzerns abrechnet. Ein Mann ist ihr besonders verhasst: Michael Dornemann, als Entertainment-Vorstand damals Thomas Chef. Bei einem Treffen in New York habe Dornemann eine Amerikanerin als seine „Freundin“ vorgestellt, die auffällig „nervös und hektisch“ gewesen sei: „Meinen ersten Verdacht, die Dame könne für diesen Abend vielleicht ‚besorgt‘ worden sein, konnte ich nicht so leicht unterdrücken.“ Auch ansonsten blieb ihr Dornemann suspekt: sein Englisch „holprig“, seine Unterhaltung „wenig substanziell“ – „alles wirkte wie oberflächlich angelesen“.

Schnell gerieten Thoma und der eher kühle Stratege Dornemann aneinander. Thoma spottete über die Pläne des Bertelsmann-Vorstands, gemeinsam mit dem Münchner Filmhändler Leo Kirch auf digitales Fernsehen zu setzen („digitaler Rinderwahnsinn“).

Aber: „Was ihn vor allem irritierte, war der Eindruck, dass die Beziehung von Michael Dornemann zum Haus Kirch überaus eng war … Auch später stellte er fest, dass man in der Münchner Betastraße, dem Firmensitz der Kirch-Firma Taurus, über die geplanten Filmgeschäfte von RTL und Bertelsmann häufig bestens informiert war.“

Mark Wössner, Vorgänger von Bertelsmann-Chef Thomas Middelhoff, habe „offenbar kritiklos“ hinter dem verhassten Dornemann gestanden. Der habe sich sogar gebrüstet, er „könne Wössner dazu bringen, auf jedem Bürotisch Kopfstand zu machen!“

Im Juli 1998, Thoma hatte sich bereits von seiner Frau getrennt, war das Verhältnis zu seinem Chef endgültig zerrüttet: Der bekannteste Manager des deutschen Privatfernsehens musste gehen. Dornemann erwischte es wenige Jahre später. Er privatisiert inzwischen an der amerikanischen Ostküste und will mit Danièle Thomas Enthüllungen nichts zu tun haben: „Mit so einem Quatsch beschäftige ich mich nicht.“

Dem neuen RTL-Chef Gerhard Zeiler blieb die undankbare Aufgabe, die Ex-Frau seines Vorgängers zu feuern. Verständlich, dass deren Zuneigung überschaubar bleibt: „Er hat mich mit falschen Anschuldigungen ans Messer geliefert.“

„Ich hab’s mir von der Seele geschrieben“, sagt sie, „als eine Art Seelentherapie – ein Querschnitt meines wunderbaren Lebens an der Seite dieses Mannes.“ Und so ist ihr Buch nur einem gewidmet: Helmut Thoma. KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN

* In Monaco, 1999.

Werbeseite

Werbeseite

FERNSEHEN

Auf eigenen Füßen?

Die Eheprobleme zwischen der Talklady Sabine Christiansen und ihrem Mann Theo Baltz, der seit dem Sendestart im Januar 1998 auch ihre sonntägliche ARD-Gesprächsrunde produziert, haben aller Voraussicht nach auch wirtschaftliche Auswirkungen. Bei einer drohenden Scheidung würde der Zugewinn geteilt, am entstandenen Wert der Produktionsfirma Medienkontor (100-Prozent-Eigentümer: Baltz) wäre Christiansen dann zur Hälfte beteiligt; es handele sich, so ein Vertrauter, um eine „Zugewinngemeinschaft“. Derzeit würden die beiden „über die Modalitäten einer privaten und beruflichen Lösung reden“, sagt ein Firmensprecher. Diskutiert wird eine Beteiligung von Sabine Christiansen an der Firma Medienkontor und eine Aufstockung ihrer Moderationsgage. Das müssten die beiden unter sich ausmachen, kommentiert NDR-Programmchef Jürgen Kellermeier, die ARD habe „einen gültigen Vertrag bis Ende 2002, den wir gern verlängern möchten“. Ein Wechsel des Zugpferds Christiansen, die pro Sendung vier bis sechs Millionen Zuschauer erreicht, zu einer anderen Produktionsfirma wird ohnehin durch die starke Stellung ihres Noch-Ehemanns erschwert: Der hält über Medienkontor die Markenrechte an „Sabine Christiansen“, die notfalls abgegolten werden müssten. Ebenfalls ein Problem für die ARD ist das gefährdete Image der Moderatorin Ulla Kock am Brink, die inzwischen als Baltz-Freundin für Furore sorgt. Für den 10. November ist ein neues 90-Minuten-Werk mit ihr für den Samstagabend terminiert – ausgerechnet eine Partnerspielshow mit dem beziehungsreichen Titel „Ich setz auf Dich“. Durch die Dauerpräsenz in bunten Blättern gilt Kock am Brink bei einigen ARD-Chefs nicht mehr als Idealbesetzung.

MICHAEL KAPPELER / DDP

Christiansen

TV-SPASS

Bodo, immer wieder Bodo

Zum ersten Mal streitet sich ein TV-Künstler mit einem Sender um Ausstrahlungstermine – und hat dabei Erfolg. Das Landgericht Frankfurt am Main bestätigte jetzt dem hessischen Babbel-Comedien Robert Treutel („Bodo Bach“), er könne Sat.1 die Ausstrahlung von Wiederholungen seiner Show untersagen. Treutel hatte sich dagegen gewehrt, dass Sat.1 im August eine erst kurz zuvor abgelaufene Staffel mit sechs Shows („Bodo Bach – Bei Anruf Lachen“) sofort wiederholen wollte. Das sei ein „Ausschlachten seiner Leistungen“, tobte er, Wiederholungen seien „nur mit zeitlichem Abstand“ zu rechtfertigen. Der Sender reagierte kurzerhand mit der mehrfachen Ausstrahlung einiger alter Bach-Shows vom Januar – ohne sie als Wiederholung auszuweisen. Dagegen ist der Komiker, der Unbekannte mit Spaßanrufen behelligt, machtlos, da er für diese Folgen die Rechte abgetreten hat. Der Streit um die Sofort-Wiederholungen ist damit nicht beendet. „Wir gehen bis vors Verfassungsgericht“, so eine Sat.1-Sprecherin, „würde sich das durchsetzen, wäre das verheerend für die Planungssicherheit des deutschen Fernsehens.“

TOM MAELSA / DPA

TV-Komiker Treutel alias „Bodo Bach“

PRESSE

Doppelt exklusiv

KLAUS FRANKE / DPA

Hahne

Eine peinliche Schummelei hat sich der ZDF-Moderator und „Bild am Sonntag“-Kolumnist Peter Hahne erlaubt. Für seine „Gedanken am Sonntag“, die laut Redaktionsanmerkung „exklusiv in ‚BamS‘“ erscheinen, bediente er sich in der vorvergangenen Woche ungeniert bei der Konkurrenz. Im letzten Absatz seiner Kolumne „Über falsche Trauer und echte Sieger“ übernahm Hahne zehn Zeilen nahezu wortgleich aus einem Feuilleton-Beitrag der „Süddeutschen Zeitung“ („SZ“), der drei Tage zuvor erschienen war – ohne das Zitat, wie journalistisch üblich, als solches zu kennzeichnen. „SZ“-Korrespondent Andrian Kreye hatte in seinem Stück „Leben in Zeiten der Angst“ über den Weg der New Yorker zurück in den Alltag philosophiert: „Die wahren Siege sind all die Momente der Normalität, die die Terroristen ja auslöschen wollten“, schrieb Kreye – einer der Sätze, die Hahne abkupferte. Seine Anleihe sei „natürlich nicht in Ordnung“ gewesen, sagt der reuige Sonntagskolumnist inzwischen, „meine Gedanken müssen wirklich meine Gedanken sein“. Er habe seine Kolumne „mit heißer Feder geschrieben“ und den „SZ“-Text „einfach toll“ gefunden. Vergangene Woche hat Hahne dem „SZ“-Autor ein Entschuldigungs-Fax geschickt. Es sei ihm, so Hahne, „etwas passiert, was unter Kollegen nicht passieren darf“. „BamS“-Chefredakteur Claus Strunz zeigt sich überraschend nachsichtig: „Menschen machen Fehler, anständige Menschen geben sie zu.“

GEDANKEN AM SONNTAG

Über falsche Trauer und echte Sieger

Die alte Dame vor der amerikanischen Botschaft hat Tränen der Rührung in den Augen. Seit

„Tod nicht gemacht“, sagt eine junge Frau trotzig in die Kameras. Haben die, die da so schnell weiterma-

„BamS“-Kolumne

Vorschau

Rette deine Haut!
Montag, 20.15 Uhr, ZDF

Es gibt gute Polizisten, und es gibt schlechte Polizisten – und jede Menge dazwischen. Franky (Gregor Törzs) und Kurt (Jan Gregor Kremp) sind Polizeibeamte in Hamburg, korrupt, aber treu sorgende Familienväter. Ihre Frauen geben mehr Geld aus, als sie haben, und einer der Männer bezahlt dafür mit dem Leben. Lars Beckers Krimi erfüllt damit zwar jedes Genre-Klischee, aber das mit Stil.

Kelly Bastian – Geschichte einer Hoffnung
Mittwoch, 20.15 Uhr, ARD

WDR

Manzel, Mendl in „Kelly Bastian“

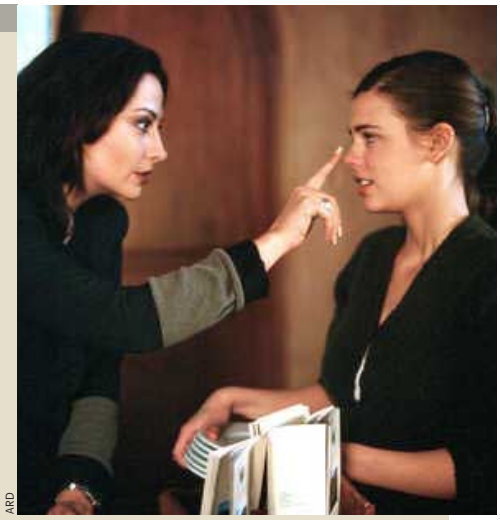
Erst teilten sie nur ein paar Ideale, dann teilten sie sich ein Podium, schließlich Schreibtisch und Bett – und am Ende nahm er sie mit in den Tod: Petra Kelly und Gert Bastian, die grüne Frontfrau und der Bundeswehrgeneral a. D., gehörten in den achtziger Jahren zu den Ikonen der Friedensbewegung, schließlich zum Inventar der alten Bundesrepublik. Das bittere Ende im Oktober 1992 – erst 18 Tage nach ihrem Tod fand man die beiden in ihrem Bonner Reihenhaus – erschütterte das Land. Jetzt hat der Berliner Regisseur Andreas Kleinert, im Auftrag des WDR und nach einem Drehbuch von Wolfgang Menge, Aufstieg und Fall des berühmten Paares verfilmt – nicht aus der Sicht eines Historikers, sondern mit dem genauen Blick eines Psychologen. „Vergessen Sie nie“, sagt Petra Kelly (Dagmar Manzel) zu Gert Bastian (Michael Mendl), als sie sich kennen und lieben lernen, „dass ich Sie gewarnt habe.“ Denn was als fröhliche Kissenschlacht im Hotelbett beginnt, wird schnell zur beklemmenden Symbiose zweier Menschen, die vielleicht füreinander, aber nicht für den Politikbetrieb geschaffen waren. Kleinert inszeniert seine „Geschichte einer Hoffnung“ denn auch konsequent als Tragödie – ein deutsches Requiem zum 3. Oktober und zugleich ein bildgewaltiger Nachruf auf zwei außergewöhnliche Menschen.

Die Unberührbare
Mittwoch, 22.30 Uhr, ZDF

Eine Frauenhand hält ein Fläschchen mit Gift. Die Hand zittert, die Frau hängt am Telefon, hält das Fläschchen in der Linken, das Telefon in der Rechten, dazu eine Zigarette. „Ich bringe mich jetzt um“, sagt sie, „ich leg auf.“ Der Mann am anderen Ende der Leitung überredet sie zu einer letzten Zigarette. Sie zündet sich eine an, obwohl sie noch eine halb gerauchte zwischen den Fingern hält, zieht abwechselnd an beiden. „Meinst du“, fragt der Mann, „das Arsen ist noch gut?“ Im Fernsehen feiern währenddessen jubelnde Menschen den Mauerfall. Dass man diese Chronik eines angekündigten Todes (Regie: Oskar Roehler) bis zum Ende sehen will, verdankt der Film vor allem Hannelore Elsner, die die Schriftstellerin Gisela Elsner spielt. „Die Unberührbare“ (2000) ist das großartigste Frauenporträt, das dem deutschen Kino in den letzten Jahren gelungen ist. Es steht außerhalb jedes Trends in der Branche, ein irritierend einzigartiges Werk, fremd und monomanisch, aber herzzerreißend schön.

Ein Vater zum Verlieben
Freitag, 20.15 Uhr, ARD

Ein Unglück kommt selten allein – diese Erfahrung muss auch Richard (Dieter Pfaff) machen, den bis auf Tochter Ina (Johanna Klante) und Freund Max (Guntbert Warns) eigentlich keiner mag. Ohne Rücksicht auf Verluste ist Richard die Karriereleiter hochgeklettert und sieht seiner Ernennung zum Direktor einer Berliner Versicherungsgesellschaft entgegen. Doch den Posten bekommt sein ärgster Konkurrent, den er zudem in flagranti mit Ehefrau Claudia (Rita Russek) erwischt. Als Richard dann noch erfährt, dass er eine uneheliche Tochter auf Mallorca hat, ist er im wahrsten Sinne des Wortes reif für die



ARD

Szene aus „Ein Vater zum Verlieben“

Insel. Inkognito steigt er im mallorquinischen Landhotel seiner ehemaligen Geliebten ab. Wie sich Richards Familienbande zunächst ver- und dann entwirren und er sich nebenbei vom Karrieristen-Ekel zum liebenswerten Familienpapa wandelt, zeigt Regisseur Sigi Rothemund in dieser gelungenen Tragikomödie (Buch: Leo P. Ard und Birgit Grosz), die vor allem dank Hauptdarsteller Pfaff nie unter Kitsch-Verdacht gerät.

Tatort: Bestien
Sonntag, 20.15 Uhr, ARD

So oft wie wohl kein anderes Ermittlerduo blicken die Kölner „Tatort“-Kommissare Max Ballauf (Klaus J. Behrendt) und Freddy Schenk (Dietmar Bär) in die Abgründe der menschlichen Seele. In „Bestien“ (Buch: Norbert Ehry; Regie: Kaspar Heidelbach) müssen sie den Sexualmord an einer 16-Jährigen aufklären – und den Täter eher finden als der Vater des Opfers (Armin Rohde). Denn der will den Mörder selbst bestrafen.

WDR

Bär, Behrendt, Rohde in „Tatort“

Werbeseite

Werbeseite

COMEDY

Totlachen? Oder totschweigen?

Der Terror in den USA erwischte auch die Spaßgesellschaft frontal: Worüber darf man sich noch lustig machen? Die Sender bauen ihre Programme um. Vorreiter wie Harald Schmidt oder Stefan Raab proben den Neuanfang – mit unterschiedlichen Resultaten. *Von Thomas Tuma*

Es mag zynisch klingen, aber die beliebteste Einleitung der vergangenen drei Wochen zu Berichten, Beichten und Bemerkungen aller Art war: Es mag zynisch klingen, aber …

Dabei war völlig Wurst, ob es danach um krawallige Neuigkeiten von Dax oder Sabine Christiansen, Schill (Ronald) oder Schily (Otto) ging. Was nicht wenigstens zum Statement für Weltfrieden oder Dialog der Kulturen taugte, musste erst mal mit dem Zynismus-Argument entschuldigt werden, weil ja nichts mehr eine Bedeutung besaß angesichts des anderen, Monströsen, Unaussprechlichen.

Natürlich erscheint das momentan völlig nebensächlich, doch … Das war Standardeinstieg Nummer zwo. Dicht gefolgt von: Die Welt wird zwar nie mehr so sein wie vorher, aber …

Es mag also zynisch klingen, aber selbst Harald Schmidt brauchte zwei Wochen Atempause, um mit derart sezierenden Sprachanalysen am vergangenen Dienstag wieder aufzutreten. Weil wir – Standardsatz vier – ja alle zur Normalität zurückfinden müssen. Irgendwie.

Acht Abende lang hatte der Entertainer lautstark geschwiegen. Und mit ihm waren alle anderen Clowns, Comedians und Kabarettisten im zumeist selbst gewählten Zoten-Zölibat verschwunden. Egal, ob Stefan Raabs „TV total“ (ProSieben), „Mircomania“ und „Wochenshow“ (Sat.1), „7 Tage – 7 Köpfe“ oder „Freitag Nacht News“ (beide RTL) – was auch nur entfernt nach Humor klang, wurde eiligst aus dem Programm gehoben.

Das hatte nicht nur damit zu tun, dass lustig plötzlich nicht mehr lustig war. In der ersten Woche nach den An- und Einschlägen brauchten die Kanäle ohnehin alle Programmplätze für quotenträchtigere Sondersendungen und Katastrophenberichte.

Außerdem gab es neben tatsächlichen Toten und mutmaßlichen Tätern gar kein anderes Thema, also auch keines, über das man hätte Witze reißen können. Den hauptberuflichen Spaßmachern war ohnehin nicht danach.

„Über einen Kriminellen wie Osama Bin Laden“, sagt Altmeister Rudi Carrell auch jetzt noch, „kann man keine Witze machen. Das verbietet sich einfach.“ Das Erste, was es in diesem gedanklichen Vakuum schnell wieder gab, waren mahnende Worte von „Börse Online“ bis Peter Scholl-Latour, die unisono der Spaßgesellschaft ihr baldiges Ende prophezeiten, ohne wenigstens mal zu klären, wer oder was sich hinter diesem Etikett überhaupt alles verbirgt.

Saßen nicht in einem runden Dutzend Wohncontainern

GUIDO OHLENBOSTEL / ACTION PRESS

TV-Entertainer Schmidt, Vorbild Letterman (r.)*: *Die Mechanismen einer auf Show-Effekte zielenden*

* Mit dem Journalisten Dan Rather am 17. September in New York.

weltweit noch immer ahnungslos-feixende „Big Brother“-Kandidaten, um die herum gerade die Welt zusammenbrach? War das nicht entsetzlich geschmacklos? Musste nicht auch da endlich Schluss mit lustig sein?

„Froh zu sein bedarf es Frieden“, orakelte der Berliner „Tagesspiegel“. Und die „Frankfurter Rundschau“ erklärte ihren Lesern unwitzig: „Die Spaßgesellschaft, das sind Menschen, welche die Schule schwänzen, nur um ihr morgendliches ‚Happy Meal‘ bei McDonald’s zu verzehren.“

rael. Am 17. veröffentlichte „Bild“, das Zentralorgan des Hauses, auf knapp einer Zeitungsseite folgerichtig „100 Gründe, Amerika (gerade jetzt) zu lieben!“ Punkt 33 lautete zum Beispiel: „Weil Bill Clinton Sex im Oval Office hatte.“ Punkt 68, weil „Jennifer Lopez so einen tollen Popo“ hat.

Es mag zynisch klingen, aber müssen Springer-Journalisten künftig als Einstellungsvoraussetzung Mickymaus-Krawatten tragen und die US-Staaten auswendig herbeten können?

Eine Sonderausgabe der „Zeit“ war am gleichen Tag bereits voll mit Annoncen

Gesten und Symbole waren zu diesem Zeitpunkt unglaublich wichtig geworden, also sehr fragwürdig: zum Beispiel die Friedenstaube, die der FC-Bayern-Fußballer Giovane Elber nach seinem 1:0-Siegtreffer gegen Freiburg mit den Händen formte. Durch die Lautsprecher des Münchner Olympiastadions war davor John Lennons „Give peace a chance“ geblasen worden.

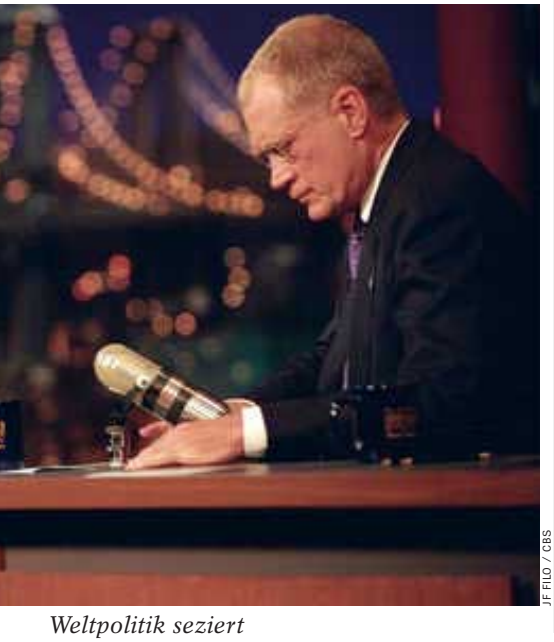
Kicken für die Völkerverständigung, Rauchen für den Frieden (wegen Tabaksteuer und so) – spätestens da hätte man sich einen wie Harald Schmidt zurückge-

FOTOS: PRO 7

„TV Total“-Präsentator Raab: *„Aus Respekt äh vor den Geschehnissen und vor äh den Opfern äh in den USA“*

Noch bizarrer geriet allenfalls manch flammende Verteidigung, die das bundesdeutsche Gag-Geschäft gleich zur Speerspitze westlicher Liberalität stilisieren wollte. So klagte die „Welt“: „Wer jetzt die freiheitliche, laizistische Haltung vieler jüngerer Menschen in den Schmutz zieht, schwächt den Westen.“

Auch angesichts solcher Kommentare verschwammen die Grenzen, wo der Spaß aufhört und die unfreiwillige Komik beginnt. Am 12. September verkündete der Hamburger Axel Springer Verlag „Solidarität mit den Vereinigten Staaten von Amerika“ als neuen Bestandteil seiner Arbeitsverträge – wie einst die Aussöhnung mit Is-



JF FILO / CBS

Weltpolitik seziert

sehr betroffener Politiker und Firmen. „We Stand Together“, titelte etwa die Dresdner Bank auf einer ganzen Seite zwischen Kondolenzschreiben von Siemens bis Porsche. Und der Schraubenfabrikant Reinhold Würth kündigte an, dass alle Fahnen auf dem Betriebsgelände in Künzelsau „für sieben Tage auf halbmast gesetzt werden“. Seine Belegschaft bat Würth, Ruhe zu bewahren und wie gewohnt ihrer Arbeit nachzugehen.

Mit solchen Ablassbrief-artigen Durchhalteparolen ging es in die zweite Woche, in der schon nicht mehr die Trauer den Ton angab, sondern deren Inszenierung, auch weil die eigentlichen Regisseure des angekündigten „Kreuzzugs“ einfach noch keinen ordentlichen Nachrichten-Nachschub von der afghanischen Front liefern konnten.

Hiesige Lokalradios verteilten USA-Solidaritätsschleifchen. RTL II zeigte in seinen Hauptabendnachrichten Britney Spears beim Strandspaß in Australien und kolportierte, dass auch das US-Gesangsmodel unglaublich betroffen sei. Überall brannten sehr viele Kerzen. Und selbst Kindergärten fingen an, offene Briefe „an das amerikanische Volk“ zu verfassen.

Das Lieblingswort der Woche hieß Angst. Und so wurde angstvoll debattiert: Muss man das Oktoberfest nicht doch absagen? Wird man an Weihnachten noch „Oh du fröhliche …“ singen können? Darf man sich noch ein TV-Movie anschauen, das „Die Todespest“ beschreibt? Letzteres darf man nicht, entschied RTL und schmiss das für November geplante Stück vorläufig aus dem Programm: zu viel Tod und Verderben.

wünscht. Und sei es nur, um ihn womöglich mit und für uns scheitern zu sehen.

Aber Schmidt schwieg auch in Woche zwei, während seine geistigen Ziehväter Jay Leno und David Letterman in den USA wieder ihre Arbeit aufnahmen. Sie taten es professionell und mit amerikanischem Pathos. Letterman hatte mehr als einmal Tränen in den Augen. Aber das war völlig in Ordnung für dortige Verhältnisse.

Hier zu Lande kehrte statt Schmidt erst mal der Spaßgesellschafter Raab zurück. Leider, denn er spottete nicht – allenfalls jeder Beschreibung: Das werde „keine ganz normale Sendung“, fing er seine „TV total“-Show an und stammelte weiter, „aus Respekt äh vor den Geschehnissen und vor äh den Opfern äh in den USA“.

Was ist gefährlicher für einen Komiker? Pietätlosigkeiten oder vorauseilende Betroffenheit? Ein Witz zu viel? Oder einer zu wenig?

Nicht *dass* Raab schon nach einer Woche wieder auf Sendung ging, war falsch, sondern *wie*: Er spulte so genannte Gags ab (Wie nennt man eine missglückte Intimrasur? Stachel-Bär! Hohoho). Er präsentierte den Sänger Ayman mit dem Lied „Du bringst die Liebe mit“. Und Rüdiger „Ja hallo erst mal“ Hoffmann erzählte, dass er froh gewesen sei, keine Auftritte gehabt zu haben, weil er die sonst hätte absagen müssen.

Danach redeten die beiden über Haustiere, Hundescheiße und Sport als Abi-Fach. Der Rest erfror im peinlich-angstvollen Schweigen, um nur ja keinen falschen Ton zu treffen.

Die Quote war, wie auch beim Neustart der seichten Sat.1-„Wochenshow“, ent-

sprechend mau. Da wundert es wenig, wenn die Sendersprecherin Kristina Faßler dem gesamten Genre einen „sehr langen Weg zurück in die Normalität“ prophezeit.

Müsste nicht sein, denn die Leute haben ihren Humor gar nicht verloren. Nur die Pointen müssen eben besser sitzen als je zuvor.

„Unsere Zuschauer“, sagt Rudi Carrell, „sind erwachsen genug, selbst zu entscheiden, wann und worüber sie lachen wollen.“ Selten habe er „ein so lachbereites Publikum gesehen wie bei unserer ersten ‚7 Tage – 7 Köpfe‘-Show zehn Tage nach den Anschlägen“. In solchen Momenten sei „gute Unterhaltung gefragter denn je“. Auch wenn „Bild“ reflexartig blaffte: „Wie können Sie jetzt schon wieder lustig sein, Herr Carrell?“

Tags davor hatte das gleiche Blatt Harald Schmidt vorgeworfen, dass seine Kölner Witzfabrik die Arbeit verweigere und ihn sozusagen ultimativ zum Kampf gegen die afghanischen Humor-Terroristen aufgefordert: „Wir lachen die Ärsche tot.“

Ja, was denn nun? Totschweigen oder -lachen?

Schmidt verstand das glücklicherweise völlig falsch und machte sich prompt über all die Herrschaften her, die nun Schlagzeilen oder wenigstens Talkshows beherrschen: von Colin Powell, „dem amerikanischen Joschka Fischer“, bis zu Rezzo Schlauch und dessen Grünen, die sich nun entscheiden müssten: „Retten sie die Welt oder nur sich selbst?“

Wochenlang hatte der Moderator in seiner fernsehfreien Zeit ferngesehen, „um herauszukriegen: Worum geht’s eigentlich?“ Afghanistan, das lag für ihn wie für sein dankbares Publikum „irgendwo zwischen der Türkei und den Philippinen“.

Er zelebrierte die gemeinsame Ahnungslosigkeit und sezierte dabei die Mechanismen einer auf Show-Effekte zielenden Weltpolitik, die einen gesuchten Terroristen „tot oder lebendig“ zur Fahndung ausschreibt, als sei die Wirklichkeit nur ein zweitklassiger Western.

„Unseren amerikanischen Freunden“ versicherte natürlich auch Schmidt „uneingeschränkte Solidarität“ – schon weil er denen vor sechs Jahren seine „komplette Show gestohlen“ habe. Eleganter kann man die Kurve kaum kriegen.

Am Ende hatten die Zuschauer zumindest die untröstliche Gewissheit, dass die immer wieder ins Feld geführten Opfer womöglich gar nicht von der Spaßgesellschaft instrumentalisiert und deshalb verhöhnt werden, sondern eher von heuchlerischen Staats-, Würden- und Bedenkenträgern jeder Couleur.

Wenn man so will, trennte die Katastrophe Comedy-technisch endgültig Spreu von Weizen. Ausgelacht hat nicht die Spaßgesellschaft. Ausgelacht werden jetzt allenfalls ihre dürftigsten Vertreter. ◆

REPORTER

„Enormes Trauma“

CNN-Starreporterin Christiane Amanpour, 43, über ihre Arbeit in Pakistan und den Journalismus in Krisenzeiten

SPIEGEL: Wo haben Sie von den Anschlägen in New York und Washington erfahren?

Amanpour: Ich war in Sierra Leone, um einige Interviews zu führen, da kam der Anruf aus der CNN-Zentrale. Man sagte mir, ich solle sofort aus Sierra Leone heraus und an einen Ort, von dem aus ich berichten kann. Ich bin gleich zurück nach London geflogen und habe dort die ersten Interviews zur Lage gemacht, unter anderem mit Tony Blair und Joschka Fischer.

SPIEGEL: Nun berichten Sie seit mehr als einer Woche aus dem Marriott-Hotel in Islamabad, das sich zu einem inoffiziellen Medienzentrum entwickelt hat. Sind Sie dort nicht relativ weit weg vom eigentlichen Geschehen?

Amanpour in Islamabad: *„Immer ein Stück voraus“*

Amanpour: Mein Job ist es, über die diplomatische und die politische Seite der Ereignisse zu berichten, da bin ich in Islamabad im Zentrum. Pakistan ist jetzt wieder ein Frontline-Staat, wie damals bei der sowjetischen Invasion in Afghanistan. Zudem haben wir Reporter in Quetta und Peschawar, also entlang der Grenze zu Afghanistan – insgesamt hat CNN etwa 75 Mitarbeiter in der Krisenregion.

SPIEGEL: Wie schon in vielen Konflikten sind Sie nun wieder ständig auf Sendung. Woher beziehen Sie Ihre Informationen?

Amanpour: Ich habe regelmäßigen Kontakt mit pakistanischen Ministern, spreche mit dem Taliban-Botschafter, und vor allem haben wir eine direkte Verbindung nach Kandahar, wo wir direkt mit Regierungsvertretern der Taliban Kontakt aufnehmen können. Wir sind den anderen Sendern immer ein Stück voraus – natürlich nicht zuletzt, weil die Gesprächspartner auf den guten Namen CNN und die weltweite Verbreitung setzen.

SPIEGEL: Hilft Ihre Herkunft? Sie haben einen persischen Namen, sind in Iran aufgewachsen.

Amanpour: Sicher hilft mir das, ich bin mit verschiedenen Kulturen groß geworden, davon profitiere ich heute. Vor allem von der Sprache – auch ein Teil der afghanischen Bevölkerung spricht Farsi.

SPIEGEL: Wann und wie werden die USA Ihrer Meinung nach losschlagen?

Amanpour: Da muss ich passen: Ich habe keine Ahnung, wie alle anderen. Jeder, der etwas anderes erzählt, lügt. Ich weiß nicht einmal, ob es in Washington schon einen dezidierten Plan gibt.

SPIEGEL: Seit Vietnam halten die Militärs die Medien in Krisenzeiten am kurzen Zügel. Wie frei sind Sie in Ihrer Berichterstattung?

Amanpour: Noch spüren wir hier in Islamabad keine Restriktionen, aber wir befinden uns ja auch in einer Art Warteschleife. Meinen US-Kollegen hat das Pentagon bereits signalisiert, dass es diesmal keinen Zugang zu militärischen Operationen geben wird. Schon den Aufmarsch können wir nur von außen covern – auf den Flugzeugträgern sind bislang keine Journalisten zugelassen.

SPIEGEL: Sind solche Einschränkungen überhaupt nötig? In Teilen der US-Medien dominiert derzeit der Patriotismus über den Journalismus.

Amanpour: Das finde ich unfair. Es war der schlimmste Terrorangriff in der Geschichte, zum ersten Mal wurden die USA auf eigenem Boden getroffen – das ist ein enormes Trauma für das amerikanische Volk und auch für die amerikanischen Journalisten.

SPIEGEL: Zuletzt war Ihr Sender arg in Bedrängnis: Die Quoten sanken, es gab Entlassungen. Profitiert CNN von der Krise?

Amanpour: Wir haben derzeit tatsächlich die höchsten Quoten unserer Geschichte, unglücklicherweise durch solch eine Tragödie. Aber wir hängen als Nachrichtensender nun einmal von den Ereignissen in der Welt ab. Wenn es irgendwo auf der Welt richtig kracht, wir sind dabei. Das ist unser Job.

INTERVIEW: MARCEL ROSENBACH

TV-STARS

Albern und geschwätzig

Eine interne Moderatoren-Studie des SWR enthüllt Schwächen dutzendfach: Einige Fernseh-Vorturner sind unbeliebt, andere fast unbekannt.

Der Mann ist auch im hohen Alter erstaunlich rüstig. Er dirigiert noch immer die nach ihm benannten 13 Volksmusik-Chöre und zappelt jährlich auf der Love Parade.

Das kommt an. Besonders zwischen Konstanz und Koblenz erfreut sich der Spät-Raver Gotthilf Fischer, 73, inzwischen so großer Popularität, dass er auf einer internen Hitliste des Südwestrundfunks (SWR) ganz vorn landete: 83 Prozent von 800 befragten Zuschauern kannten den Oldie, der Sendungen wie „Straße der Lieder“ präsentiert.

Diesen Spitzenwert schaffte von den Eigengewächsen des Senders nur Bernd Schröder. Der moderiert beim SWR die „Landesschau“ und im Ersten Programm der ARD die Mittagssendung „Buffet“.

Über die Folgerungen solcher Statistik gibt es derzeit in der Stuttgarter Zentrale der zweitgrößten ARD-Anstalt große interne Debatten. Denn: Die als „vertraulich“ deklarierte Fleißarbeit der hauseigenen Medienforschung gilt als Basis für einen radikalen Umbau des Programms. Erklärtes Ziel ist ein Mehr an Klarheit – durch weniger Gesichter. Von derzeit rund 130 Moderatoren soll künftig jeder dritte seinen bisherigen Einsatzplatz verlieren.

Bei der Auslese könnte die Marktforschung behilflich sein, dachte sich das Management. In einer knapp 300-seitigen repräsentativen Moderatoren-Studie, die von sechs SWR-Direktoren als Verschlusssache streng gehütet wird und die dem SPIEGEL vorliegt, werden die Einschätzungen der interviewten Zuschauer zusammengefasst.

Den Auserwählten wurden Videos oder Fotos der Moderatoren gezeigt. Sie durften nach Kräften loben, schimpfen und lästern.

Das Ergebnis ist akribisch in Tabellen festgehalten, unterteilt in Bekanntheit und Wirkung. Dabei werden die Namen der SWR-Fernsehstars in einem Vier-Quadranten-Schema festgehalten – wer sich im unteren linken Viereck wiederfindet, gilt als eher überflüssig. Er ist zumindest den Befragten kaum bekannt und wenig sympathisch.

Würden die Ergebnisse der Medienforschung radikal umgesetzt, hätten womöglich wichtige Funktionsträger demnächst Sendepause. So wurde ausgerechnet Bernhard Nellessen, ein politischer Kopf und außerdem Chefredakteur des SWR in Rheinland-Pfalz, von 61 Prozent der Befragten einer „Musik/Schlagersendung“ zugeordnet. Dabei moderiert er das ARD-Politmagazin „Report aus Mainz“.

BAUDISCH / SWR

Bernhard Nellessen
BEKANNTHEIT 8%
BELIEBTHEIT 36%

THOMAS MEYER / ACTION PRESS

Jens Riewa
BEKANNTHEIT 25%
BELIEBTHEIT 60%

WOLFGANG VAN EICK / FOTEX

Johann Lafer
BEKANNTHEIT 70%
BELIEBTHEIT 50%

BERND WEISSBROD / DPA

Cherno Jobatey
BEKANNTHEIT 45%
BELIEBTHEIT 52%

C. STIEFLER / PEOPLE IMAGE

Franziska Schenk
BEKANNTHEIT 18%
BELIEBTHEIT 48%

Zwar hat der Freund des Intendanten Peter Voß insgesamt eine positive Ausstrahlung, aber offenbar verströmt er eher den Charme eines alternden Musikus. Nur 32 Prozent der Befragten fanden, dass Nellessen „Dinge gut rüberbringt“. 38 Prozent meinten, er sei altbacken.

Ebenfalls schlechte Werte erreichte SWR-Auslandschef Immo Vogel. 12 Prozent urteilten sogar explizit, ihm fehle der Pepp. 24 Prozent meinten, seine Gestik sei „übertrieben“ und „hektisch“. Auch dieser Leistungsträger des öffentlich-rechtlichen Betriebs ist lediglich 16 Prozent des Publikums bekannt – obwohl er sonntags beim „Weltspiegel“ im Ersten auftritt und gern bei den „Tagesthemen“ kommentiert.

Unliebsame Überraschungen erlebten die SWR-Strategen auf dem Feld der Unterhaltung. Hier schaffte es Turnschuhträger Cherno Jobatey mit einem Bekanntheitsgrad von 45 Prozent nur auf den zehnten Platz in der Hitliste der bekannten Haus-Moderatoren.

Dabei ist der Mann aus dem ZDF-Frühstücksfernsehen und dem ARD-Klamauk „Verstehen Sie Spaß?“ im deutschen TV-Geschäft eigentlich gut vertreten. Nur 42 Prozent halten den Mann für „nett“ und „angenehm“, 14 Prozent finden ihn „albern, unseriös, zu salopp, geschwätzig“.

Und auch die attraktive Ex-Eisschnellläuferin Franziska Schenk, die die Sportsendung „Flutlicht“ moderiert, kommt nicht so gut an, wie viele dachten. Nur 48 Prozent der Befragten gefiel die Arbeit der TV-Kraft, die nebenbei als Werbemodel arbeitet. Zudem ist sie im Kreis der SWR-Zuschauer nicht sehr bekannt (18 Prozent).

Aber es gibt auch Hoffnungsvolles zu berichten. Sportchef Michael Antwerpes etwa wartet mit respektablen Resultaten auf, er ist bekannt und populär – eine im SWR nicht allzu häufig vertretene Mischung. Talkmaster Wieland Backes, der durch das „Nachtcafé“ führt, erreicht ebenfalls Idealwerte und wird bald weitere Sendungen moderieren.

Und dann ist da noch „Tagesschau“-Sprecher Jens Riewa, der im Südwesten mit der „Deutschen Schlagerparade“ seine Karriere startete. Er gilt als sehr sympathisch und übertrifft dabei sogar den TV-Koch Johann Lafer. Der Name des Maître ist andererseits vielen geläufiger als der nette Herr Riewa.

Nur einer taucht in dem Dossier nicht auf: Intendant Voß. Obwohl er doch seit längerem in der Reihe „Bühler Begegnungen“ Prominente ausfragt und neuerdings den „ARD-Presseclub“ moderiert, wurde der Mann nicht abgefragt. Schade, sagt Voß, er sei selbst neugierig, wie er im Test wegkäme.

HANS-JÜRGEN JAKOBS

Werbeseite

Werbeseite

PSYCHOLOGIE

Dünne Vorbilder

Sind die dünnen Vorbilder in den Mode- und Fitness-journalen schuld, wenn Frauen zu viel hungern? Der US-Kommunikationswissenschaftler Steven Thomsen hat knapp 500 High-School-Schülerinnen nach ihrer Lektüre und ihrer Praxis der Gewichtskontrolle befragt. Immerhin 11 Prozent der Befragten hatten im Vorjahr Abführmittel geschluckt, 15 Prozent Diätpillen, 9 Prozent Nahrung erbrochen, um abzunehmen. Mehr als die Hälfte der Studentinnen nahm zeitweilig weniger als 1200 Kilokalorien pro Tag zu sich. Vor allem die Leserinnen von Fitness-Magazinen neigen besonders häufig zu ungesunden Mitteln bei der Gewichtskontrolle: Fast 80 Prozent probierten es mit Erbrechen, 73 Prozent mit Diätpillen, 60 Prozent mit Abführmitteln. Modemagazin-Leserinnen verfahren ähnlich rabiat mit ihrem Körper, der einzige Unterschied: Sie schlucken weniger Abführmittel. Allerdings sieht Thomsen, so berichtet das US-Blatt „Psychology Today“, in diesen Magazinen nicht die Ursache des gefährlichen Schlankheitswahns – sondern einen Verstärker. „Frauen, die bereits an Essstörungen leiden“, so das Fazit des Wissenschaftlers, „suchen in solchen Magazinen Unterstützung.“

NAPA / BULLS PRESS

Mager-Model Moss

WERBUNG

Multimedialer Litfaß

Als der gelernte Buchhändler Ernst Theodor Amadeus Litfaß 1855 den Berliner Polizeipräsidenten um Erlaubnis bat, öffentliche „Annoncirsäulen“ aufstellen zu dürfen, versprach er listig, so die Plakatflut an den Bäumen einzudämmen. Jetzt, fast 150 Jahre später, ist es der Frankfurter Software-Firma Consultec gelungen, Litfaß’ Erfindung ins multimediale Zeitalter zu übertragen und die Werbe- und Bilderflut auszuweiten: An Flughäfen, Bahnhöfen und Einkaufszentren sollen künftig Multimedia-Säulen in einer 360-Grad-Rundumsicht bewegte Bilder zeigen. Die so genannten Electronic Surround Poster sind zentral steuerbar, die Infos lassen sich in wenigen Minuten aktualisieren. Im CentrO in Oberhausen steht die erste Bilder-Säule; in den kommenden zwölf Monaten will Consultec rund hundert Standorte in Deutschland bestücken. Es sei „durchaus denkbar, dass Passanten an den Terminals die beworbenen Produkte bestellen und bezahlen können“, sagte Consultec-Sprecher Jürgen Lux. Die Werbesäulen-Initiative ist einer von mehreren Versuchen, den Konsumenten umfassend ins Visier zu nehmen. So hat die Werbeagentur Jung von Matt gerade 400 Tankstellen mit Plasmabildschirmen ausgerüstet, die rund um die Uhr Nachrichten, Verkehrsinfos und Werbung zeigen. Dem Kunden, begründet Jung von Matt den Vorstoß, solle es „Spaß machen, in der Kassenschlange zu stehen“.

Werbesäule in Oberhausen

Klüger werden mit:

Dolly Buster

Die 31-jährige Pornofilm-Produzentin über ihren ersten Thriller

SPIEGEL: Wie kommt es, dass eine erfolgreiche Pornoproduzentin plötzlich die Literatur entdeckt, ein Medium ohne Bilder?

Buster: Ich habe schon genug Männer-Produkte verkauft. Jetzt sollte es etwas für Frauen sein. Mein Verlag wünschte sich einen Sexberater. Da ich bei den meisten Fragen, die ich dort hätte beantworten sollen, selbst nachschlagen musste, entschied ich mich für einen Thriller.

SPIEGEL: Warum diese Leidenschaft fürs Gruselige?

Buster: Schon als Kind faszinierte mich das Abgründige. Mit sieben verschlang ich Krimis – Liebesromane oder Kafka kommen mir nicht auf den Nachttisch. Mit Agatha Christie hatte ich die ersten Auftritte in meiner Prager Schule.

MATCH / ACTION PRESS

Buster

SPIEGEL: Wie ging das?

Buster: Damals sollten wir Aufsätze schreiben, über Bücher, die wir gelesen hatten und kleine Bildchen dazu malen. Auf meinen tropfte Blut vom Messer, ich bekam die Note „Eins plus“. Und den Vermerk „Für Jugendliche ungeeignet“.

SPIEGEL: In „Hard Cut“ geht es um Pornoqueen Lilly DeLight, Konkurrentin Greta Giehse und Darsteller Ronny Sanchez. Wer ist gemeint?

Buster: Klar, Lilly hat viel von Dolly, Greta Giehse ist angelehnt an meine Freundin Teresa Orlowski, und Ronny soll der schöne Italiener sein, der Pornodarsteller Rocco Siffredi.

SPIEGEL: Bereuen Sie, nicht früher mit dem Schreiben begonnen zu haben?

Buster: Ich bin nicht so naiv, zu glauben, dass sich meine Bücher auch ohne die Filme verkaufen. Aber ich genieße es, jetzt tiefgründig zu sein und voller Gefühl für die Figuren – undenkbar im Pornogeschäft. Dass ich keinen Müll geschrieben habe, weiß ich auch. Gerade hat Bernd Eichinger die Filmrechte gekauft.

SPIEGEL: Werden Sie die Lilly spielen?

Buster: Lust hätte ich schon.

Was haben Sie da gedacht, Mr. Dutta?

Der indische Verkehrspolizist Ganesh Dutta, 39, über den Zusammenstoß eines Elefanten mit einem Bus

„An manchen Tagen mag ich keine Elefanten. Dies war so ein Tag. Natürlich brauchen wir die Tiere, als Lastenträger oder als Touristenattraktion – aber muss ausgerechnet an einem Festtag, an dem wir den elefantenköpfigen Hindu-Gott Ganesh ehren, ein Elefant auf einer stark befahrenen Brücke mit einem Bus zusammenstoßen? Das Tier und der Busfahrer waren sofort tot. Meine Aufgabe war es, die Schaulustigen und die schwere Elefantenkuh von der Straße zu bekommen. Am liebsten hätte ich das Tier in den Fluss geworfen, aber das geht natürlich nicht. Jetzt hoffe ich, dass wir endlich mehr Ampeln für unsere Stadt bekommen."

DPA

Dutta (weiße Uniform) in Guwahati

SACHBUCH

Aufstieg und Fall der Familie Gucci

Drei Kugeln in Hüfte, Schulter und Arm, der braune Kamelhaarmantel erzitterte bei jedem Einschuss. Eine vierte Kugel traf die rechte Schläfe. Maurizio Gucci lag tot vor seinem Büro in der Mailänder Via Palestro. Die weißen Wände sahen aus wie ein Gemälde von Jackson Pollock, über und über mit roten Spritzern besprenkelt. Mit dem Mord am letzten Gucci, Enkel des legendären Firmengründers und Ledersattlers Guccio Gucci, endete 1995 die Geschichte der Florentiner Mode-Dynastie. Seit den fünfziger Jahren war Familie Gucci berühmt für ihr Logo, dem ineinander verschlungenen Doppel-G, für die weichen Mokassins und für die Handtaschen mit Bambusgriff, die Jackie Onassis so liebte. Drei Jahre nach dem Mord wurde Patrizia Reggiani zu 29 Jahren Haft verurteilt, Maurizios Ex-Frau hatte Profi-Killer angeheuert aus Rachsucht und Habgier. Die Geschichte der Modemarke aber geht weiter: Kurz vor dem Mordanschlag engagierte der Clan den texanischen Mode-Neuling Tom Ford. Die Schlacht gegen LVMH und Prada begann, sie dauert an bis heute. „Gucci", das Porträt des gigantischen Wirtschaftsimperiums von der amerikanischen Modejournalistin Sara Gay Forden, liest sich wie ein Thriller, gespickt mit erhellenden Szenen aus Ehen und Intrigen. Fordens letztes Kapitel könnte der Prolog sein für eine Fortsetzung: Vor zwei Jahren übernahm Gucci das Modehaus Yves Saint Laurent, im April dieses Jahres engagierte man Stella McCartney als Topdesignerin.

FARABOLAFOTO

Jackie Onassis mit Gucci-Tasche

Sara Gay Forden: „Gucci. Mode, Mord, Business". Eichborn Verlag, Frankfurt am Main; 452 Seiten; 58 Mark.

INTERNET

Noten für den Arzt

Patienten sollen künftig im Internet gezielt nach einem kompetenten, freundlichen Arzt suchen können. Unter „www.checkthedoc.de" entsteht derzeit eine Datenbank, in der deutsche Allgemeinmediziner und Fachärzte von ihren Patienten beurteilt werden. Ein Kranker soll sich den Arzt heraussuchen können, der an seinem Wohnort am besten abschneidet. Die Patienten vergeben Schulnoten für fachliche Kompetenz und Freundlichkeit. Außerdem wird die Organisation der Praxis bewertet, beispielsweise wie lange der Arzt seine Patienten im Wartezimmer sitzen lässt. Das Prinzip – Kunden bewerten, Neukunden folgen dem Rat – ist nicht neu: Ähnliche Systeme existieren bereits für Produkte aller Art. Bei „doyoo.de" etwa kann man nachschlagen, bevor man sich eine Kamera oder einen Fernseher kauft. Allerdings geht aus der Ärzte-Liste nicht hervor, wer dort sein Urteil abgegeben hat. Solange die Zahl der beurteilten Ärzte noch vergleichsweise gering ist, besteht die Gefahr, dass ein Mediziner sich durch selbst verfasste Jubel-Noten an die Spitze katapultiert – und so das Werbeverbot für Ärzte geschickt unterläuft.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Die Fährte des Käsers

Skandal in Neudorf: zehn Tonnen Emmentaler gestohlen

Das Böse ist geruchlos und demokratisch. Seine Bahn bricht es sich auch dort, wo Gott und Benehmen hocken, selbst im Weiler Elmenringen, CH-6025 Neudorf, 1061 Einwohner, 672 Höhenmeter, Herzkammer der Schweiz. Hier – wenige hundert Meter neben Maria Mitleiden, einem weißen Kirchlein von wundertätiger Kraft, hingebettet zwischen Morentaler und Gurgelwald und umflossen nur von grünen Weiden – entdeckt am Abend des 9. Juli 2001 Käsermeister Markus Baumgartner, 40, in seinem Keller das Abhandensein von 102 Laiben besten Emmentalers, gut zehn Tonnen, einfach hin und weg, ein Monat Arbeit, der Mann steht vor leeren Gestellen, er glaubt sich in einer anderen Käserei, nicht in der seinen, ihm schießen die Tränen in die Augen – Letzteres kann niemand bestätigen.

NEUDORF LU

Käse geklaut

sda. Aus einer Käserei in der Luzerner Gemeinde Neudorf sind am vorletzten Wochenende 102 Laibe Emmentaler im Wert von rund 90 000 Franken verschwunden. Die Hintergründe sind unklar, einen konkreten Tatverdächtigen gibt es nicht. Anzeige erstattete der Käser.

Aus der Berner Tageszeitung „Der Bund“

Es ist Montag und spät, Baumgartner sieht sich um, merkt, dass die Scheibe eines Fensters zerbrochen ist, er findet keinen Schlaf, holt am Dienstag die Polizei.

Das waren Insider, sagt der Käser. Die nahmen nur mit, was reif und fällig war, wunderwürzige Ware im Wert von 90 000 Franken.

Das Verbrechen müsse am vergangenen Samstag geschehen sein, nachts, als er mit der Familie im Jura weilte und Neudorf, auf dem nahen Flugplatz, sein berühmtes Hangarfest feierte.

Die Polizisten krümmen sich über die Schlösser, sammeln Spuren, knurren Unverständliches.

Ob er, Baumgartner, einen Verdacht habe, ob ihm vielleicht jemand Böses wolle.

Insider waren das, sagt der Käser. Die wussten ganz genau, dass vor Tagen unser Hund starb.

Die Beamten strömen aus, setzen sich zu den Bauern und fragen, ob Ungewöhnliches geschehen sei, ob in der Nacht von Samstag auf Sonntag ein Lieferwagen vorfuhr, eine Scheibe klirrte, niemand kann helfen, die Polizei tappt im Dunkeln.

Ein Nachbar grinst, dies alles sei womöglich ein Streich der Bööggenzunft, des Fasnachtsvereins, dessen umtriebiger Präsident zurzeit der Käser sei. Markus Baumgartner, obwohl zugezogen, ist gern gesehen im Dorf, ein frohnatürlicher Mensch, keiner Sause abhold und deshalb bei Gelegenheit das Ziel eines kleinen Scherzes.

Herrgott, mit zehn Tonnen Käse macht man doch keinen Spaß, wehrt der Käsermeister.

Wir ermitteln auf sämtlichen Ebenen, beruhigt der Mediensprecher der Kantonspolizei Luzern.

Zwei Wochen später tauscht sich der Käser wieder mit den Beamten aus, erzählt noch einmal, wie er die Gestelle leer vorfand, futsch und weg, zehn Tonnen wunderwürzigen Emmentalers.

Und die zerbrochene Scheibe? Hat die Sie nicht stutzig gemacht?

Ich dachte, die Kinder hätten einen Ball dagegen geschossen.

Sind Sie versichert?

Klar, Winterthur.

FABIAN BIASIO

Käsermeister Baumgartner

Baumgartner holt Luft: Und dies alles ausgerechnet jetzt! Wo ich vor Monaten erst den Bauern die Käserei abkaufte.

Und bezahlte?, fragt der Beamte.

Noch nicht, sagt der Käser.

Gerüchte gehen, die Stammtische dampfen. Wie kann man in einer einzigen Samstagnacht zehn Tonnen Käse aus dem Keller rollen, ohne dass jemand etwas merkt, he? Weder der Achermann Sepp, weder der Stocker Leo, noch der Erni-Troxler, noch der Erni-Käppeli vom Landgasthof Gormund, wo die Forelle blau neuerdings 25,50 kostet, he?

Vielleicht war ja gar nie Käse im Keller.

Vielleicht hat der Käser selbst …

Auf jeden Fall: Komisch.

Schatten über dem Ort. Das Fernsehen strahlt aus. Eine Zeitung schreibt, die Polizei sei am Ende ihres Lateins. Das Böse siegt.

Doch Böses, in CH-6025 Neudorf wie überall, paart sich irgendwann mit Gutem. Ein Sohn des Nestes, André Bucher, wird in Kanada Weltmeister, rennt schneller 800 Meter durchs Stadion zu Edmonton als irgendeiner, schneller als alle schwarzen Afrikaner und dieser tätowierte Deutsche, Schumann, der dem André letztes Jahr die olympische Medaille wegschnappte.

Neudorf atmet auf, macht dem André ein Fest, das er nie vergisst, jetzt erst recht. Die Feldschützen, die Musikanten, die Fasnächtler stellen Bänke und Tische in den Hangar, die Kinder bekommen schulfrei und singen Gereimtes: Schumann sah den André nur von hinten, weißt du, wie toll wir dies finden. Der eidgenössische Verteidigungsminister redet, schenkt Bucher eine Stirnlampe, damit ihm die Nacht zum Tag werde, der Gemeindepräsident holt aus, auch der kantonale Erziehungsdirektor, das Trio Bergecho stößt kräftig in Alphörner, 40 Grad Celsius im Blechgehäuse, Neudorf deliriert.

Und als es ans Aufräumen geht, ist auch Käsermeister Markus Baumgartner dabei, hilfreich wie immer.

Sind deine Nachtbuben endlich gefasst?, fragt ihn einer und lächelt sehr seltsam.

Nein, sagt Baumgartner.

Zwei Tage später – der Käser soll zum Verhör in die Amtshauptstadt – ist er verschwunden. 30 Polizisten schnüren durchs Gras. Doch nicht einmal ihre Hunde, auf alles Wunderwürzige gefasst, atmen den Duft des Käsers. Geruchlos verduftet.

ERWIN KOCH

Afghanische Flüchtlinge auf Nauru: *In ihren Köpfen sind keine Bilder von stürzenden Türmen*

Schiffbrüchige Flüchtlinge an Bord der

FOTOS S. 112: SINARTUS SOSRODJOJO / ZUMA PRESS; S. 113: DPA (O.); TORSTEN BLACKWOOD / DPA (U.)

FLÜCHTLINGE

Die Insel der Terroristen

Australiens Regierung nennt sie „potenzielle Terroristen“, die den fünften Kontinent auf keinen Fall betreten dürften: Die 433 Schiffbrüchigen aus Afghanistan sind inzwischen am Ende der Welt gelandet, auf der Insel Nauru, der kleinsten Republik der Erde. *Von Ullrich Fichtner*

Sie wissen es nicht, sie kommen vom Meer, ihre Reise war lang, eine Irrfahrt. Zickzack 16 000 Kilometer bis Nauru, 0 Grad 31 Minuten südlicher Breite, 166 Grad 56 Minuten östlicher Länge, eine winzige Insel im Südpazifik, überall Wasser, so dunkel wie Tinte und so blau. Sie stehen hinter Draht im schäbigen Lager, ein paar große Zelte zwischen Sträuchern, Blechmüll und Steinen, ringsum das Elend Naurus.

Es ist der dritte Mittwoch im September, die Sonne schneidet in die Haut so nah am Äquator, und aus den Gesprächen am Zaun erst lernen sie, was noch alles seit ihrem Aufbruch geschah.

Ein knapper Monat auf See ohne Radio, am Ende fuhren sie isoliert auf Australiens schwerem Landungsschiff HMAS „Manoora“, Kurs auf Nauru. Sie wissen es nicht, wissen nicht, dass der Himmel über New York und Washington zerbrach.

In ihren Köpfen keine Bilder von stürzenden Türmen, sie wissen es nicht, nichts

„Tampa", Pazifikinsel Nauru: *Ihr Foto bot eine Vogelperspektive auf die Völkerwanderungen des frühen 21. Jahrhunderts*

von der neuen Wucht des Fürchtens und nichts darüber, was ihren Familien nun blühen könnte, ihrer Heimat: Afghanistan.

433 sind sie an der Zahl, am 26. August um 15.30 Uhr Ortszeit aus höchster Seenot gerettet vom norwegischen Containerfrachtschiff „Tampa", 40 Seemeilen entfernt von der Weihnachtsinsel, Indischer Ozean, Australien, 10 Grad 30 Minuten Süd, 105 Grad 40 Minuten Ost. Sie waren, ehe die Skyline Manhattans zersprang, für Schlagzeilen gut in allen Sprachen: Flüchtlinge aus Afghanistan, kranke Schiffbrüchige, abgewiesen von Australiens Regierung.

Ihre Geschichte war anfangs nicht viel mehr als ein Bild. Darauf Menschen, anonym, in ein Quadrat gedrängt, 25 mal 25 Meter, auf sie fällt ein Blick von oben wie in einen ärmlichen Hinterhof, die Wände aus bunten Frachtcontainern gemacht.

Das Foto, ein Seemann der „Tampa" hat es geknipst und per E-Mail an Freunde verschickt, sagte viel über die Lage der Welt. Es bot eine Vogelperspektive auf die Völkerwanderungen des frühen 21. Jahrhunderts. Es verblasste rasch. Und die 433 reisten wieder allein und fast unbemerkt.

Nirgends durften sie landen. Nirgends bleiben. Nicht in Australien. Nicht anderswo. Nicht in einem neuen Leben. Nur auf Nauru.

An der Mole der Insel tanzen zu ihrem Willkommen fünf Mädchen, bekrönt mit weiß-gelben Frangipani-Blüten, aus Lautsprechern wimmert Musik, vielleicht 300 Insulaner säumen den Hafen, fein gemacht zu Ehren der Gäste mit Schminke, Blumen, buntem Tuch.

Die Fremden stehen stumm, überfordert, die Arme verschränkt vor dem Bauch. In der vordersten Reihe zwei junge Männer, sie halten ein Stück Stoff in den Händen, darauf steht in bunten englischen Wörtern, ungelenk: Danke Nauru, für die Aufnahme und den Schutz afghanischer Flüchtlinge.

Links steht Flüchtling „221", die Nummer pendelt vor seiner Brust auf einer Plakette, ihm umgehängt von den Flüchtlingsorganisationen der Uno. Er hat ein Gesicht, ein Leben, eine Nummer, einen Namen*.

18 Jahre alt ist Flüchtling „221". Schmale Augen, hohe Wangen, die glatten Haare mittig gescheitelt, ein Bauer aus Zentralafghanistan, ein hübscher Kerl, ein halbes Kind, ihm stehen die Tränen in den Augen, wenn er sagt: „Ich will eine Zukunft. Ich bin jung, verstehst du."

Nummer „324", verheiratet, drei Kinder, lockige Haare, Ansatz zum Doppelkinn, Wasserflecken auf dem Hemd. Ein

* Um ihre Familien nicht zu gefährden, werden die Namen der Geflüchteten auf Wunsch der Flüchtlingsorganisation UNHCR nicht genannt.

Landarbeiter, 34 Jahre alt, aus der Nähe Bamians, der sich von der Schwester aus Kabul englische Bücher bringen ließ, Literatur über Landmaschinen und Geologie, zum Sprachenstudium gut genug.

Er träumt von Australien, noch immer, sagt Flüchtling „324“, nicht nur für sich, wenn er erst da sei, werde seine Familie kommen, er werde ein Haus bauen, einen Garten bestellen, einen Kühlschrank kaufen, einen sehr großen, „und wir werden im Auto herumfahren, einfach so“, er sagt: „just for fun“.

433 Menschen gingen auf Wanderschaft. Sie begann für die meisten irgendwann vor vier, fünf, sechs Monaten in Afghanistan, im gebirgigen Zentrum südwestlich des Hindukusch, rings um Bamian, Chaghcharan, in den Dörfern und Weilern des Volkes der Hazara, in den Provinzen Oruzgan, Sar-e Pol.

Schiitische Muslime die meisten, Hazara, die sich aufmachten, bedroht, gejagt von den Taliban und gegängelt, gequält auch von Hunger und Durst. Wo sie herkommen, sagen sie, sind die Menschen krank vom Mangel, krank an der Tuberkulose. Kinder sterben, kaum geboren. Sie leiden an Würmern, und die Not schlägt ihnen aufs Augenlicht. Es gibt nicht viel trinkbares Wasser. Keine Arznei. Keine Schulen für Mädchen, keine Arbeit für Frauen. Fernsehgeräte werden öffentlich zerschlagen. Männer bei Freudenfesten gehenkt. In den Kornfeldern pflügen die Bauern zwischen russischen Minen.

So erzählen die 433 Flüchtlinge, am Zaun des Zeltlagers von Nauru. Sie sagen: Daheim, in der riesigen Landmasse Afghanistans, sei kein Platz zum Leben. Alle, die jung und gesund seien, würden nur vom Gedanken regiert, endlich zu fliehen. Wegzulaufen aus dem ewigen Krieg, aus der Angst, aus Hunger und Krankheit, fort vor dem Tod. In ein neues Leben.

Flüchtling „118“, 31 Jahre alt, kurz gestutzter Vollbart, das Weiße der Augen kränklich verfärbt. Er war ein Dorflehrer in der Nähe von Bamian. Die russische Literatur liebt er, Puschkin, das sagt er von sich aus, als Erstes, als gälte es etwas klarzustellen, er sagt, am Lagerzaun von Nauru: „I love Puschkin.“

Die Russen brachten trotzdem seine halbe Familie um. Sie ließen, beim Abzug vor zwölf Jahren, die Leiche seines Vaters und eines Bruders zurück. Und sie pflanzten einen Traum im Mann mit der „118“, einen Traum vom Fliehen.

In einer Dorfschule unterrichtete er, ein studierter Mathematiker, den Kindern aber brachte er bei, welche Wurzeln und Früchte sie essen könnten und wie man sich mit wenig Wasser wäscht.

Auch er aß Wurzeln, das half, noch mehr Geld zu sparen für den teuren Traum. Aber das Sparen und Verzichten schlug ihm auf die Nieren, daher die kranken Augen. In Australien, sagt die „118“, werde jeder gerettet, auch aus der Wüste, mit Flugzeugen. Das habe er im Fernsehen gesehen.

SINARTUS SOSRODJOJO / ZUMA PRESS

Flüchtlinge bei der Ankunft auf Nauru: *Weglaufen aus dem ewigen Krieg*

Australien ist für die Afghanen das billigste Ziel der Ersten Welt, eine Art Amerika zweiter Klasse. Führer bieten sich an in Kabul für 5000 Dollar, die Flüchtlinge nennen sie „Agenten“, sie besorgen, was nötig ist, falsche Ausweise, Papiere, echte Stempel, Unterschriften, Tickets; sie bestimmen Route und Zeitpunkt und kassieren fast alles vorab.

Aber 5000 Dollar sind eine Menge Geld für einen afghanischen Bauern, für einen Dienstmann, einen Schüler. Die meisten, die sich aufmachen, verkaufen alles, Haus, Hof, Tiere, Grund. Viele Afghanen haben auch längst Verwandtschaft im Ausland, einen Onkel, eine Schwester, die Geld schicken, per Boten, an die Ihren daheim. Es gibt auch schmutziges Geld in Afghanistan, aus Schmuggelgeschäften, und es gibt große Familien, die zusammenlegen, die sparen, jahrelang, die oft schon sparen, wenn das Kind eben geboren ist, dann schicken sie nach und nach ihre Jüngsten, Besten fort in ein neues Leben.

Die 433, sie reisten getarnt als russische Monteure, als usbekische Touristen, als mongolische Lehrer. Falsche Einladungsschreiben von Firmen hatten sie bei sich und echte Visa aus den Händen korrupter Beamter. Ihnen wurde Verwandtschaft bescheinigt hier, Arbeit da, ein Wohnsitz dort. Gute Papiere, sehr echt.

Aber auch beste Papiere linderten nicht die Angst, würgend beim Anblick jeder Zöllneruniform. Die Schockwellen blieben, auch bei harmlosen Fragen, woher man komme, wohin man gehe oder wenn noch einmal ein Blick vom Passbild zum Menschen zum Passbild ging. Der Wunsch zu verschwinden begleitete sie. Unsichtbar sein. Durchschlüpfen. Ankommen. Leben.

SINARTUS SOSRODJOJO / ZUMA PRESS

Möbel für das Flüchtlingscamp auf Nauru: *„Kein Fuß auf australischen Boden“*

Flüchtling „127“, 24 Jahre alt, er führte eine Kung-Fu-Schule in Kabul und betrieb nebenbei ein Geschäft mit Autofelgen, neu und gebraucht. In Afghanistan ist eine Schwester geblieben, eine Tante, ein Onkel. Vater und Mutter leben nicht mehr, den Vater überrollte ein Armeelaster, die Mutter starb im ersten der beiden Erdbeben 1998, ein Balken traf sie im Stall.

Flüchtling „127“, das Gesicht ein Spiegel sauer gewordener Trauer, sagt, er verstehe nicht, wie er so knapp vor dem Ziel, direkt vor der Tür Australiens, gescheitert sei. „Ich kann es nicht glauben. Sag mir, warum. Warum wollen sie uns nicht?“

Die Flucht begann in Kabul. Von dort nach Peschawar, das ist nicht weit, 250 Kilometer, gebirgig, im Auto und zu Fuß in ein paar Tagen zu schaffen.

Von Peschawar nach Bangkok, das ist eine große Etappe, 3900 Kilometer schon von Kabul, bewältigt im Flugzeug. Bangkok, hier musste sich erweisen, wie viel die falschen Papiere taugen. Nach Bangkok kam Singapur, nach Singapur Jakarta, der Fluchtweg war hier schon 6000 Kilometer lang, und es begann das Warten auf die Passage nach Australien.

Die Weihnachtsinsel war das Ziel, isolierter nördlicher Vorposten des Kontinents, näher an Indonesien als am Mutterland, viel näher, und von einem Land erreichbar, wie für Flüchtlinge geschaffen: Indonesien. 17 500 Inseln. Tausende Häfen, große, kleine, winzige. Verstecke überall. Und Fährleute, zu allem bereit.

Sie schifften sich ein, die Afghanen, auch ein paar Sri-Lanker dabei, in der Nacht vom 22. auf den 23. August, der Kutter aus Holz hieß „Palapa I“, vier Mann Besatzung, die Passagiere glaubten nicht, was sie sahen. Ein Boot lag da, höchstens 20 Meter lang, gemacht für vielleicht 100 Menschen. Sie aber standen am Ufer, über 400 Seelen, mit Taschen und Säcken, entsetzt.

Die Schmuggler drängten zur Eile, wehrten Vorwürfe ab, sie sagten: jetzt oder nie. Bald legte das Boot ab, Leinen los für die „Palapa I“, unsäglich überladen nahm sie schlingernd Kurs auf die Weihnachtsinsel, Australien. Kurs auf ein neues Leben.

Dann sprangen drei, vier Risse im Schiffsbauch auf, und die Männer machten sich schwer gegen die Spalten im Schiff.

Nach wenigen Stunden drang Wasser ein über dem Kiel. Schulter an Schulter hockten unter Deck die 433 wie in der Falle. Erst wurde ein Leck entdeckt, dann noch eines, dann sprangen drei, vier Risse im Schiffsbauch auf, und Männer pressten Tüten und Beutel gegen den porösen Rumpf und machten sich schwer gegen die Spalten, dreieinhalb Tage lang am Ende.

Flüchtling „387“, 41 Jahre, mittelgroß, männlich, teilt seinen linken Arm mit einer Geste der rechten Hand. So weit war er ins Wasser gebückt im Bauch der „Palapa“ und hielt Säcke nieder mit stummer Gewalt. Er sagt: „Ich war sicher, dass ich sterben würde.“ Sein Gesicht, seine Gesten sagen noch mehr über seine Gefühle.

In Afghanistan hatte er Schrauben und Eisenwaren im Laden des Schwiegervaters verkauft, verrotteten Plunder eigentlich, rostiges Zeug, aber, sagt „387“, daraus sei Afghanistan heute gemacht, alles geflickt und gebastelt, sonst nichts.

Ärger mit den Taliban hatte er nicht, sie sind ihm gleich, alle sind sie ihm gleich, sagt er, wer könne schon die Gruppen auseinander halten, die sich umbrächten seit Jahr und Tag. Seine Familie? Ach, seine Familie. Sie werde auch kommen, irgendwann. Hoffentlich in einem besseren Boot, am besten, sagt die Nummer „387“, „mit dem Flugzeug direkt nach Sydney“.

Am Ende des ersten Tags ging die Maschine entzwei und die „Palapa“ trieb nur noch auf dem Meer.

Unter Deck übergaben sich Reisende, ihr Kreislauf in Aufruhr von der steten Bewegung der See. Bald hockten sie in einer Brühe aus Wasser, Urin und Erbrochenem, pressten Säcke, Füße, Knie gegen den undichten Boden. Es gab Geschrei, Gebete, auch Männer weinten vor Angst, und die „Palapa“ war ein Spielzeug im furchtbaren Graublau des Indischen Ozeans.

Am Morgen des 26. August, 10.25 Uhr, sichtet das australische Küstenwachtflugzeug 583 das Boot 75 Seemeilen nördlich der Weihnachtsinsel und macht darüber Meldung. Die Menschen hätten HELP auf Tücher gemalt, auf der Kabinendecke stehe SOS, wahrscheinlich 80 Schiffbrüchige seien zu retten. Also versendet die australische Rettungsleitstelle AusSAR, Canberra, via International Maritime Fax System um 11.03 Uhr einen dringenden Ruf an alle Schiffe im Umkreis, dem Kutter zu Hilfe zu eilen.

Vier Stunden entfernt ändert die „Tampa“, 44 000 Tonnen, 262 Meter lang, von Fremantle kommend, unterwegs zur Straße von Sunda, ihren Kurs. Auf der Brücke Kapitän Arne Rinnan, 61, seit 40 Jahren auf See, die Flüchtlinge werden ihn „großer Vater“ nennen, „great father“.

Als die „Tampa“ die „Palapa I“ erreicht, geht ein frischer Wind aus Südost, 17 bis 21 Knoten, Beaufort-Skala 5, die See schäumt lebendig, und nie waren die 433 Flüchtlinge in größerer Gefahr als im Moment ihrer Rettung. Die Norweger, das heißt, die philippinische Crew, werfen Leinen hinüber, die „Palapa“ zu vertäuen. Aber das Rettungsmanöver droht zu scheitern.

Die Taue reißen am hölzernen Aufbau des Kutters, splitternd brechen Planken und Teile der Reling. Christian Maltau, Erster Offizier, 33 Jahre alt, springt zwischen die Boote ins gurgelnde Wasser, die „Palapa“, drüben, irgend zu erreichen. Er vermag das Boot ans große Schiff zu binden, sie schlagen gegeneinander, hart. Maltau hilft, stundenlang, Mensch für Mensch aus der Seenot. So enden Geschichten.

Aber diese nimmt hier nur neue Fahrt auf. Denn nun erreicht ein Funkspruch die „Tampa“, sie hat Kurs genommen auf die Weihnachtsinsel, das nächstgelegene

FOTOS: SINARTUS SOSRODJOJO / ZUMA PRESS

Naurus Präsident Harris, Flüchtlinge bei der Ankunft: *„Sind wir Pestkranke?“*

Land. Die Behörden, leider, müssten die Einfahrt in australische Gewässer verweigern.

Er verstehe nicht, antwortet Kapitän Rinnan. Australien, sagt die andere Seite, erteile keine Erlaubnis. Aber die Schiffbrüchigen, sagt Rinnan. Fielen in die Zuständigkeit Indonesiens, hört er. Rinnan sagt: Ob das alles Ernst sei? Die Antwort heißt: Ja, so sei die Lage.

Und so bleibt sie. Australiens Regierung entschließt sich an diesem Sonntagabend, 26. August, ein Exempel zu statuieren. Die Parole wird lauten: Für die Flüchtlinge auf der „Tampa“ „keinen Fuß auf australischen Boden“.

Die Härte wird honoriert im Volk. Premierminister John Howard, seiner Blässe wegen für gewöhnlich verspottet, ist zwei Monate vor der nächsten Wahl plötzlich sagenhaft beliebt. In Umfragen schnellt seine Popularität nach oben, 4000 E-Mails erreichen sein Büro binnen Tagen, darin steht, einhellig: „Halt durch, John!“

In New York ist der Himmel noch heil. Und Afghanistan ist nur irgendein trauriges Land wie ein anderes. Australiens Regierung nennt deshalb Flüchtlinge von dort, auch jene von der Tampa, „Vordrängler“.

Flüchtling „117“, ein dünner, dunkler Mann mit hellen Augen in einem Gesicht nur aus Falten, 56 Jahre alt. Er wusch den Fuhrpark des Hotels Intercontinental von Kabul, ehe die Milizen alles zerschlugen. Er hatte keine Frau, nein, aber ein Leben doch, bis die Taliban seinen Bruder besuchten und nach Waffen fragten.

Waffen?, fragte der Bruder zurück. Oh ja, sagten sie, sie wüssten genau, dass er Waffen horte, Gewehre, Maschinenpistolen, Revolver, die müsse er abgeben, jetzt, sofort. Aber Waffen, sagt „117“, er liebte den Bruder sehr, das war verrückt, es war Wahnsinn, denn sein Bruder hatte keine Waffen, nie, ein Feinmechaniker sei er gewesen, Uhren habe er repariert, Radios, und außer einem Küchenmesser habe er nie eine Waffe in der Hand gehabt.

Sie nahmen ihn mit, in einen Keller ohne Fenster in Kabul, sie fragten und fragten wieder und immer wieder nach Waffen. Einmal noch entkam der Bruder, dem Irrsinn nah, erzählt Flüchtling „117“, mit Striemen über dem Rücken und zwei verrenkten Füßen. Dann befragten sie ihn ein letztes Mal sinnlos, sadistisch nach den verfluchten Waffen, dann war er tot, der Bruder, erschlagen, und er, dem sie bald die „117“ umhängen sollten, wollte nicht warten, bis sie auch an ihn Fragen hätten.

Nirgends durften sie landen. Nirgends bleiben. Nicht in Australien. Nicht anderswo. Nur auf der Insel Nauru.

Premierminister Howard wird vorrechnen, dass binnen 14 Monaten 56 Boote Australien erreicht hätten mit 4600 Leuten an Bord. Er wird behaupten, dass in Indonesien jederzeit 5000 Menschen auf die Überfahrt warten. Er wird sagen, dass es sich Australien nicht leisten könne, als „leicht erreichbares Ziel“ zu gelten.

Am Mittwoch, 29. August, setzen 49 Mann des Special Air Service, australische Elitetruppen, in drei flachen, schwarzen Schnellbooten zur „Tampa“ über, das Kommando dort zu übernehmen. Die Reederei Wallenius Wilhelmsen, Oslo, 59 Grad 56 Minuten Nord, 10 Grad 41 Minuten Ost, das ist 15 977 Kilometer von Canberra entfernt, lässt einen Sprecher sagen: „Es ist noch nie da gewesen, dass einer solchen Situation militärisch begegnet wurde.“ Australien breche die ungeschriebenen und die niedergelegten Gesetze der Seefahrt, der Seerettung und der Humanität.

An Bord lassen sich die Flüchtlinge vom Kapitän die Richtung nach Mekka zeigen und beten für den Beginn eines neuen Lebens. Sieben Container stehen inzwischen offen, als Zuflucht vor dem glasharten Sonnenlicht, einer als Nothospital, ein achter dient neun Tage der Notdurft, darin stehen zehn Kübel nebeneinander, abgeteilt durch Sperrholzplatten.

Tags ist es warm, 28 bis 30 Grad, nachts ist es kühl, die Leute frieren, die Mannschaft der „Tampa“ gibt ihre Decken und Bettlaken, einer der Filipinos verteilt jeden Abend Schokolade an die Kinder, 43 Kinder sind es. Und 26 Frauen, 3 davon schwanger, eine in der 37., eine in der 34. Woche. Ein neues Leben, davon träumen sie, irgendwann, irgendwo in Australien.

Nicht in Australien, niemals. Am 1. September verkündet John Howard die „pazifische Lösung“ des Problems. Neuseeland habe sich bereit erklärt, 150 der „Tampa“-Leute aufzunehmen, Nauru, „ein guter Freund Australiens“, habe sich angeboten, mit Hilfe der Vereinten Nationen die Asylverfahren der restlichen 283 abzuwickeln.

Aber Nauru ist kein guter Freund Australiens und hat sich auch nicht angeboten als Behelf. Vielmehr klingelte auf der Insel am 30. August um 17 Uhr Ortszeit das Telefon des Präsidenten Rene Harris. Der kleine Mann, um sein Alter wird ein Geheimnis gemacht, er mag Mitte 60 sein und wiegt gewiss 230 Pfund, hob ab. Und am Apparat, das ist selten, sehr selten, war die australische Regierung.

Sie machten Konversation, Außenminister Alexander Downer und Verteidigungsminister Peter Reith. Man sagte: „How are you?“, dieses und jenes, Präsident Harris erzählt es dem SPIEGEL, und seine Version widerlegt die Herren in Canberra: Wir haben ein Problem, Rene, hätten die gesagt, unangenehme Sache, du weißt schon, das Schiff. Rene wusste. Und er verstand.

Die kleinste Republik der Welt, so nennt sich stolz Nauru, ist eine ihrer großen Ruinen. In den Tagen vor der Ankunft der Flüchtlinge ist der Bankrott des Landes mit Händen zu greifen. An jedem Biertisch Arbeiter, die seit Monaten auf Lohn warten, in den zwei Supermärkten der Insel kein Kunde, der nicht anschreiben ließe, weil Bargeld nicht mehr zirkuliert.

Freitags, am Zahltag, birst die Schalterhalle der „Bank of Nauru“, Frauen füllen den Raum, Sparbücher stapelweise in bei-

Werbeseite

Werbeseite

TORSTEN BLACKWOOD / AFP / DPA

Australische Soldaten auf Nauru: *20 Millionen Dollar als Freundschaftsgeschenk für die Insel*

den Händen, aber ausgezahlt werden höchstens noch 100 australische Dollar pro Kopf, 12 000 Köpfe zählt Nauru.

Strom ist knapp auf der Insel, freie Telefonleitungen rar, die Tankstellen sehen aus, als seien sie seit Jahrzehnten geschlossen. Der Kleinstaat ist in Not, wie sehr, weiß keiner genau, es wird geraunt von 300 Millionen Dollar Schulden, vielleicht mehr, dabei wollte das Land eigentlich Geld zurücklegen für die Zukunft. Präsident Rene Harris sagt: alles Unsinn. Also hat Nauru keine Schulden? „Nur bewältigbare", sagt Harris. Bewältigbar mit Hilfe der 300 Offshore-Banken Naurus, die Milliarden verschieben, von wem auch immer zu wem auch immer? „Nein." Und es gibt auch nicht zusätzlich 100 Briefkastenfirmen zur organisierten Geldwäsche? „Um Gottes willen." Flüchtlinge gegen Geld? „Nein. Nur Hilfe unter Freunden."

Harris ist ein milder Mann, man möchte ihm glauben. Aber er trägt verspiegelte Sonnenbrillen und residiert in einem weißen Haus, neben dem ein weinroter Cadillac Eldorado parkt. Er ist Präsident und siebenfacher Minister. Als das Telefon klingelt, am Apparat Australien, entschied Naurus Kabinett: Wir nehmen sie.

„Was soll ich hier?", ruft Flüchtling „201", 19 Jahre alt, ein Junge aus Masar-i-Scharif in Afghanistans Norden, „was ist das hier? Sind wir Pestkranke? Sind wir verrückt? Sie haben uns Medizin gegeben auf dem Schiff, ich habe es selbst gesehen, alte Medizin, nicht mehr gut, das Datum war überschritten. Wer gibt dafür den Befehl?" Sie beruhigen ihn, sie bringen ihn weg vom Zaun, sie reden leise, „201" weint.

20 Millionen australische Dollar erhält Nauru als Freundschaftsgeschenk von Australien, davon werden neue Stromgeneratoren bezahlt und Benzin, Telefonrechnungen, und es werden Krankenhauskosten erlassen, die für Nauruaner in australischen Kliniken anfielen wegen verbreiteter Fettleibigkeit und hoher Diabetes-Rate.

Nauru lässt dafür australische Truppen ins Land und afghanische Flüchtlinge, die werden versammelt auf der „Top Side", dem Plateau im Zentrum der Insel, bewachsen mit drahtigem Gebüsch und in der Mitte des Tages so heiß, dass die aufsteigende Luft die Wolken vertreibt.

An Bord lassen sich die Flüchtlinge die Richtung nach Mekka zeigen und beten für einen Sinneswandel der Regierung.

Ringsum eine Landschaft vernarbt von der Gier nach Phosphat, mit Baggern herausgeholt seit fast einem Jahrhundert, zu Stein gewordener Vogeldreck. Ein trauriger Ort, abweisend, feindlich, ein Ort am Ende seiner Geschichte. Kein Paradies, eine Hölle der Südsee, am Ende der Welt.

Sie waren, die 433 von der „Tampa", zehn Minuten von Australien entfernt, sie konnten die Küste sehen, die Weihnachtsinsel. Aber sie fuhren von dort, auf Geheiß der Regierung Australiens, 4542 Kilometer weit auf einem Kriegsschiff nach Papua-Neuguinea, Port Moresby, 9 Grad 27 Minuten Süd, 147 Grad 13 Minuten Ost, und dann 2509 Kilometer weiter nach Nauru. Sie nannten das die „pazifische Lösung".

Eine gewaltige Reise, sie kostete Millionen, mehr als jedes erdenkliche Asylverfahren auf australischem Boden. Und nun füllen die 433 auf Nauru Formulare aus, geben Fingerabdrücke, sie werden gewogen, gemessen. Wahrscheinlich, kein Zweifel, werden sie anerkannt als Flüchtlinge. Und kommen, wahrscheinlich, als Asylbewerber – nach Australien?

Während die 433 auf ihrem Weg sind vom Indischen Ozean in die Timorsee in den Pazifik, dreht sich die Erde weiter.

Vom 7. auf den 8. September bringt die australische Navy vor den Ashmore Inseln, 12 Grad 15 Minuten Süd, 123 Grad 6 Minuten Ost, ein Boot namens „Aceng" auf, an Bord 230 Menschen auf verbotener Fahrt, auch sie werden landen in Nauru.

Am 10. September, Montag, Ashmore Inseln, stellt die Navy den Kutter „Ratna Mujia", darauf 126 Afghanen, 4 Iraker.

Am 11. September, Dienstag, platzen zwei fliegende Bomben in die Hauptstadttürme der neuen Welt. Alle Geschütze des Westens richten sich seither auf Afghanistan, gemeint ist das Regime dort, aber es ist das Volk, das flieht. Zu Zehntausenden.

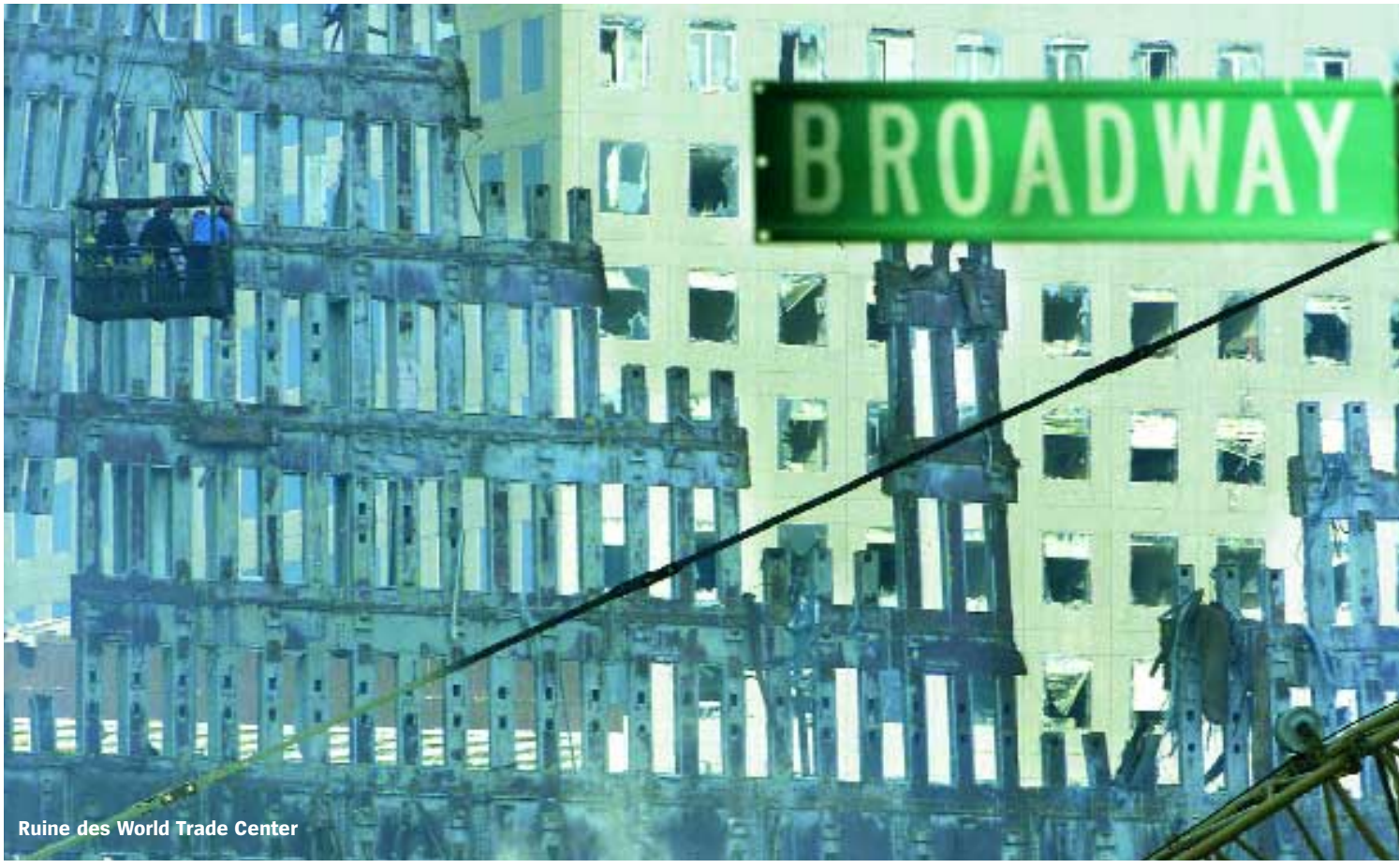
Am 13. September, Donnerstag, erklären australische Minister die 433 Schiffbrüchigen von der „Tampa" zu einem Sicherheitsproblem. Man müsse sehen, sagen sie, dass sich auf den Booten der Flüchtlinge auch Terroristen einschleusen ließen.

Am 19. September, Mittwoch, 15.36 Uhr Ortszeit, landen die 433 in Nauru. Sie waren aufgebrochen, vor Monaten schon, um Australien zu erreichen. Aufgebrochen zu den spiegelnden Türmen der Städte, in denen auch ihre Träume wohnen. Träume von Wohlstand, Zukunft, von einem Leben, ganz neu.

Eine Irrfahrt, nur in Längen- und Breitengraden zu protokollieren. Hinter ihnen lag Elend, lag Not, auch Krieg, aber je länger sie flohen, desto mehr Grund hatten sie. Das wussten sie jetzt. ◆

Werbeseite

Werbeseite



Ruine des World Trade Center

SHOWS

Die Stunde der Komödianten

Am Broadway schlägt das Herz New Yorks, und es steht kurz vor dem Infarkt: Viele Musicals müssen schließen, Angst und Trauer halten die Leute zu Hause – aber „Kiss Me, Kate“ hat sich gerettet, für zwei Wochen. *Von Alexander Osang*

Zwei Tage nach der Katastrophe spielten sie wieder. Es war Donnerstagabend im Martin Beck Theatre in der 45. Straße. Seit zwei Jahren läuft hier fast jeden Abend das Cole-Porter-Musical „Kiss Me, Kate“. 27 Leute standen an diesem Abend auf der Bühne, noch mal so viele dahinter, und im Graben hatten sich die 15 Musiker versammelt. Sie waren alle an Bord. Sie hatten ihren Dienst angetreten, wie es ihr Bürgermeister von ihnen verlangt hatte, von ihnen und den anderen Broadway-Leuten. Spielt! Unterhaltet die Leute! Rudolph Giuliani hatte gelesen, dass im Londoner Westend nach den Luftangriffen der Deutschen auch immer Theater gespielt worden war. Das sollte in New York jetzt nicht anders sein. Er rief die großen Theaterbesitzer der Stadt an und überredete sie zum Weitermachen. Und so hoben sich an diesem Abend überall im Theaterdistrikt die Vorhänge. Im Zuschauerraum des Martin Beck Theatre saßen 120 Leute.

120 Leute auf 1302 Plätzen.

„Kiss Me, Kate“ ist ein lustiges, lautes Stück. Vor allem dauert es fast drei Stunden lang. In diesem Moment begriffen die 27 Künstler auf der Bühne vielleicht, dass sie jetzt so was waren wie die tapfere Bordkapelle der „Titanic“.

„Wenigstens konnten wir irgendwas tun“, sagt Janine LaManna leise. Sie ist einer der drei Stars in der Show. „Ich kann ja nichts anderes, ich bin keine Krankenschwester. Ich bin Entertainer. Ich will die Leute für ein paar Stunden aus dieser schrecklichen Welt entführen, in eine andere Zeit. Eine bessere.“

Janine LaManna sitzt noch ohne ihre rote Perücke herum, wie in einer Zwischenzeit. Ihre kleine Stargarderobe mit den schwarzen Samtkissen, auf die jemand mit goldenem Faden „Diva“ stickte, mit den Blumen, Fotos und Spiegeln ist noch nicht ganz die unbeschwerte Bühnenwelt. Aber auch nicht mehr die unerfreuliche 45. Straße, die unter ihrem Fenster lärmt.

Die Straße ist angeschlagen. An der Ecke zum Broadway steht ein nahezu unbekleideter, muskulöser Mann mit langen blonden Haaren. Er trägt Stiefel mit Sporen, einen Cowboyhut und eine enge weiße Unterhose, auf die er „Only USA!“ geschrieben hat. Mit Filzstift, wie es aussieht. Er singt Countrylieder, zehn Meter weiter verkaufen zwei junge Männer T-Shirts, auf denen Osama Bin Laden im Fadenkreuz abgebildet ist.

Etwas weiter wird es ruhiger in der 45. Straße. Ganz vorn hängt noch die angegammelte Leuchtreklame von „The Adventures of Tom Sawyer“, einem Musical, das Anfang des Jahres nach zwei Wochen eingestellt wurde. Weiter hinten, im John Golden Theatre, zeigten sie bis vor kurzem

noch „Stones in His Pockets“. Das Stück gehörte zu den fünf Shows, die in der Woche nach der Attacke aufs World Trade Center zumachten. Gegenüber läuft die älteste Show am Broadway „Les Misérables“ jeden Abend vor halb leeren Rängen. Die großen Shows brauchen Zuschauer aus dem Ausland, aber die kommen nicht mehr. „Les Misérables“ wackelt genau wie das Lloyd-Webber-Musical „Das Phantom der Oper“. Die Produzenten wollen die Kosten für beide Musicals halbieren und dann weitersehen.

Noch tiefer in der 45. Straße, schon hinter der 8. Avenue, tanzen die Lichter vom Martin Beck Theatre. In der ersten Woche nach dem Anschlag machte „Kiss Me, Kate“ über 100 000 Dollar Verlust.

„Ich saß dort unten im Orchestergraben und dachte oft, wir sind in einer Probe. So leise war es im Zuschauerraum“, sagt der Trompeter Domenic Derasse. „Wir Musiker sehen ja nichts, aber es war zu spüren, dass es nicht funktioniert. Vielleicht haben wir zu früh angefangen. Manhattan war ja abends völlig verlassen. Nach der ersten Show bin ich die 8. Avenue runtergelaufen, fünf Blöcke lang, nur ein Auto ist an mir vorbeigefahren. Ein Auto.“

Domenic Derasse setzte sich nachts hin, schrieb einen offenen Brief an seine Kollegen.

Der nächste Anschlag könnte ein großes Theater treffen, die Zuschauer setzen sich an die Notausgänge

„Für alle, die es nicht wissen, ich bin Domenic Derasse, der Trompeter in ‚Kiss Me, Kate‘. Ich bin in Frankreich geboren und aufgewachsen, aber ich lebe seit 16 Jahren in New York und wurde vor 6 Monaten US-Bürger. Ich bin in dieses Land gekommen, weil es frei ist. Diese Freiheit ist bedroht. Wir müssen zusammenhalten. Das Land braucht uns. John F. Kennedy sagte: ‚Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann, sondern was ihr für euer Land tun könnt.‘ Wir müssen den Broadway am Leben halten. The show must go on!“

Oben links druckte er eine kleine amerikanische Fahne auf den Brief und hängte ihn an die Wandzeitung hinterm Bühneneingang.

Am nächsten Tag heftete der Produzent von „Kiss Me, Kate“ neben den Brief des kleinen Trompeters die Mitteilung, dass die Show am Sonntag zumache. Die meisten der großen Broadway-Shows hatten mit den Gewerkschaften ausgehandelt, die Gehälter der Schauspieler, Musiker und Bühnenarbeiter um 25 Prozent zu kürzen. Das reiche für „Kiss Me, Kate“ nicht, schrieb der Produzent. Die Verluste seien zu hoch. Sie bräuchten 50 Prozent, um die Show zu retten. Das lehnte die Gewerkschaft ab. Er bedauere das sehr, schrieb der Produzent.

Es war vorbei.

Es sollte noch vier Vorstellungen geben. Danach hatten sie das Restaurant „Marlowe“ auf der 46. Straße für eine Abschlussfeier gebucht. Sie gaben die Meldung an die Presse.

Einen Block vom Martin Beck Theatre entfernt sitzt der König des Broadway. Er heißt Gerry Schoenfeld, ist kahl, 76 Jahre alt und sieht aus, als könnte er einem die Welt erklären. Schoenfeld ist Chef von Shubert, der größten New Yorker Theaterkette. Shubert besitzt 17 Häuser am Broadway. Schoenfeld hat das Imperium vor 30 Jahren verschuldet von einem trunksüchtigen Erben der Shuberts übernommen, er hat es erfolgreich durch Krisen und Kriege geführt. Er residiert überm Times Square, direkt neben seinem Musical „Chicago“. Er ist umgeben von Sachen, die ihm Halt geben können. Die Möbel sind alt, es gibt Bücher in schweren Ledereinbänden, Kamine, Poster aus guten Zeiten, tiefe Teppiche, eine mandeläugige Empfangsdame und eine Glaskuppel über seinem Kopf, die in den hellblauen New Yorker Herbsthimmel zeigt.

Er hat viel erlebt, aber so was natürlich auch noch nicht.

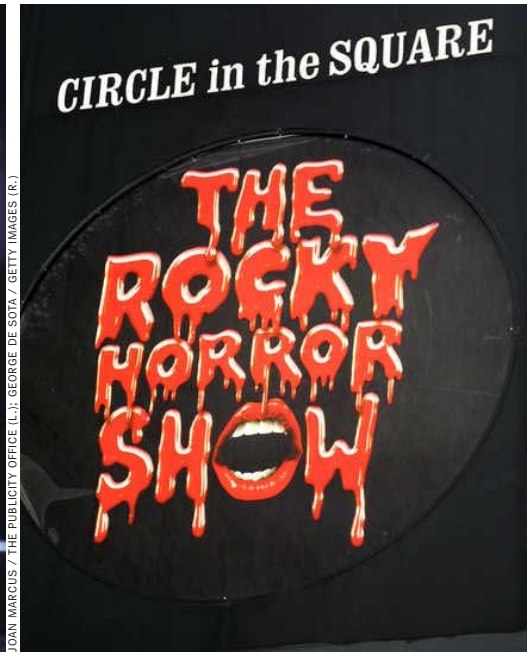
„Es gibt zwei Gründe, warum die Leute nicht in die Shows kommen“, sagt er. „Erstens: Sie haben Angst. Zweitens: Sie wissen nicht, ob sie sich schon amüsieren dürfen, nachdem so viele Menschen gestorben sind. Das Zweite lässt nach, es lässt immer nach. Ich habe schon jede Menge Broadway-Krisen erlebt. Es war auch schlimm, nachdem sie John F. Kennedy erschossen hatten. Irgendwann hören sie auf zu trauern, das Leben geht weiter. Aber die Angst, ich weiß nicht, wie groß die Angst ist. Die Angst herzufliegen und die Angst, getroffen zu werden. Es geht ja nicht gegen eine politische Richtung, sondern gegen unsere Art zu leben, unsere Kultur. Und das ist der Broadway. Wir sind die zweitgrößte Industrie in der Stadt. Wir haben in normalen Zeiten 200 000 Besucher pro Woche, da hängen Hotels und Restaurants dran. Hier kann uns jemand, der uns nicht leiden kann, richtig schaden.“

An manchen Abenden kann man sich vorstellen, dass noch viel mehr Shows zumachen müssen. Der Ground Zero raucht immer noch, wenn man das Theater verlässt. Man bekommt sofort ein Taxi, was ja auch nicht normal ist. Und wenn man nach Süden fährt, sieht man den Rauch, die Lücken, die Leere, und man

KAI PFAFFENBACH / REUTERS

CHAD RACHMAN / AP

Broadway-Musical „Urinetown“: *Die Leute wissen nicht, ob sie sich schon amüsieren dürfen*



JOAN MARCUS / THE PUBLICITY OFFICE (L.); GEORGE DE SOTA / GETTY IMAGES (R.)

Broadway-Musical „Les Misérables“, Show-Plakat: *Wenn es auf der Bühne staubt und kracht, kehren die Bilder zurück*

fragt sich, worüber man gerade noch gelacht hat.

Die meisten Menschen sind keine Firefighters. Sie haben Angst.

Der Broadway könnte ein Ziel sein. Der nächste Anschlag könnte die Brücken treffen, die Subway, aber auch eines der großen Theater. In manchen Vorstellungen kann man die Angst sehen. Zuschauer setzen sich in die Nähe der Notausgänge, als wären sie an Bord eines Flugzeugs. Manchmal fliehen die Besucher regelrecht aus der Dunkelheit. Als in der vorigen Woche eine japanische Staatsdelegation mit vielen Sicherheitsleuten die Show „Les Misérables“ besuchte, verließen etwa 50 Zuschauer während der Show das Theater. Die anderen schienen die ganze Zeit auf dem Sprung zu sein. Sie sahen das Stück in der Starthocke.

Am Broadway herrscht der Wille, wieder normal zu sein, und die Ohnmacht, wieder normal sein zu können

Wenn es auf der Bühne staubt und kracht, kehren die Bilder zurück. Kein Donner ist mehr unschuldig. Wenn in „Kiss Me, Kate“ eine totgeschossene Hochzeitstaube als Gag vom Bühnenhimmel fällt, zucken manche Zuschauer zusammen. In den Kassenhäuschen der geschlossenen Shows sitzen einsame Herren und warten darauf, dass Leute ihre Tickets zurückbringen. Aber oft trauen sie sich nicht mal mehr das.

Auf dem Times Square versammeln sich jeden Tag religiöse Eiferer. Ein Prediger kündigt biblische Plagen an, hinter einem Klapptisch, auf dem er ein Dutzend Schnittdarstellungen von Embryonen im Mutterleib aufgebaut hatte. Zwischen all den wackelnden Shows auf der 45. Straße schleppt ein schwarzer, zahnloser Messias ein mannshohes Holzkreuz, auf dem er notiert hat: „Ich sterbe eher wie Jesus Christus am Kreuz, als kriminell zu werden.“

Von hier ist es nicht mehr weit bis zum Happy End von „Kiss Me, Kate“.

All die Verzweiflung, die Ohnmacht, der Theatergeist, die Traurigkeit und der Patriotismus fließen in dem untersetzten Leib von Joe Maher zusammen. Es ist kein Zufall, dass genau er es war, der die Idee hatte, „Kiss Me, Kate“ zu retten. Maher ist der Chef der Bühnenbildner am Martin Beck Theatre. Er ist New Yorker Theatertischler in der vierten Generation. Sein Urgroßvater, George Maher, gründete vor über hundert Jahren die New Yorker Gewerkschaft der Bühnenarbeiter, sein Großvater war Bühnentischler im Virginia Theatre in der 52. Straße, sein Vater im „Morasco“, das sie vor 15 Jahren abrissen. Und er, Joe Maher, ist nun auch schon 23 Jahre am Martin Beck Theatre.

„Mein erster Gedanke war, dass ich mich nicht von den feigen Terroristen unterkriegen lassen darf“, sagt er. Er hat lange überlegt. Am Freitag nach der Show hat er vorgeschlagen, dass die Schauspieler und Bühnenarbeiter ein Viertel ihrer Theaterkarten selbst kaufen und an Hilfsorganisationen, Rettungskräfte und andere Bedürftige verteilen.

„Die Feuerwache in der 48. Straße ist ja praktisch um die Ecke, viele von denen haben bei uns Brandschutz gemacht. Sie haben 15 Mann verloren. So können wir ihnen was zurückgeben und gleichzeitig unsere Show retten“, sagt Maher und hat schon wieder Tränen in den Augen.

Am Sonnabend haben sie darüber abgestimmt. Nach den gewerkschaftlichen Regelungen und ihrer Kartenkaufaktion müssten sie zwei Wochen lang für die Hälfte ihrer Gage arbeiten. Alle waren bereit dazu, auch die Stars Janine LaManna und Carolee Carmello. Am Sonntag vor der letzten Show trat der Produzent auf die Bühne und sagte: „Durch die ungewöhnliche Großzügigkeit dieses einzigartigen Ensembles ist es möglich, die Show fortzuführen.“

Dann zerriss er unter dem Jubel des Publikums die Schließungserklärung.

Am Ende sangen alle zusammen die Nationalhymne wie im großen Samstagabend-Showfinale. Die Geschichte der Schließung wurde zu einer eigenen Show.

„Kiss Me, Kate“ ist ein Musical darüber, wie ein zweitklassiges Ensemble aus Baltimore Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung“ aufführt. Ein Stück in einem Stück. Als der Produzent dort oben den Zettel zerriss, war es fast, als wäre aus dem Stück über ein Stück nunmehr ein Stück über ein Stück über ein Stück geworden. „Kiss Me, Kate“ schien im September einen neuen Plot bekommen zu haben.

Es gab einen Anschlag, es gab einen tapferen Tischler, einen kleinen Trompeter, und es gab ein Happy End.

„Wir machen jetzt erst mal weiter“, sagt Joe Maher, „zwei Wochen lang.“

Und dann?

„Zumindest haben wir den Terroristen gezeigt, dass nicht sie unser Schicksal bestimmen.“

„Das ist schon eine einmalige Aktion, was die Leute von ‚Kiss Me, Kate‘ gemacht haben“, sagt Gerry Schoenfeld, der Superproduzent. „Aber andererseits hat die Show ihren Höhepunkt bereits überschritten. Jede Show verliert irgendwann ihr Publikum. Wenn sie zwei Wochen lang keinen Gewinn macht, wird sie eingestellt. Das gehört zum Geschäft. Und die Shows, die

Werbeseite

Werbeseite

jetzt als Erste zugemacht werden, waren dann auch die schwächsten. Es starten ja jetzt auch neue Broadway-Shows wie ‚Love' oder ‚Urinetown'."

Schoenfeld schaut raus auf den Times Square, wo sich die Aktienkurse auf einer Schautafel jagen.

„Aber wie gesagt, eine schöne Geste. Sie haben was getan."

Seine Organisation hat eine Million Dollar für das World Trade Center gespendet und 10 000 Dollar für jeden toten Feuerwehrmann der lokalen Wache in der 48. Straße. Schoenfeld erlässt all seinen Theaternutzern im Moment die Miete. Er hätte nicht Giulianis Anruf gebraucht. Er kann nicht rumsitzen. Seine Produktion von Strindbergs „Totentanz" ist in den Previews, im Oktober eröffnet „Mamma Mia!", das Abba-Musical. Er hat sich mit all den anderen großen Theaterbesitzern der Stadt zusammengesetzt. Sie haben Werbe- und Imagekampagnen beschlossen.

„So viele Sitzungen habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehabt", sagt Schoenfeld. Sie setzen der Angst Aktivismus entgegen. Machen, machen, machen.

DIANE BONDAREFF / AP

„Kate"-Darstellerin Carmello
Nur noch 50 Prozent der Gage

Die Oscar-Gewinnerin Marcia Gay Harden sagt, dass sie in den ersten Tagen besinnungslos durch New York rannte, um irgendwo zu helfen. „Ich wollte irgendwas spenden, Blut oder Kleidung oder was auch immer. Aber keiner brauchte mich. Ich war regelrecht erleichtert, als der Bürgermeister sagte: ‚Wenn ihr helfen wollt, dann kauft ein, geht essen. Konsumiert.' Ich habe konsumiert wie verrückt. Ich hatte einen Auftrag."

Die Erwartung ist groß. Niemand ist gewohnt, dass die Stadt, die niemals schläft, müde wird.

„Wie sind die Zuschauer?", fragte die Talkmasterin Rosie O'Donell am vorigen Mittwoch Robert Sean Leonard, der im Broadway-Musical „The Music Man" die Hauptrolle spielt.

„Oh, die Zuschauer sind phantastisch", sagte Leonard schnell. Und nach einer Pause: „Soweit Zuschauer da sind."

Anschließend verschenkte er Freikarten an das gesamte Studiopublikum und lachte so verzweifelt wie der Junge, den er im „Club der toten Dichter" spielte.

Zwei Tage später gaben die Produzenten bekannt, dass auch „The Music Man" schließt.

Vielleicht ist der Broadway im Moment das beste Beispiel für den Willen der Stadt, wieder normal zu sein. Und die Ohnmacht, wieder normal sein zu können.

Es sind noch 20 Minuten bis zur Show. Michael Mulheren schlüpft in seinen Nadelstreifen-Anzug. Er spielt einen der beiden komischen Gangster in „Kiss Me, Kate". Damit ist er für den „Tony" nominiert worden, den wichtigsten amerikanischen Theaterpreis. Beim Anziehen erzählt er über zwei Freunde, die bei dem Anschlag ums Leben kamen, und im nächsten Moment über eine alte Frau, die heute Nachmittag in der Matinee ihre Sauerstoffflaschen wechselte. Sie saß in der ersten Reihe, sie hatte beide Flaschen vor sich aufgebaut, und als eine leer war, wechselte sie zur anderen. Mulheren macht das Zischen nach. Es ist sehr komisch. Er zeigt den Scheck vor, mit dem er ein Viertel seiner Gage spendet, und dann auch noch den Scheck seines Agenten. Er erzählt, dass er heute Morgen in zwei Werbefilmen mitgespielt hat und für die Rolle in einem neuen Disney-Film vorgesprochen hat. Er empfiehlt die neue Staffel der TV-Serie „Law & Order", in der er mitspielt, und erzählt, wie knapp sein Bruder dem Attentat entkommen ist.

Was dachte er, als die Show eingestellt werden sollte?

„Ach, die meiste Zeit in seinem Leben befindet sich ein Schauspieler zwischen zwei Engagements. Das ist auch nicht so schlimm. Die Schauspieler in diesen Longrunnern sind meistens todunglückliche Menschen. Zehn Jahre lang dieselbe Rolle zu spielen, das ist doch furchtbar."

Mulheren steckt seine Spielzeugpistole in die Jacke und geht hinter die Bühne. Die Dinge sind nicht immer so einfach, wie sie scheinen, aber das ist schwer auszusprechen.

Die Vorstellung ist ganz gut besucht. 50 Tickets haben die Studenten der Schauspielschule bekommen, die unterm „Circle in the Square"-Theater liegt, wo bis zum vorletzten Sonntag die „Rocky Horror Show" lief. Feuerwehrmänner aus der Wache in der 48. Straße sind heute Abend nicht gekommen. Und morgen kommen sie wohl auch nicht. Die Feuerwehrmänner stehen in ihrer Wache und sagen, dass sie sich über die Theatertickets freuen. Schöne Geste. Sie hätten leider keine Zeit, sagen sie. Und vielleicht ist es auch ein etwas weiter Weg vom Wolkenkratzerkrater zu einer Boulevardkomödie mit Gangstern, die sich als Esel verkleiden.

Die tapferen Männer stehen in ihrer alten Feuerwache, die jetzt ein Meer aus Blumen und Kinderzeichnungen ist, und versuchen, sich angemessen zu verhalten. Wie alle. ◆

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Unendliche Gerechtigkeit

Ortstermin: Im Berliner Landgericht kämpft die Welt entschlossen gegen den Terror – seit 46 Monaten.

Es ist der 272. Verhandlungstag. Irgendwann ist eine Richterin schwanger geworden und musste ersetzt werden, das Kind kann inzwischen sprechen.

Eine andere beisitzende Richterin hat sich in die Krankheit geflüchtet, ein Verteidiger sitzt jetzt im Bundestag, und ein Schöffe wurde im Gerichtssaal von einem Schlaganfall niedergestreckt. So geht das Leben dahin.

„Morjn“, sagt der Wachtmeister zum Oberstaatsanwalt. „Na George, wie geht's?“, sagt der Staatsanwalt zum Nebenkläger. „Schönes Wochenende gehabt?“, sagt die Mitverdächtigte Andrea H. Wie jeden Dienstagmorgen um neun Uhr im Saal 700 des Berliner Landgerichts in Moabit. Seit fast vier Jahren wird hier das Aktenzeichen 1 Js 2/92 verhandelt, die Welt gegen den Terror, der Bombenanschlag auf die Discothek „La Belle“. Andrea H. hat sich ein dickes Taschenbuch mit in die Verhandlung genommen: „Der Schamane“ steht darauf.

FOTOS: THOMAS SANDBERG

Sicherheitsschleuse im Landgericht: *„Schönes Wochenende gehabt?“*

15 Jahre sind seit dem Anschlag vergangen. Damals waren Ronald Reagan und Erich Honecker mächtige Namen. Seither hat es viele Stunden null gegeben, Staaten verschwanden und erstanden neu, das Jahrtausend wechselte, Ronald Reagan versank ins Vergessen der Alzheimer-Krankheit, Erich Honecker in den Orkus der Geschichte. Im Saal 700 wurden unbeeindruckt davon Beweisanträge gestellt, Zeugen vernommen, Befangenheiten verhandelt: „Morjn“ – „Tschüs, bis nächsten Dienstag.“

In der Mitte des Saals sitzen die Anwälte der Nebenkläger, zwei Dutzend Juristen, gedrängt wie eine Schulklasse. An manchen Tagen sind noch mehr da. Links sitzt ein Mann mit langem Bart und Kopfhörer in einem Glaskasten. Das ist der Hauptangeklagte Jassir Chraidi aus Palästina, früher einmal im Besitz eines Diplomatenpasses des libyschen Volksbüros in Ost-Berlin.

Gegenüber steht ein anderer Glaskasten. Darin sitzt ein junger, dunkelhaariger Mann und lässt seinen Blick finster über die Anwälte wandern. Er wird eingerahmt von zwei gepflegten Herren, einer in einer Wollweste, die sich konzentriert Notizen machen. Der düstere junge Mann ist der Vollzugsbeamte. Er soll verhindern, dass die beiden ehemaligen Gefährten Musbah Abulgasem Eter aus Libyen und der Palästinenser Ali Chana, aufeinander losgehen.

„Ich beantrage die Verlesung der Vernehmung vom 15. Oktober 1990“, beginnt eine Verteidigerin und fängt an, aus ihren Akten vorzulesen. Sie ist groß und erinnert an eine bekannte Schauspielerin. Wenn sie in die ungewohnte Sprache der Verhörprotokolle gerät, verspricht sie sich. Jeder Satz wird simultan ins Arabische und Englische übersetzt. Von sehr diplomierten, sehr geprüften, sehr gut bezahlten Dolmetschern.

Dann verlangt ein Kollege die Vernehmung des ehemaligen Botschafters auf Malta. „Der ist doch hier schon persönlich gehört worden“, sagt ein Dritter.

Das Gericht wird über alles befinden, spätestens bis nächsten Dienstag, neun Uhr im Saal 700. Vermutlich ist „La Belle“ der einzige Strafprozess, für den es eine eigene Website gibt: www.labelletrial.de.

Nach Überzeugung der Staatsanwaltschaft haben die drei Männer in den Glaskästen am Küchentisch der Mitangeklagten Verena Ch. einen Sprengsatz gebastelt. In wessen Auftrag ist bis heute unbewiesen. Die Explosion am 5. April 1986 um 1.50 Uhr dauerte den Bruchteil eines Herzschlags. 272 Tage dauert die Verhandlung bisher. Seit 272 Tagen werden Nebenkläger aus den USA oder Japan eingeflogen, ermitteln Staatsanwälte und nehmen sich Schöffen frei; Verteidiger arbeiten sich in die Geschichte Libyens ein, es wird hinübersetzt und herübersetzt, abgelichtet, beglaubigt, beantragt und auf die Gebote des Ramadan geachtet. Immer dienstags und manchmal donnerstags im Saal 700.

Die Verteidigerin liest jetzt eine Telefonrechnung vor. Einschließlich aller Abkürzungen und der Unterschrift des Postbeamten. Natürlich, es ist Meryl Streep, mit der sie Ähnlichkeit hat. Die Gesichter der Schöffen sind in einem Ausdruck hoffnungsloser Langeweile erstarrt, als letzte sichtbare Spur der Erkenntnis, wie leer Lebenszeit doch vergehen kann.

Aber wie sonst? Erst musste die Mauer fallen, damit die Stasi-Archive sich öffneten. Aber weil Stasi-Akten nicht beweisfähig sind, mussten die Stasi-Offiziere vernommen werden. Es hätte schneller gehen können, wenn die westlichen Geheimdienste ihr Wissen mitgeteilt hätten. Taten sie aber nicht. Es musste übersetzt werden, den Zeugen zugehört und alles in ausreichender Zahl abgelichtet werden.

„Seit sechs Monaten sind wir auf der Zielgeraden“, sagt ein Verteidiger und dass es allen reiche, jetzt. Der Oberstaatsanwalt könnte sein Plädoyer jeden Moment beginnen und das Urteil Mitte November gesprochen sein. Selbst bei einer Verurteilung der drei Hauptangeklagten wären sie bei Anrechnung der Untersuchungshaft und guter Führung in zwei, drei Jahren wieder auf freiem Fuß.

Ist es das, was von einer Terrorbombe bleibt? Ein Schreckensblitz, viel Leid und der unendlich lang ausrollende Donner eines rechtsstaatlichen Verfahrens, dass irgendwann einmal, Jahre später, ausläuft und nur noch dumpf ans Ohr der Welt dringt, wenn das Urteil gesprochen wird?

Es bleiben auch 3 Tote, 5 Tatverdächtige und mehr als 200 Verletzte. Und bislang 272 Tage, an denen sich ein ewiger Verlierer in Zeitlupe nach vorn schob: das Recht.

ALEXANDER SMOLTCZYK

TOBIAS KUBERSKI / GES

Nationalspieler Deisler (l.)*: *In einer Reihe mit Zinedine Zidane, Luis Figo, Raúl oder David Beckham?*

FUSSBALL

Harry Potter von der Spree

Die Zweifel werden stärker: Ist Sebastian Deisler mit seiner Rolle als Retter der deutschen Nationalelf überfordert? Der Rummel um seine Person macht dem schüchternen Jungstar zu schaffen. Jetzt hat er entschieden: Er will kein Teenie-Idol mehr sein.

Wenn der Spieleragent Jörg Neubauer, 39, in seinem Berliner Büro die Flügeltür zum Besprechungsraum offen stehen lässt, kann er vom Schreibtisch aus das wohl kostbarste Exemplar seiner Devotionaliensammlung sehen. Dort hängt, im Wechselrahmen hinter Glas, ein Trikot des Bundesligaclubs Hertha BSC mit der Nummer 26 und der zugehörigen Namenskennung: Deisler.

Das Hemd seines wertvollsten Klienten ist zwar nur eines von derzeit zehn Exponaten, aus denen sich der Manager seine textile Galerie arrangiert hat – eine Favoritenauswahl seiner rund 50 Kunden. Dass der Name Deisler auf dem Jersey jedoch nicht einer von vielen ist, versteht sich für den Berater von selbst.

Für den Nationalspieler aus Berlin, seit einem Jahr erst sein Pflegling, hat Jörg Neubauer eine besondere Karriereplanung ausgeheckt: Sebastian Deisler, 21, soll „irgendwann in die Reihe der Zidane, Figo, Raúl oder Beckham“ gestellt werden können – und zwar in seiner „Funktion als Vorbild“ sowie „der Bedeutung für Werbung und Medien“.

Einen Weltstar also hat der schüchterne Mittelfeldspieler aus dem Südbadischen in

* Im Zweikampf mit Ashley Cole beim 1:5 gegen England am 1. September in München.

Bälde abzugeben. Dumm nur für Neubauer, dass Deisler das alles partout nicht sein will: berühmt, bewundert, beklatscht, in irgendeiner Weise behelligt. Gerade jetzt, da Deutschlands Fußballfans vor dem letzten Qualifikationsgruppenspiel der Nationalelf zur Weltmeisterschaft 2002 am kommenden Samstag gegen Finnland wieder die Talente des juvenilen Spielmachers beschwören, erkennt man seine Scheu: Sobald die Öffentlichkeit ihn herausragen sehen will, wäre er am liebsten unsichtbar.

Deisler hört es „nicht gerne, wenn von mir als Retter des deutschen Fußballs gesprochen wird“. In ihn gesetzte Hoffnungen nimmt er als Gefahren wahr. Entsprechend fiel sein Kommentar zu seinem unglücklichen Auftritt beim 1:5 gegen England aus: Das Spiel habe „gezeigt, dass ich noch nicht der große Mittelfeldchef bin“. Das klang beinahe erleichtert.

Von Erwartungen mehr gepeinigt als beflügelt, hatte er in jener denkwürdigen Partie beim Spielstand von 1:1 aus acht Metern ungewohnt fahrig das Tor verfehlt. „War der Nervendruck zu groß?“, fragte anderntags „Bild am Sonntag“.

„Basti fantasti“, wie der Boulevard an der Spree Deisler einst taufte, als sei er dank irgendeiner entzückenden Magie eine Art Harry Potter des deutschen Fußballs, sah unendlich müde aus während der Pressekonferenz. „Man“ habe „den Faden verloren“, räumte er ein.

Auf den bezahlten Kritiker und emeritierten Erfolgstrainer Udo Lattek wirkte er an diesem nationalen Jammertag wie „um 40 Zentimeter geschrumpft“. Und der Kommentator der „Bild“-Zeitung, die noch beim 5:2-Erfolg des deutschen Teams gegen Ungarn eine „Basti-Fantasti-Gala“ bejubelt hatte, sah den von der Bundesliga-Hochfinanz umworbenen Hertha-Star plötzlich „schon auf den Geldkoffern des FC Bayern“ sitzen. Schmollend entzog ihm das Blatt den Titel: „Basti, wir streichen das Fantasti.“

Solche Volten gilt es wohl zwangsläufig in einer Zeit zu ertragen, da der inflationäre Bedarf an verehrungswürdiger Prominenz ständig neue Wunderkinder schafft. Verlangt wird neben konstanten Leistungsnachweisen die ganzheitliche Öffentlichkeitsarbeit – auf allen Kanälen, auf jedem Server, in Bild und Ton.

Deisler ist das erste Hätschelkind des Fußballs, das hier zu Lande seine Fertigkeiten vor den Augen dieser Boulevardgesellschaft entfaltet. Die öffentliche Anteilnahme an seinem Leben wird so groß, dass sie seine Person beinahe verstaatlicht. „Man versucht, mich zu vereinnahmen“, schwante ihm neulich, und wie ein verzweifelter Hilferuf liest sich die Selbstauskunft auf seiner Homepage: Er könne es „nicht mehr jedem recht machen. Sonst gehe ich mir selbst verloren“.

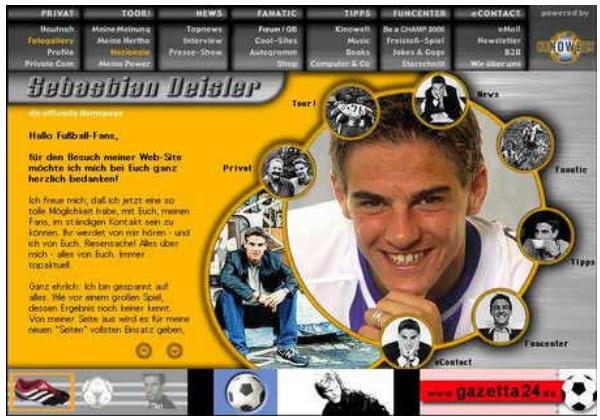
Ist es so schlimm? Es sind schon andere Talente unter unkomplizierteren Bedingungen gestrauchelt. Der Münchner Mehmet Scholl, erster „Bravo Sport“-Coverboy des Fußballs, verwechselte die ihm zugedachte Rolle des Teenie-Schwarms zeitweise mit der Wirklichkeit. Der Dortmunder Lars Ricken manövrierte sich mit naseweisem Werbespot („Geschäftemacherei ohne Ende“) in die Karrieresackgasse.

Jetzt, da mit Oberlehrer Franz Beckenbauer auch die letzte Instanz in der Figur Deisler „Deutschlands größtes Fußballtalent“ erkannte, verlor der Klassenprimus jedoch anscheinend die Lust an jedwedem Sonderstatus. Der vermeintliche Erwecker der lange dösenden Fußballnation will „kein Popstar sein“ und fühlt sich vom „ganzen Drumherum“ seines Daseins überfordert: „Ich wurde einer, der ich nie sein wollte.“ Manchmal, bekennt er, sei es „schwer für mich zu verstehen, warum die Leute so viel von mir erwarten“.

Jetzt soll er seinen holprig in die Saison getaumelten Berliner Club retten, die Nationalelf sowieso – und auch noch dem gealterten Team vom FC Bayern München, dessen Präsidium um ihn buhlt, neue Frische zuführen. Seine besorgte Schwester Stefanie empfand Erleichterung, wenn Sebastian im ersten Berliner Jahr verletzt war: „Dem Druck mal zwei, drei Wochen nicht ausgesetzt zu sein, tut ihm gut.“

Wie schwer Deisler an seiner Verantwortung als ausgewachsener Kinderstar trägt, eröffnete er auf seiner Website: Es gebe „auch Tage“, da wolle er „am liebsten mal in Urlaub fahren mitten in der Saison“, bekannte er geschafft, als stehe er kurz vor der Flucht ins Schweigekloster, oder zumindest in seinen einstigen „Traumberuf Tischler“ wechseln.

Offenbar ein Fall für den Berater. Jörg Neubauer, der den Marktwert seines Schützlings auf 75 Millionen Mark taxiert,



Deisler-Homepage: *„Am liebsten mal in Urlaub“*

findet es „grandios, wie der Sebastian mit der ganzen Geschichte umgeht“. Man müsse schließlich „das Ganze sehen, und ich seh ihn ja ganz“.

Den ganzen Sebastian Deisler schreckt vor allem die Furcht vor einem Ansehensverlust unter Kameraden. So trennte er sich nach der Europameisterschaft 2000 von seinem langjährigen Berater Norbert Pflippen unter anderem aus Sorge, ihm müsste etwas peinlich sein.

Der Mönchengladbacher Manager hatte, eigentlich um seinen Klienten vor einem Imageschaden zu schützen, öffentlich geklagt, die Mitspieler hätten Deisler nach dem blamablen Turnier-Aus zum nächtlichen Saufgelage auf der Hotelterrasse „verführt“. Daraufhin, weiß ein Deisler-Intimus zu berichten, hätten die Teamgefährten das Nesthäkchen gefragt, ob es noch ein Kindermädchen brauche.

Neid wäre für den Jungnationalspieler wohl am schwersten zu ertragen. Sein Förderer Rudi Völler, Teamchef der deutschen Auswahl, nennt ihn „ein Juwel, das gar nicht der Chef sein will, sondern sich lieber in den Dienst der Mannschaft stellt“. Das macht ihn vielleicht sympathisch, aber nicht wertvoller für das Team.

Von einem Spieler mit seiner Begabung werden nämlich schnell Führungsqualitäten verlangt. Bei Deisler können Beobachter jedoch schon den Willen, groß rauszukommen, oft nicht erkennen. Gern verweist er auf sein jugendliches Alter. Doch mit 21 Jahren war ein Hochbegabter wie der Spanier Raúl längst schon die bestimmende Figur beim Champions-League-Sieger Real Madrid. Und beim 5:1 der Engländer in Mün-

Jung und erfolgreich

Profis, die in Deislers Alter internationale Titel gewannen

UWE SPECK / WITTERS

Thierry Henry, 24: Mit Frankreich 1998 Weltmeister, 2000 Europameister

Raúl Gonzáles, 24: 1998 und 2000 mit Real Madrid Gewinner der Champions League

BEVILACQUA / SPORTIMAGE

HARALD OTTKE / CAMERA 4

Michael Owen, 21: Gewann im Mai mit dem FC Liverpool den Uefa-Pokal

chen waren es ausgerechnet die 21-jährigen Michael Owen und Steven Gerrard, die das deutsche Häuflein bloßstellten.

Im Nationalteam fehlten ihm drei, vier freiwillige Verantwortungsträger, „die mir den Druck nehmen“, gestand Deisler einem Vertrauten. Und bei Hertha scheint er, wie aus Scham, für sein Gehalt mit erhöhter Laufbereitschaft zurückzahlen zu wollen.

Vergebens ersuchte ihn Clubtrainer Jürgen Röber, als Spielmacher „nicht jedem Ball hinterherzurennen“. So musste Deisler, ohnehin nach zwei Operationen oft von Kniebeschwerden geplagt, im August nach dem Pokalspiel beim Berliner Zweitligaclub SV Babelsberg wegen eines Schwächeanfalls an den Tropf.

Berater Neubauer kennt das Problem, wenn sich vermeintliche Privilegien zum Handicap wandeln. Der Jurist aus Potsdam war erster und letzter Pressesprecher des DDR-Fußballverbands, nur durfte er an Westreisen der Auswahl nie teilnehmen. Denn eine etwaige Republikflucht hätte die Bedeutung eines Politikums erlangt: Neubauers Vater war der letzte Ständige Vertreter der DDR in Bonn.

In seiner Eigenschaft als „Player Agent“ mit Lizenz des internationalen Fußballverbands ordnet der frühere PR-Mann nun die Medienkontakte seines teuersten Stars und steuert auf dessen Wunsch die Gesprächsinhalte. Deisler wollte „nicht mehr verniedlicht werden“: Als jedermanns „Basti“ war er ein Teenie-Idol wie das Popstarlet Blümchen. Also besuchte Neubauer die Hauptstadt-Redaktionen und bat um Korrektur: „Das ist der Sebastian.“ Außerdem wurden Interviews auf das vermeintlich Nötigste reduziert. Die Zeitungen sollen sich aus den Online-Auskünften der Homepage bedienen, auf der Fans etwa erfuhren, dass ihr Idol nach der Heimkehr vom England-Spiel die Originalfassung von „Das Boot“ auf Video gesehen hat.

Und wenn schon exklusiv Mitteilung gemacht wird, will Neubauer wenigstens „möglichst große Reichweiten“ erzielen. So wurden die Leser der „Bild am Sonntag“ kürzlich informiert , dass Deisler „weniger Schickimicki“ bevorzugt, sondern Szenelokale an der Oranienburger Straße.

In Wahrheit hat er für Discothekenbesuche wohl ohnehin keine Zeit. Als er sich bei den Autorinnen einer TV-Langzeitdokumentation wider die Absprache monatelang nicht mehr gemeldet hatte, gab er zunächst vor laufender Kamera als Begründung an: Es sei halt alles „ein bisschen stressig“. Präziser wurde er nie. Der Filmemacherin Reinhild Dettmer-Finke, Ehefrau des Freiburger Trainers Volker Finke, erklärte er am Telefon: Ihm sei in Berlin „alles über den Kopf gewachsen“.

Dabei war er anfangs noch spürbar stolz, wenn er beim Fototermin an der East Side Gallery in Berlin-Mitte „den Gorbatschow“ traf. Und war er nicht mit 15 Jahren zu Hause in Lörrach ausgezogen, um ein großer Fußballer zu werden? Anfangs plagte ihn noch das Heimweh in Borussia Mönchengladbachs Spielerinternat. Doch als ihm im März 1999 gegen den TSV 1860 München nach spektakulärem Solo sein erstes Bundesligator gelungen war („mit links; da treff ich normal nie“), betrachtete er die sprunghaft gestiegenen Interviewanfragen mit unverhohlener Vorfreude: „Wenn ich gut spiele, kann das öfter passieren.“

Noch vor zwei Jahren habe er bereitwillig „seinen Mund vor jedes Mikrofon“ gehalten, erinnert sich Vater Kilian, ein Frührentner, der mit Ehefrau Gabi in der vom Sohn bezahlten Lörracher Eigentumswohnung lebt. Sebastian, nach Auffassung des Vaters „nicht ganz unschuldig“ am Medienrummel, betrachtet sein Gehalt jetzt wohl als Schmerzensgeld.

MARTIN ROSE / BONGARTS

Idol Deisler: *„Einer, der ich nie sein wollte“*

Wie auch immer die anstehenden Verhandlungen ausgehen, meint Manager Neubauer, man werde „am Ende des Tages einen Vertrag haben, bei dem man nicht unter der Brücke schlafen muss“. Angeblich bot Hertha dem „zentralen Element unserer Zukunftsplanung“ (Präsident Bernd Schiphorst) acht Millionen Mark jährlich für eine vorzeitige Verlängerung des Kontrakts.

Neubauers Vorgänger Pflippen hatte seinerzeit das komplizierte Vertragswerk ausgehandelt, das Deisler nächsten Sommer den vorzeitigen Abgang gegen eine vergleichsweise bescheidene Transfersumme von rund 18 Millionen Mark erlaubt. Pflippens Mitarbeiter Jörg Neblung verrät: „Unsere Planungen liefen immer darauf hinaus, dass er bei den Bayern landet.“

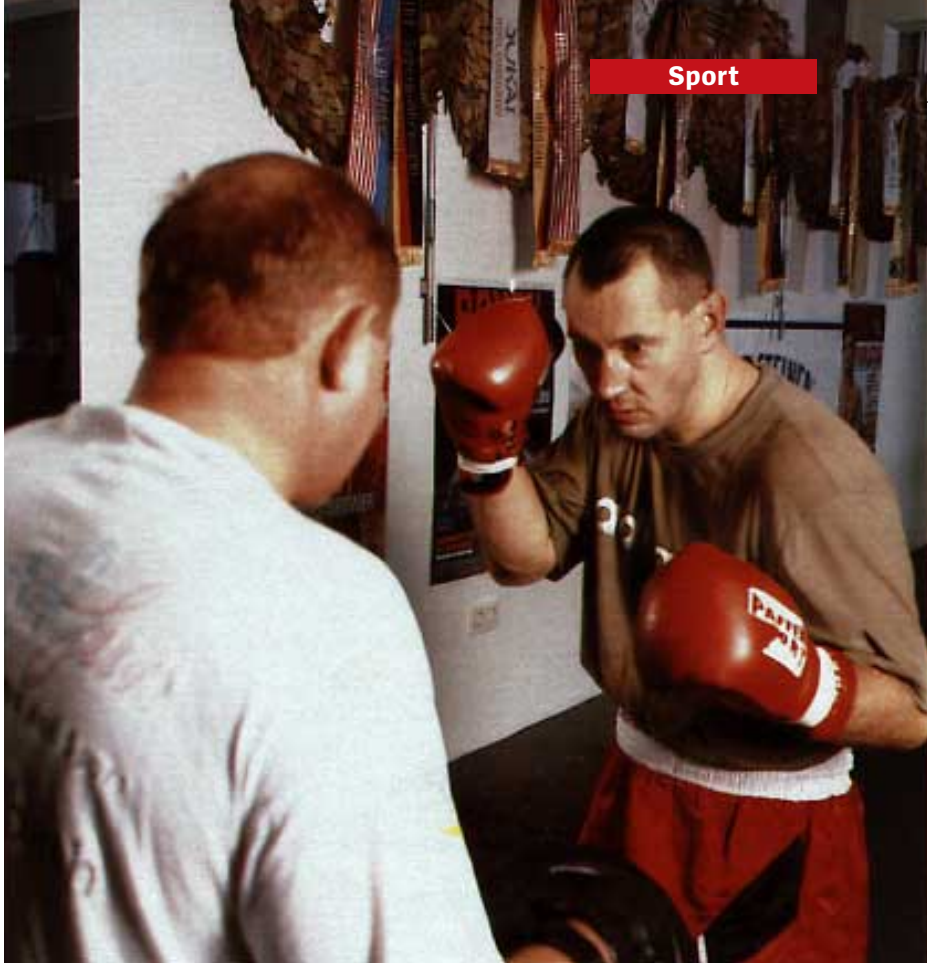
So sei Deisler auch nicht zufällig mit dem künftigen Bayern-Anteilseigner Adidas durch einen Werbevertrag verbunden. Aus Herzogenaurach bezog der Badener schon mit 16 Jahren wegen unterschiedlich großer Füße kostenlos Spezialschuhwerk.

Auch zu Deislers Befindlichkeit würde ein Wechsel nach München passen. Dort könnte er in einer Masse von Stars bis zur Erholung untertauchen. Angeblich gibt es bis zur Winterpause keine Entscheidung. Denn zurzeit, ließ Deisler wissen, sei ihm „alles zu viel“.

JÖRG KRAMER

Werbeseite

Werbeseite



DIRK KRÜLL

Schwergewichtsprofi Sidon: *Einzelkämpfer gegen das Establishment*

BOXEN

Showdown für Rocky

Als Thai-Boxer prügelte er sich in den Oben-ohne-Bars von Pattaya. Dann wollte Andreas Sidon ein richtiger Boxprofi werden. Das Machtkartell der Manager hat er schon mal aufgebrochen.

Zu Hause in Steinbach bei Gießen ist der Mann mit den grauen Schläfen ein Held. Wenn Andreas Sidon morgens joggen geht, winken ihm Schulkinder zu. Wenn er nachmittags zu Trainingszwecken im Wald mit einem großen Hammer auf Baumstümpfe eindrischt, stoppen Spaziergänger beeindruckt ihren Marsch.

„Rocky aus Steinbach“, so wird Sidon, 39, im hessischen Idyll genannt. Die Ehrerbietung fand ihren Ursprung, als der gelernte Landschaftsgärtner der ansonsten eher ereignisarmen Region ein, wie er sagt, „kulturelles Highlight“ bescherte.

Im Mai organisierte der allein erziehende Vater von zwei Kindern in der Gießener Kongresshalle einen Boxabend. Tochter Saskia, 9, und Sohn Albano, 7, trugen die Deutschland-Flagge in den Ring. Dann stieg Papa höchstselbst ins Geviert, schlug überraschend einen Algerier namens Farhat Schanuna k.o. – seitdem ist er Internationaler Deutscher Meister.

Und die hiesige Faustkampf-Szene war mal wieder düpiert. Schon dass ein Profi einen Auftritt selbst inszenierte, war ein Novum. Dass der Schwergewichtler Sidon überdies den zweitwichtigsten nationalen Titel errang, ist ungefähr so blamabel für die Zunft, als würde sich Energie Cottbus für die Champions League qualifizieren.

Denn für gewöhnlich funktioniert das Berufsboxen so: Einer der beiden führenden Promoter, Willfried Sauerland aus Köln und Klaus-Peter Kohl aus Hamburg, entdecken einen begabten Faustkämpfer und lassen ihn im Rahmenprogramm ihrer großen Veranstaltungen ein paar überforderte Gegner niederstrecken. Dann fahnden sie im Wirrwarr internationaler Verbände nach einem Titel, der vakant oder dessen Träger bereit ist, selbigen zu riskieren – wenn nur die Börse stimmt.

Die Klitschkos sind so groß geworden, Henry Maske und sogar ein Sanftblut wie Axel Schulz. Sidon jedoch hat in dieses Marketing-Raster nie gepasst. Schon weil er erst mit 30 Jahren mit dem Boxen angefangen hat. Er hängte sich einen Sandsack in den Keller und erlernte die wichtigsten Techniken selbst. Vor zwei Jahren beschloss er dann, Profi zu werden – da war er 37.

Seither hat die Branche keine Ruhe mehr. Mal verhöhnt der angejahrte Autodidakt den Wahl-Hamburger Witalij Klitschko unverhohlen als „Weichei“. Dann mokiert er sich über die „üblen Machenschaften“ der deutschen Promoter, die ihn wegen seines Alters ignoriert hätten.

Lange Zeit wurde der Selfmade-Boxer wegen dieser Renitenz von den Mächtigen des Geschäfts als „unverbesserlicher Spinner“ abgetan. Doch seit er einen großen Titel trägt, genießt er Wertschätzung.

So fragte Sidon kürzlich im Rahmen eines Boxabends in Köln eher beiläufig bei Manager Sauerland an, ob der einen Kampf für ihn ausrichten wolle. Unverhofft willigte der Impresario ein: Am kommenden Samstag verteidigt Sidon im Kölner Eisstadion seinen Titel gegen Balu Sauer – der Russe ist Profi in Kohls Boxstall „Universum“, der erfolgreichsten Kaderschmiede in Deutschland.

Sidon, der sich bis vor kurzem noch als Opfer „einer großen Verschwörung“ der einflussreichen Promoter wähnte, findet den unvermittelten Karriereschub nur gerecht. Schließlich handelt es sich bei ihm nicht um einen Rummelboxer. Als Amateur wurde er 1999 mit dem 1. BC Magdeburg deutscher Mannschaftsmeister. Mit Sven Ottke, dem Mann, der heute Deutschlands einziger Weltmeister ist, kämpfte er gemeinsam für Sparta Flensburg.

Auch der Verlauf seiner Profikarriere bestätigte Sidon in dem Glauben, dass er das Zeug zum Champion hat. Von seinen bislang 15 Fights gewann er 12. Einmal wurde er sogar berühmt.

HANS RAUCHENSTEINER

Promoter Kohl, Sauerland
„Goodwill-Aktion“ für den Außenseiter

Es war im Sommer 1999, es war Sidons zweiter Profikampf. Ein Veranstalter aus Prag hatte ihm 15 000 Mark geboten, wenn er mit einem Russen namens Nikolai Walujew über sechs Runden geht. Es war ein unmoralisches Angebot.

Sidon misst 1,95 Meter. Gegen Walujew, 2,12 Meter groß, 157 Kilogramm schwer, ist er ein Wicht. Nach drei Runden brach der Ringrichter die einseitige Prügelei im Luzerna-Theater ab. Doch dann geschah das Außergewöhnliche. Sidon wankte auf Walujew zu und rief: „Komm, ich kann noch.“ Die Bilder, wie die Boxer einfach

Werbeseite

Werbeseite

CINETEXT

Sidon-Vorbild Stallone*: *Auftritt im eigenen Film*

weiterkämpften, wie der Referee kopfschüttelnd den Ring verließ, gingen um die Welt.

Danach war die Hölle los. Sidon wurde zu Günther Jauchs „Stern TV“ eingeladen und in das sonntägliche Sportmagazin des NDR. Er träumte von großen Verträgen, großen Kämpfen, vom großen Geld. Er ließ sich Autogrammkarten drucken, auf denen sein Kampfname steht: „German Gladiator“.

* In „Rocky II“ 1980.

Dummerweise hatte Sidon erst spät erkannt, dass er nur herumgereicht wurde wie ein Tanzbär, der eine besonders lustige Nummer vorgeführt hatte. Der Gladiator blieb in chronischer Geldnot, bis heute wohnt er in einem 40-Quadratmeter-Apartment. Wenn Besuch über Nacht bleibt, muss er mit seinen Kindern im Wohnzimmer auf dem Boden schlafen.

Sidon versuchte sich selbst zu managen. Er schaffte sich ein Handy an und ein Autotelefon. Er richtete sich einen Schreibtisch ein, auf dem die Biografie von Muhammad Ali liegt. Und er fertigte eine Pressemappe an. Das Bulletin ist ziegeldick, er nennt es „meine Story“. Es ist das Beste, was er neben seinen Fäusten zu bieten hat.

Als Zehnjähriger verlor der gebürtige Wuppertaler seine Eltern durch einen Autounfall und schon bald den Überblick über das Leben. Er brach die Schule ab, prügelte sich auf Volksfesten und bekam Ärger mit der Polizei. Er machte eine Ausbildung, blieb aber nicht lange in seinem Beruf. Stattdessen folgte er komischen Ideen, ging nach Thailand, lernte die Kampfsportart Thai-Boxen. Am Ende prügelte er sich für Geld in den Oben-ohne-Bars von Pattaya. Mit einer Frau, die von ihm ein Kind erwartete, ging er zurück nach Deutschland, jobbte als Türsteher in einer Frankfurter Techno-Disco, später als Rausschmeißer in einem westfälischen Puff. Die Frau verließ ihn. Es schien, als würde er sein Leben nicht in den Griff bekommen. Doch dann entdeckte er den Faustkampf. Ein Boxermärchen eben.

Es dauert vier Stunden, bis Sidon die ganze Geschichte erzählt hat. Am Ende fragt er: „Reicht das für eine Talkshow?“

Wahrscheinlich hat Willfried Sauerland etwas anderes dazu bewogen, Sidon eine Chance zu geben. Vielleicht der Brief, den Sidon ihm schickte, um die Sache mit dem Kampf festzumachen. Sidon schrieb: „Sehr geehrter Herr Sauerland, ich möchte vorschlagen, dass Sie nach dem Kampf entscheiden dürfen, wie viel er Ihnen wert war und mich dann der Leistung entsprechend entlohnen.“ Mit freundlichen Grüßen.

Sauerland hat 50 000 Mark für den Kampf bezahlt. Er bezahlt auch das Hotelzimmer in Köln. Er lässt Sidon in seiner schicken Trainingshalle an den blank polierten Kraftmaschinen arbeiten. Es sei eine „Goodwill-Aktion“, erklärte Sauerland-Geschäftsführer Eckhard Klein.

Längst weiß auch Andreas Sidon, dass es sich bei dem Kampf gegen Balu Sauer um eine Art Showdown handelt. Der Einzelkämpfer gegen das Establishment. Wenn

J. WOLF

Amateur-Meister Sidon (vorn, 1999), Magdeburger Team: *„Reicht das für eine Talkshow?“*

der Querulant verliert, ist er ein für alle Mal aus dem Geschäft. Und der deutsche Boxsport hätte ein Image-Problem weniger.

Vorvergangenen Dienstag erschien Andreas Sidon zum ersten Training. Er hatte den Vorsatz, sich nicht zu blamieren. Doch dann ging alles schief.

Am Morgen hatte er vor Nervosität Durchfall bekommen. Sein Gesicht war blass, seine Arme hingen schlaff herunter. Seinen Unterleibschutz trug Sidon unter statt über der schwarzen Boxhose. Es wirkte, als stecke er in einer riesigen Windel.

Während er sich noch warm machte, wartete schon ein dunkelhäutiger Engländer auf ihn. „Wer wird mein Sparringspartner sein?“, rief Michael Sprott in den Raum. „Ein sehr alter Mann“, witzelte ein Betreuer laut. „Gut“, sagte Sprott, „dann verhaue ich eben einen alten Mann.“

Eine Stunde später saß Sidon in der Sauna. Seine linke Braue war angeschwollen, sein Kopf tat im weh. Der Brite hatte ihn windelweich geprügelt. Am Ende wäre Sidon fast k.o. gegangen, weil er keine Kraft mehr hatte, die Deckung oben zu halten.

Hat er überhaupt eine Chance gegen Balu Sauer? Sein Coach zuckt mit den Schultern. Manfred Jassmann war in den achtziger Jahren mal Europameister, dann kam er in den Knast, jetzt trainiert er Sidon. Dieser Sauer, sagt Jassmann, sei jung und groß und stark und schnell und technisch versiert. Doch im Boxen entscheide ja auch die Moral.

„Ich werde nicht mal dann aufgeben, wenn mir schon alle Zähne rausgeflogen sind“, hat Sidon sich geschworen. Er weiß, wie das geht. Er hat das beim Thai-Boxen, der härtesten aller Kampfsportarten, gelernt. Sidon will Sauer zermürben.

Er will es so machen wie der Filmheld Rocky. Auch Rocky kämpfte gegen das Establishment – und um seine Existenz. Sidon liebte als Junge die „Rocky“-Streifen mit Sylvester Stallone. Nun spielt er seinen eigenen Film.

Er hat schon Pläne, wie es weitergehen könnte. Er will als Nächstes gegen Kohl-Mann Luan Krasniqi oder Rene Monse um die deutsche Meisterschaft boxen. Oder gleich Witalij Klitschko fordern.

Und was ist, wenn er verliert?

Dann will er jemanden suchen, der aus seiner Story ein Drehbuch zimmert. Das Boxmärchen soll immer weitergehen. Er würde die Hauptrolle in dem Film auch selbst spielen: „Ich kann mir nämlich gut Texte merken.“

GERHARD PFEIL

MYSTERIUM GERMANIAE

Nach zwei selbst verschuldeten und verlorenen Weltkriegen suchen Deutsche ihre Identität eher in Europa als in der eigenen Nation – warum eigentlich? Plädoyer für ein entkrampftes Selbstwertgefühl. / **VON RICHARD SCHRÖDER**

HUGO JAEGER / TIMEPIX (L.); ULLSTEIN BILDERDIENST (R.)

Hitler in Hamburg (1939): *Historische Hypothek auf dem Weg zur Mündigkeit*

Die Aktion lief unter dem Motto „Kochen für ein weltoffenes Deutschland“. Ein Küchenmesser-Händler hatte Meisterköche engagiert, die für 200 Mark pro Person ein fabelhaftes Menü zauberten. Die Köche verzichten auf ihr Gehalt, die Hälfte der Einnahmen soll an eine Initiative gegen Ausländerfeindlichkeit gehen, was noch das Beste an der Sache ist.

Auf die Frage, wie diese Idee zu Stande gekommen sei, antwortete einer der Teilnehmer: „Diese Neonazis, da dürfen wir nicht länger wegsehen.“ Deshalb wolle er jetzt etwas dagegen tun, also „Kochen gegen rechts“. Ich wünsche guten Appetit beim Schmausen gegen das Grausen.

Zum Jahrestag der Befreiung von Auschwitz fand diesmal in Berlin eine prominent besetzte Veranstaltung statt. Motto: „Wehret den Zuständen“, denn, so erklärte eine Rednerin, die Anfänge hätten wir ja bereits hinter uns. Gemeint waren die Anfänge des Weges nach Auschwitz. Das ist zwar haarsträubender Unfug, hat aber den Beifall nicht geschmälert.

„Wehre den Anfängen“, hatte Ovid in Sachen Flirt geraten, es könnte schneller ernst werden mit der Liebe, als es einem hinterher lieb ist. Unter Deutschen ist das liebliche Zitat ein bleischwerer Klotz im Betroffenheitsritual geworden. Tu etwas! Später ist zu spät. Aber was eigentlich? Beispielsweise kochen gegen rechts.

Auch ein anderes Zitat hat der tiefsinnige Deutsche für seine Rituale lieb gewonnen: „Denk ich an Deutschland in der Nacht …“ Die Pünktchen beweisen Kennerschaft – auch Heinrich Heine wusste also schon vom Fluch, der auf Deutschland lastet. Stimmt das so wirklich? Das wollte ich doch mal genau wissen.

„Nach Deutschland lechzt ich nicht so sehr, wenn nicht die Mutter dorten wär. Das Vaterland wird nie verderben, jedoch die alte Frau kann sterben.“ Folglich: Kein metaphysisches Mysterium Germaniae, sondern die Sohnesliebe brachte Heine um den Schlaf. Und die da Heine mit besorgter Miene zitieren, haben sicherlich keine Schlafstörungen Deutschlands wegen. Sie behaupten bloß, dass man sie haben müsste. Sie leben nicht schlecht und essen gut, aber zwischendurch heben sie ab und müssen böse Geister bannen.

So etwas Ähnliches ist unserem Heine schon 1844 aufgefallen: „Franzosen und Russen gehört das Land, das Meer gehört den Briten, wir aber besitzen im Luftreich des Traums die Herrschaft unbestritten.“ Inzwischen haben wir unsere Herrschaft um das Luftreich des Alptraums erweitert.

Da wäre die Berliner Republik allerdings auf Dauer schlecht aufgehoben. Gespensterfurcht ist nicht ganz harmlos. Sie macht das Haus, in dem man an sich gut leben könnte, unheimlich. Sie macht angesichts der eingebildeten ganz großen Bedrohung blind für scheinbar banalere, gleichwohl ernste Gefahren. Ganz zu schweigen von den verheerenden Auswirkungen, wenn wirkliche Menschen als die bösen Geister

Vereinigungsfeier am 3. Oktober 1990 in Berlin: *Schwierigkeiten mit dem „Wir“*

gebrandmarkt werden – wie vergangenes Jahr in Sebnitz.

1990 ist Deutschland in die Mündigkeit entlassen worden und die DDR in die Freiheit. Aber Mündigkeit und Freiheit verlangen den Menschen auch etwas ab. Das Leben unter Vormundschaft mit beschränkter Haftung hatte auch seine Bequemlichkeiten und bot Platz für Marotten.

Dazu kommt: Wir haben Schwierigkeiten mit diesem „Wir“: Wir Deutsche. Deutschland ist keine Idylle. Probleme haben wir genug. Es sind aber im Wesentlichen dieselben, die unsere Nachbarn haben, die Probleme einer modernen Gesellschaft im Zeitalter der Globalisierung.

Deutschland hat keine historische Mission, aber es steht unter einem geographischen Imperativ: Das europäische Land mit den meisten Nachbarn muss sich wie kein anderes vor zwei Sonderwegen hüten – der Selbstvergrößerung und der Selbstverkleinerung. Beides, nicht der Größenwahn allein, stiftet Misstrauen bei den Nachbarn. Sie erwarten, dass wir leisten, was wir nach unserer tatsächlichen Potenz tatsächlich leisten können.

Dass wir uns mit dieser Einsicht so schwer tun, liegt nicht zuletzt an der Gegenwart unserer Vergangenheit. Denn diese anzuerkennen, ohne dass sie uns zum Klotz am Bein auf dem Weg zur Mündigkeit wird und als Ausrede dient – das ist noch nicht geleistet.

Mitte der neunziger Jahre bin ich nach Washington eingeladen worden zu einer kleinen Gesprächsrunde von Deutschen mit Amerikanern, die an amerikanischen Hochschulen über den Holocaust lehren. Ein Teilnehmer trug Folgendes vor: Auch unter den amerikanischen Juden wirke sich die Säkularisierung aus. Viele verstehen sich nicht

KLAUS MEHNER

RICHARD SCHRÖDER
ist Mitglied des brandenburgischen Verfassungsgerichts. Schröder, 57, hat einen Lehrstuhl für Philosophie an der Theologischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität inne. Als Teilnehmer des „Runden Tisches“ ist er maßgeblich am demokratischen Umbruch der DDR beteiligt gewesen und wurde in der frei gewählten Volkskammer Fraktionschef der SPD. Schröder, dem in der DDR die akademische Laufbahn versperrt war – er amtierte als Pfarrer und Kirchendozent –, beteiligt sich auch in der neuen Republik am politischen Streit. Für Kontroversen sorgte sein Vorschlag in der Mahnmaldebatte, die Holocaust-Opfer mit einer schlichten Gedenkstätte und der Inschrift „Du sollst nicht morden“ zu ehren.

mehr von Gottes Erwählung her, sondern sehen ihre Identität im Holocaust begründet: die Juden, das Volk der unsäglichen Opfer. Diese Identität sei aber, einer Waage gleich, nur stabil, wenn die Deutschen den Holocaust in ihre Identität aufnehmen und sich als das Volk der Täter verstehen.

Ich habe geantwortet, das sei unmöglich. Das würde ja heißen, dass wir uns als das verworfene Volk definieren. Jedes Volk sei frei in der Definition seiner Identität. Mit der Selbstdefinition über andere aber hätten wir Deutschen sehr schlechte Erfahrungen gemacht – wir haben uns nämlich viel zu lange über den Erbfeind Frankreich definiert. Eisiges Schweigen. Da muss ich wohl etwas Unpassendes gesagt haben.

Auch etwas Verkehrtes? Nein. Wir sind aber jetzt an einem Punkt, an dem sich kleine Missverständnisse verheerend auswirken und Beifall von der falschen Seite alles ins Zwielicht rücken kann.

Die Verbrechen der Nazi-Zeit sind unaufhebbar Teil der deutschen Geschichte. Unser nationales Erbe ist mit dieser Hypothek belastet. Wer dafür haftet, ist seit 1990 klarer als zuvor. Haften soll hier heißen: die Hypothek einer historischen Schuld anerkennen, sie weder leugnen noch verkleinern, noch aufrechnen.

Passé sind jedenfalls zwei deutsche Ausreden – der Antifaschismustrick der DDR, die Ostler gehörten an der Seite der Sowjetunion zu den Siegern der Geschichte, und ebenso die westliche Patentformel, die Vertröstung auf einen zukünftigen Friedensvertrag. Denn wir haben inzwischen den „Vertrag über die abschließende Regelung in bezug auf Deutschland“ (Zwei plus Vier) vom 12. September 1990. Wer haftet, ist also endgültig klar: Wir, Deutschland. Deshalb muss auch klar sein, wofür wir haften.

Sicherlich: Finanzielle Haftung kann nicht adäquat, sondern nur symbolisch sein und muss – schon der Rechtssicherheit wegen – begrenzt werden. Aber was damals geschehen ist und warum, muss uns bewusst bleiben. Es ist deshalb auch ganz in Ordnung, dass das Interesse an der Nazi-Zeit seit 1990 eher stärker als schwächer geworden ist. In Ostdeutschland muss das Zerrbild des Antifaschismus-Mythos korrigiert werden.

Denn der definierte den „Faschismus“ (vom „Nationalsozialismus“ sprach man aus nahe liegenden Gründen lieber nicht) als die Ideologie der aggressivsten Kreise des Monopolkapitals und sah dessen Hauptverbrechen in der Verfolgung der Kommunisten und dem Krieg gegen die Sowjetunion. Die Faschisten, das waren immer die anderen. „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch“ (Brecht), drüben nämlich in der kapitalistischen Bundesrepublik. Diese Klassenkampfperspektive war eine salvierende Verharmlosung.

Protest gegen die Einheit*: *Jeder blamiert sich, wie er kann*

Dagegen hat sich nach anfänglichem Zögern die westdeutsche Öffentlichkeit schonungslos dem Hauptverbrechen gestellt, der Massenvernichtung vor allem der Juden und ihrer Ermöglichung durch massenhaft bejahte, mindestens aber tolerierte Entrechtung von Mitbürgern. Der Schoß, aus dem das kroch, war nicht eine Klasse, sondern Blindheit, Verführbarkeit und falsche Begeisterung der Mehrheit unserer Eltern und Großeltern. So etwas sich einzugestehen fällt immer schwer und ist auch international nicht gerade üblich.

Wenn ich das alles anerkenne, warum widerspreche ich dann der Forderung, diese Verbrechen in unsere nationale Identität aufzunehmen?

Weil wir auch von einem Mörder, der seine Tat gestanden hat, nicht erwarten dürfen, dass er in Zukunft auf die Frage „Wer bin ich?“ nur dies eine zu sagen weiß – ein Mörder. Nein, werden wir entgegnen: Du warst nie nur ein Mörder, und du hast auch eine andere Zukunft als nur dieses Stück deiner Vergangenheit.

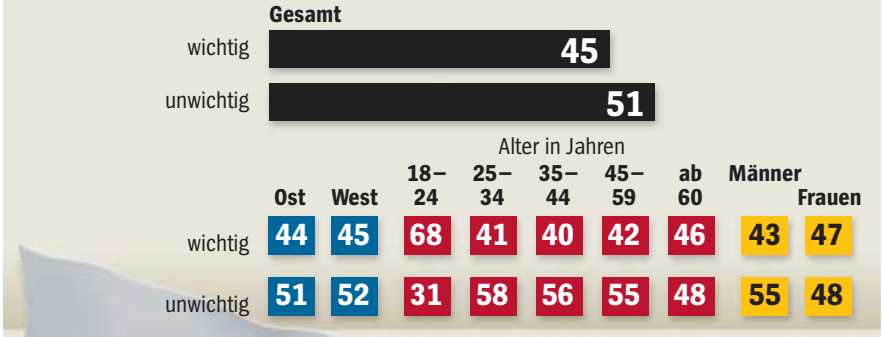
Wenn aber so jemand anfinge, damit zu kokettieren, dass er ein Mörder ist, sich also mit seiner Verworfenheit interessant machte, wäre das unerträglich.

So etwas gibt es auch unter uns, den Nationalismus mit negativem Vorzeichen. 1990 wurde in Berlin und Frankfurt am Main demonstriert unter den Losungen „Deutschland muss sterben, damit wir leben können“ und „Nie wieder Deutschland“. An Berliner Hauswänden habe ich gelesen: „Deutschland, halt's Maul.“ Jeder

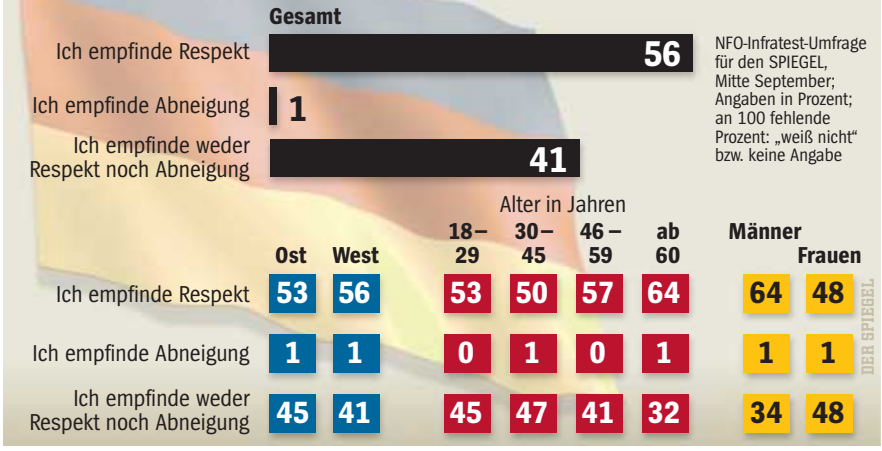
* In Frankfurt am Main 1990.

Nationale Gefühle

„Halten Sie das Thema „nationale Identität und Nationalstolz“ für wichtig im kommenden Bundestagswahlkampf?“



„Welche Bedeutung hat für Sie die Bundesfahne?“



NFO-Infratest-Umfrage für den SPIEGEL, Mitte September; Angaben in Prozent; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“ bzw. keine Angabe

DER SPIEGEL

Werbeseite

Werbeseite

demonstriert, wie er will. Aber er blamiert sich auf eigene Rechnung. Und das muss man ihm nicht verheimlichen.

Der westliche Kult um das schreckliche Mysterium Germaniae hat mich 1990 völlig überrascht. Das muss ich erklären. Die DDR-Verfassung von 1949 war ebenso wie die DDR-Hymne für ganz Deutschland gemacht. „Es gibt nur eine deutsche Staatsbürgerschaft."

„Glück und Frieden sei beschieden Deutschland, unserm Vaterland", reimte unser unglücklicher Kulturminister Johannes R. Becher. Die ersten Jugendweihe-Teilnehmer sind noch auf den Kampf für die Einheit Deutschlands verpflichtet worden. In den siebziger Jahren aber verlor die Nationalhymne ihren Text. Nur noch Noten standen im Schulbuch.

Unter Erich Honecker wurde die Verfassung von 1968, unsere zweite, revidiert. Aus dem „sozialistischen Staat deutscher Nation" wurde der „sozialistische Staat der Arbeiter und Bauern". Das Kennzeichen „D" musste von den Autos abgeschraubt werden, da kannte unsere Polizei kein Pardon. Und die Fahne hatte noch unter Walter Ulbricht das Emblem („Blemblem" genannt) bekommen: Hammer und Zirkel im Ährenkranz.

Von polnischen, tschechoslowakischen, ungarischen Kommunisten hörten wir, sie seien erstens Polen, Tschechoslowaken, Ungarn und zweitens Kommunisten. In der DDR dagegen musste das Wort „sozialistisch" das Wort „deutsch" übertönen. Honecker machte sich als sozialistischer Besserwisser bei seinen Kollegen unbeliebt.

Aber der Gedanke an die deutsche Einheit, im Osten nunmehr als revanchistisch geächtet, im Westen nicht selten als reaktionär apostrophiert, entwickelte eine heimliche subversive Kraft gegen die Diktatur, nicht auf Papier, selten in Worten, aber in den Köpfen, als Fluchtgedanke: nichts wie weg hier und nach drüben!

Drüben, das war weder die Schweiz noch Österreich, wo man auch ohne Fremdsprache durchkommt, sondern „der Westen" Deutschlands.

Dann kamen die Herbstdemonstrationen. Noch vor dem Fall der Mauer forderten Plauener Demonstranten die deutsche Einheit, aufgebracht durch die Sperrung der Grenze zur ČSSR und die durchreisenden Züge mit den Prager Botschaftsflüchtlingen. Am 20. November 1989 skandierten die Leipziger Montagsdemonstranten aus der DDR-Nationalhymne „Deutschland einig Vaterland".

DPA

Bundeswehrsoldaten in Auschwitz (1999): *Ein verworfenes Volk?*

Das war noch schlitzohrig mit Rückversicherung: Die Nationalhymne wird man doch wohl zitieren dürfen. Dazu ein Meer von Fahnen, schwarz-rot-goldenen und grün-weißen sächsischen, denn auch die waren seit der Abschaffung der Länder (1952) verboten.

Ich weiß noch genau, wie westliche Kommentatoren, inzwischen reichlich in Leipzig vor Ort, indigniert waren über das Fahnenmeer. Sie sahen die republikanische Revolution „Wir sind das Volk" umkippen in nationalistische Selbstüberhebung. Weit gefehlt. Sie haben das Loch in den Fahnen übersehen, das herausgeschnittene Emblem.

Gemeint war der Widerruf der DDR. Und die war die Selbstüberhebung schlechthin: Westdeutschland um eine Menschheitsepoche voraus, Sieger der Geschichte und die wahre Demokratie.

Die DDR-Bevölkerung hatte lange schon ihre Witze über das sozialistische Sendungsbewusstsein gemacht: „Der Kapitalismus steht vor dem Abgrund, wir sind einen Schritt weiter." Nun aber hatten die Menschen endgültig genug davon, das eingesperrte Versuchskaninchen in einem längst gescheiterten Experiment abzugeben, sie wollten endlich einfach Deutsche sein.

„Wir sind ein Volk" hieß zuerst: Helft uns, wir gehören doch zusammen. Dass sich mit diesem Wunsch ein Wirtschaftswunder-Glaube verband, der enttäuscht werden musste, steht auf einem anderen Blatt. Aber nationalistischer Überhebung waren diese Losungen nicht entsprungen.

Der frei gewählten Volkskammer war sehr bewusst, dass die Rückkehr zur deutschen Identität einige Klarstellungen verlangte. In ihrer ersten Arbeitssitzung hat sie den eitlen Antifaschismus-Anspruch der DDR widerrufen und um Entschuldigung gebeten für das, was den Juden und unseren östlichen Nachbarn von Nazi-Deutschland angetan worden ist.

Auch für die Beiträge der DDR zum Einmarsch in die ČSSR und für die feindselige Israelpolitik haben wir Abbitte geleistet. Nicht wir Ostdeutschen haben uns 1990 der Selbstüberhebung schuldig gemacht, sondern diejenigen Westdeutschen, die damals nichts verstanden und den Vorwurf des Deutsche-Mark-Nationalismus erhoben haben.

Die alten Griechen haben sich den Mythos von den Gorgonen erzählt. Das sind die Göttinnen des Schreckens. Wer die Gorgonen, das Schreckliche also, anblickt, versteinert. Perseus besiegt die Schreckensgöttin Medusa, indem er sie durch den Spiegel seines Schildes, indirekt also, betrachtet. In diesem Mythos steckt Weisheit.

Der unmittelbare Anblick des Schrecklichen lässt erstarren. Das gilt auch für die Bilder der Leichenberge. Sie sind zur täglichen Betrachtung schlechterdings ungeeignet. Auch beim Schrecklichen gibt es, wie beim Intimen, das schamlose Begaffen. Wer hier den Blick abwendet, beweist nicht unbedingt Gleichgültigkeit gegenüber den Opfern, viel eher ein Wissen von der lähmenden, versteinernden, traumatisierenden Macht des Schrecklichen.

Vor dem KZ Stutthof in Polen steht ein Schild, das Kindern unter 14 Jahren den Zutritt verwehrt. Nicht überall wird also behauptet, man könne diese Bilder des Schreckens nicht oft genug zeigen und sehen.

Wir können das Schreckliche nur gespiegelt verkraften. Solche Spiegel, durch die wir uns die Schrecken der Nazi-Zeit vergegenwärtigen können, ohne zu versteinern, sind Geschichten, Biografien, wie das Tagebuch der Anne Frank oder das von Victor Klemperer. Sich mit solchen Schicksalen zu identifizieren ist etwas an-

„Allen Grund haben wir, uns vor uns als handlungsfähiger Einheit zu fürchten ... Wir kommen an Auschwitz nicht vorbei."

Günter Grass (1990)

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

deres als sich mit den Verbrechen der Nazi-Zeit zu identifizieren oder eben: sie in unsere nationale Identität aufzunehmen.

Nachvollziehbar ist, dass jemand, den der Anblick des Schrecklichen gelähmt hat, sagt: Ich kann nicht mehr darüber froh werden, ein Deutscher zu sein. Das sollten wir respektieren. Manchmal hören wir aber ganz andere Töne, kein Leiden an der deutschen Geschichte, sondern einen neuen Stolz: Über so etwas Beschränktes wie die nationale Identität sind wir erhaben, wir sind Europäer, wir sind postnational.

Das ist bloß ein Trick, wieder etwas ganz Besonderes zu sein und auf die Beschränktheit der anderen hinabzuschauen, die gern oder auch stolz Franzosen, Polen oder Dänen sind.

jenigen, die erklären: „Ich fühle mich nicht als Deutscher."

Wenn jemand hinkt, werden wir ihn deswegen nicht bloßstellen. Wer aber behauptet, Hinken sei die einzig moderne Fortbewegungsart, und wer das nicht begreife, der sei zurückgeblieben, macht sich lächerlich.

Bei Jugendtreffen der Ostsee-Anliegerstaaten stellt jede Delegation ihre Landesfahne vor sich auf den Tisch, nur die Deutschen nicht. Sie halten das für Nationalismus. Die anderen halten das nach anfänglicher Verwunderung nunmehr für eine deutsche Macke.

In den skandinavischen Ländern sieht man vor vielen Wochenendhäusern die Landesfahne gehisst – unvorstellbar in Deutschland. Bitte, wir müssen das nicht

schwarz-rot-goldene Fahne, sondern die schwarz-weiß-rote schwingen.

Wie kommen wir zu einem goldenen Mittelweg? Sicher nicht, indem wir nun unsere Flagge wie einen Gesslerhut grüßen und Einbürgerungswillige zu Prüfungszwecken die Nationalhymne vorsingen lassen. Aber die Bedeutung, die wir einer Sache zumessen, ist am Aufwand ablesbar, den wir für sie treiben.

In Deutschland wird für die Aufnahme in einen Kegelverein oft ziemlicher Aufwand getrieben, bei der Einbürgerung dagegen werden die Papiere meist rübergeschoben wie eine Baugenehmigung. Das hat mir erstaunt eine Australierin erzählt, die Deutsche geworden ist. Für sie war das eine Lebenswende, für den Beamten Papierkram.

DIE GEGENWART DER VERGANGENHEIT

SÜDDEUTSCHER VERLAG

ULLSTEIN BILDERDIENST

Zerstörte DDR-Fahne in Berlin (1990)
Abschied vom „Blemblem"

DPA

Sprengung des Berliner Stadtschlosses (1950), Stadtschloss-Attrappe (1993): *Hinrichtung der deutschen Geschichte*

Europa ist keine Nation, sondern der Kontinent der Nationen, die zum Staatenbund zusammenrücken. Zur Ersatznation taugt es nicht. Für eine Nation „Europa" ist in Europa derzeit nur noch auf dem Wasser Platz, das Land ist bereits vergeben – oder eben „im Luftreich des Traums".

Dort schweben diejenigen, die bloß Europäer sein wollen. Die ordinäre Zugehörigkeit zu einer der europäischen Nationen ist ihnen „ein Erdenrest, zu tragen peinlich" (Goethe).

Wer sagt: „Ich fühle mich nicht als Vater", den fragen wir, ob er Kinder hat oder nicht. Wenn ja, dann stimmt etwas mit seinen Gefühlen nicht. Dasselbe gilt für die-

nachmachen, sollten aber ganz schnell den Hochmut ablegen, wir seien deshalb den Skandinaviern eine Menschheitsepoche voraus. In Wahrheit hinken wir.

Wir sind verklemmt, wenn es um die deutsche Nation geht, und wir sollten aus der Not keine Tugend machen. Wir überlassen sonst das Thema den Falschen, die aus der Not ein Laster machen. Denn diejenigen, die so gern zum Provozieren auf unseren Straßen martialisch marschieren, hinken auch, bloß in die andere Richtung. Sie lehnen ja in Wahrheit unser Deutschland ab, wenn sie nicht unsere Nationalhymne, sondern die erste Strophe des Deutschlandlieds singen und nicht die

„Natürlich ist es wünschenswert, dass die Schülerinnen und Schüler Respekt vor unserer Fahne haben und das Deutschland-Lied können."

Der hessische Ministerpräsident Roland Koch in „Bild am Sonntag" (2001)

Weil wir offenbar immer etwas Besonderes sein wollen, haben manche von uns den Nationalismus durch peinlichen Moralismus ersetzt. Das lässt sich am Antiamerikanismus illustrieren, der gerade mal wieder durch die Feuilletons geistert, weil manche die Amerikaner für hochgradig belehrungsbedürftig in Sachen Terrorismusbekämpfung halten.

Der Verband deutscher Schriftsteller, der in seiner Abkürzung (VS) das „d" meidet, hat in einer Erklärung zu den „Ereignissen" vom 11. September davor gewarnt, ganze Völker und Regionen für die Anschläge verantwortlich zu machen – so weit, so gut, aber überflüssig –, „damit der Geist vom 9. November 1938 nie wieder Fuß fassen kann". Dass demnächst deutschlandweit mit staatlicher Deckung nachts die Moscheen brennen könnten, ist doch wohl ein bisschen weit hergeholt.

Oder nehmen wir die bioethische Debatte. In innereuropäischen Diskursen wird gelegentlich von deutscher Seite gesagt:

Wir haben da strengere Maßstäbe, unserer Geschichte wegen: Euthanasie, Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, verbrecherische Experimente an Menschen in den KZs. Es sollte uns zu denken geben, was die Briten dazu sagen: Erst erlaubt ihr euch die schlimmsten Verbrechen, und dann begründet ihr damit ein moralisches Sendungsbewusstsein. Verschont uns mit eurer Geschichte. Wir brauchen euren Nachhilfeunterricht in Sachen Ethik nicht. Wir sind selbst erwachsen.

Bei einer Anhörung über den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses hat ein West-Berliner einen Polen gefragt, was er als Pole empfände, wenn dieses Symbol Preußens wieder erstehen würde.

Der hat geantwortet: Wir haben die Marienburg wieder aufgebaut, denn die gehört auch zu unserer Geschichte. Sie war der Sitz des Deutschen Ritterordens, und der war wahrhaftig nicht immer nett zu den Polen. Das Stadtschloss und viele andere historische Gebäude hatte die SED gesprengt als symbolische Hinrichtung der deutschen Geschichte. Den Polen ist solcher historischer Waschzwang fremd – beneidenswert.

Kürzlich hatten wir einen heftigen Zank zur Leitkultur. Der Ausdruck war unglücklich, die Sache trivial und die Aufregung hysterisch. Die deutsche Kultur ist schon immer eine europäische gewesen, weil sie immer im Austausch gestanden hat mit den anderen europäischen Kulturen, wie jede Gemäldegalerie und die Massen von Übersetzungen hin und her seit Jahrhunderten beweisen.

Alle unsere Stil-Epochen sind europäisch. Nur deshalb konnten sich die Euro-Länder darauf verständigen, sie auf den Euro-Banknoten abzubilden.

Erst die Nazis haben diesen Austausch abgebrochen und damit die deutsche Kultur und Wissenschaft für mehr als zwölf Jahre ruiniert. Die Kommunisten haben dasselbe zum Glück nur inkonsequent betrieben. Wir sollten die Nazi-Zeit nicht länger als Sichtblende benutzen, die unser nationales Gedächtnis beschränkt. Dahinter liegen Schätze.

CHRISTIAN JUNGEBLODT

Demonstration gegen Fremdenfeindlichkeit*: *Umzingelt von Freunden*

Was heißt „Ich bin Deutscher“? Nichts Besonderes, aber etwas Bestimmtes. Zweierlei, die gemeinsame Erinnerung und der Wille zu einer gemeinsamen Zukunft, verbindet uns als Deutsche. Dazu gehört auch der Verfassungspatriotismus, weil das Grundgesetz ihn verdient. Aber doch noch mehr. Ich persönlich möchte mich weiterhin noch vieler anderer guter Dinge aus deutschen Landen und deutscher Geschichte erfreuen, zum Mindesten der Reformation und der Aufklärung.

Die Nation konstituiert ein „Wir“ – allerdings nicht das einzige. Es gibt daneben größere: „Wir Europäer“, und kleinere: „Wir Sachsen“. Konzentrische Kreise sind das. Und es gibt grenzüberschreitende: „Wir Ärzte“, „Wir Christen“, „Wir Frauen“.

Seitdem es wieder einen deutschen Nationalstaat gibt, hat das nationalstaatliche „Wir“ vor allen anderen drei Vorzüge: Nur auf dieser Ebene können wir wirksam handeln, nur auf dieser Ebene ist umfassender Rechtsschutz möglich. Und als Deutsche haben wir einen gemeinsamen Ruf. Es gibt gegen Ausländerfeindlichkeit und jugendliche Brutalität viele Argumente, über deren Bekehrungskraft wir uns allerdings keine Illusionen machen sollten. Es gibt auch ein nationales Gegenargument, und das ist nicht das schlechteste. Ihr blamiert uns. Ihr ruiniert Deutschlands Ruf in der Welt. Das lassen wir uns von euch nicht bieten.

Deutschlands Ruf sollte uns, den Weltmeistern im Reisen, schon aus Eigennutz am Herzen liegen, auch aus ökonomischem. Sorge haben wir dafür zu tragen, dass dieses Wir weder das Ich verschlingt noch ein exklusives Wir wird, das sich gegen Zuwanderung sperrt.

Seit dem 3. Oktober 1990 ist Deutschlands Lage so komfortabel wie noch nie in seiner Geschichte. Diesmal haben sich Einheit und Freiheit gereimt. Die russische Besatzungsmacht ist ohne einen Schuss abgezogen. Das dürfen wir Russland nicht vergessen.

Erstmals in seiner Geschichte lebt Deutschland in allseits anerkannten Grenzen, umzingelt von Freunden. Denn Deutschland in den Grenzen des 3. Oktobers 1990 ist das ganze Deutschland. Wer anderes behauptet, spinnt. Und wir sind durch die europäische und atlantische Einbindung vor der deutschen Krankheit, den Sonderwegen, so gut geschützt wie noch nie.

Was eigentlich soll uns noch um den Schlaf bringen, wenn wir an Deutschland denken?

* Vor der Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin am 9. November 2000.

ENDE DER SERIE

Eine Zusammenfassung erscheint am 4. Oktober als SPIEGEL special: „Die Gegenwart der Vergangenheit – der lange Schatten des Dritten Reichs“. Das Heft kostet 9,80 Mark.

Werbeseite

Werbeseite

POLEN

„Sehr kompliziert und politisch riskant“

Bronislaw Geremek, 69, Chef der liberalen „Freiheitsunion“ und ehemaliger Außenminister, über die Niederlage seiner Partei und die Schwierigkeiten einer Regierungsbildung

SPIEGEL: Ihre Partei und auch die des Premierministers Jerzy Buzek wurden gerade aus dem Parlament gewählt. Die Linke hat gewonnen. Erleben wir jetzt das Ende der Solidarność-Ära?

Geremek: Die Polen haben bei den Wahlen alles in Frage gestellt – wegen des schlechten Regierungsstils und der schwierigen Wirtschaftslage. Darunter hatten vor allem jene Parteien zu leiden, die aus der Solidarność hervorgegangen sind. Leider ist auch meine Partei gebeutelt worden, obwohl wir die Regierung schon vor mehr als einem Jahr verlassen haben. Ich glaube aber, dass wir uns bis zu den Regionalwahlen im nächsten Jahr erholen.

ARTUR PAWLOWSKI / REPORTER / EASTWAY

Geremek

SPIEGEL: Auch bei den Siegern herrscht keine gute Stimmung. Das Bündnis der Demokratischen Linken (SLD) hat keine Mehrheit im Parlament. Wird es eine Koalition geben?

Geremek: Die momentane Situation ist sehr kompliziert und politisch riskant. Das geringste Übel wäre die Bildung einer Minderheitsregierung durch Leszek Miller, den Spitzenkandidaten des SLD. Wenn es um eine rationale Wirtschaftspolitik und den Eintritt Polens in die EU geht, wird es schon Mehrheiten im Parlament geben.

SPIEGEL: Im Parlament sitzen mehrere populistische Parteien, die Stimmung gegen Europa machen. Gefährdet das den Eintrittsprozess Polens in die EU?

Geremek: Die Regierung muss alles dafür tun, dass es beim Referendum über Polens EU-Beitritt in zwei Jahren eine positive Mehrheit gibt. Die Populisten werden viel Trubel verursachen, doch ob sie Einfluss bekommen, hängt von der Stabilität der politischen Mitte ab. Die liegt nun auch beim SLD – und natürlich bei Präsident Kwaśniewski. Von ihm hängt sehr viel ab. Er ist jetzt das politische Zentrum Polens.

URS FLUEELER / AP

Attentatsopfer vor dem Parlamentsgebäude in Zug

SCHWEIZ

Unkontrollierbare Waffenkammer

Das Massaker im Parlament des Kantons Zug hat eine Debatte über ein verschärftes Waffengesetz ausgelöst. Mit einem Sturmgewehr 90, wie es in der Schweizer Armee verwendet wird, erschoss ein Amokläufer 14 Regierungsmitglieder und Parlamentarier und verletzte ein Dutzend weitere zum Teil lebensgefährlich. Danach nahm er sich das Leben. „Es geht jetzt nicht mehr an, dass jeder Soldat sein Gewehr zu Hause deponiert“, sagt der sozialistische Zuger Abgeordnete Josef Lang, der das Blutbad im Sitzungssaal überlebte. „Menschen wie der Zuger Täter können sich doch einfach im Kleiderschrank bedienen.“ Auch Vertreter der großen Parteien fordern schärfere Regelungen. Tatsächlich gleicht das Alpenland einer kaum kontrollierbaren Waffenkammer: Jeder der rund 350 000 Wehrmänner der Streitkräfte bewahrt seine Dienstwaffe samt einer versiegelten Schachtel mit Munition in Haus oder Wohnung auf. Knapp die Hälfte der ausgeschiedenen Armeeangehörigen behält ihre Schießinstrumente im Zivilleben. Seit 1994 wurden bei über einem Dutzend Amoktaten mit den Waffen acht Menschen getötet. Pro Jahr begehen 120 Personen mit Armeewaffen Selbstmord. Nichtautomatische Waffen sind in der Schweiz von privaten Verkäufern leicht zu erwerben: Der Kunde muss sich ausweisen können, mindestens 18 Jahre alt sein, und nach Meinung des Verkäufers darf von ihm keine Gefahr für Dritte ausgehen.

KONGO

Holz für Militärhelfer

Als schützenswerte Ressource wird der 33 Millionen Hektar große Regenwald des Kongo von der Uno klassifiziert. Nun wollen ihn simbabwische Offiziere gemeinsam mit Partnern aus der Demokratischen Republik Kongo abholzen. Grund des drohenden Kahlschlags ist ein nicht eingelöstes Versprechen: Als Simbabwe 1998 Soldaten in den Kongo schickte, um dem von Rebellen bedrängten Präsidenten Laurent Kabila zu helfen, sollten diese in Dollar bezahlt werden. Weil Kabila aber nicht genügend Geld zusammenbekam, erhielten die fremden Truppen Lizenzen für den Diamanten- und Kobaltabbau. Der brachte nicht genug ein, um die Kriegskosten zu bezahlen und die Taschen von Politikern und Militärs zu füllen. Jetzt soll Tropenholz den erhofften Reichtum bringen. Simbabwe hat allerdings weder das Kapital noch das Know-how, um Einschlag und Export im großen Stil zu organisieren. Wie in Liberia sollen deshalb finanzstarke Investoren aus dem Libanon und Malaysia herangezogen werden.

PETER ANDREWS / REUTERS

Kongo-Truppen

NORDIRLAND

Spaltung wird tiefer

ALAN LEWIS

Zerstörungen in Belfast nach nächtlichen Unruhen (am vergangenen Freitag)

Eine aktuelle Studie gibt Aufschluss darüber, warum die britische Provinz derzeit die heftigsten Unruhen seit 20 Jahren erlebt. Seit dem Waffenstillstand der paramilitärischen Gruppen im Jahr 1994 – so hat ein Forscherteam der University of Ulster herausgefunden – ist das Misstrauen zwischen Katholiken und Protestanten in Belfast nicht geringer geworden, sondern weiter gewachsen. Mittlerweile trauen sich 88 Prozent der für die Studie Befragten nachts nicht mal im Auto in ein Gebiet, das von der anderen Konfession kontrolliert wird. Besonders die generationsspezifischen Unterschiede bedeuten eine schwere Hypothek für den derzeit wieder einmal festgefahrenen Friedensprozess. So gehen alte Leute gelegentlich noch in Stadtviertel, die der anderen Seite zugerechnet werden; junge Belfaster jedoch meiden den Kontakt mit den Andersgläubigen, so weit es geht. Bei Teenagern, so die triste Erkenntnis der Soziologen, ist der Hass am stärksten ausgeprägt, wobei sich kein Unterschied zwischen Mädchen und Jungen erkennen lässt. Am meisten schockiert habe das Forscherteam, sagt dessen Leiter Peter Shirlow, dass diejenigen, die den Befragern erklärten, sie seien keine Sektierer, Angst hatten, diese Meinung auch in ihrer Umgebung zu vertreten.

AFP / DPA

Delinquent vor seiner Erschießung (in Chengdu, Südwestchina)

CHINA

Spritze statt Kugel

Todeskandidaten sollen fortan nicht mehr erschossen, sondern mit einer tödlichen Injektion umgebracht werden, das beschloss jetzt Chinas Oberster Gerichtshof. Die Todesstrafe solle damit „humanisiert“ werden, heißt es als Begründung. In einer Testphase waren bereits in den letzten vier Jahren Häftlinge in einigen Städten per Todesspritze getötet worden. Gewöhnlich sterben die Delinquenten durch einen Schuss in den Hinterkopf. Chinas Propaganda versucht, die Reform als „Ereignis von historischer Bedeutung“ in der Rechtsprechung zu verkaufen. Sie beweise, so das KP-Blatt „China Daily“, den „Respekt des Landes vor der Würde aller Menschen“. Die Todesstrafe in absehbarer Zeit abzuschaffen ist nach Ansicht der Zeitung jedoch „unrealistisch“. China hält bei den Hinrichtungen einen traurigen Weltrekord. Laut Amnesty International exekutierten Soldaten jährlich durchschnittlich 1800 Kriminelle. Die Dunkelziffer dürfte weit höher liegen.

JAPAN

Entmachtung der Ministerin

Der japanischen Außenministerin Makiko Tanaka, 57, droht der politische Abstieg. Noch vor fünf Monaten war die Berufung der populären, aber in ihrer regierenden Liberaldemokratischen Partei (LDP) höchst umstrittenen Politikerin als Zeichen für Nippons politischen Aufbruch gewertet worden. Vor allem westliche Medien hatten den Karrieresprung der Tochter des verstorbenen ehemaligen Premiers Kakuei Tanaka gar als Beweis für den Aufstieg japanischer Frauen in der traditionellen Männergesellschaft bejubelt. Doch die Novizin erwies sich bald als überfordert, die von Skandalen und Filz durchsetzte Bürokratie ihres Ministeriums in den Griff zu bekommen. Mit gezielten Indiskretionen machten hohe japanische Diplomaten ihre Chefin auch im Ausland lächerlich. Den größten Schaden fügte sich Tanaka jedoch selber mit verbalen Ausrutschern zu. So plauderte sie kurz nach den Terroranschlägen in den USA vor japanischen Journalisten angeblich geheime Informationen über interne Evakuierungspläne der US-Regierung aus. Japans Premier Junichiro Koizumi reagierte entsetzt: Er verwarnte seinen einstigen Schützling und erhob das außenpolitische Krisenmanagement zur Chefsache. Seit Ausbruch der Terrorkrise findet Tokios Außenpolitik praktisch ohne die Ministerin statt.

ACTION PRESS

Tanaka

Werbeseite

Werbeseite

Krieg im Schatten

Eine Armada von Kampfflugzeugen haben die Amerikaner rund um Afghanistan in Stellung gebracht. Doch ihr größter Erfolg, die weltweite Allianz gegen den Terror, hindert die Militärs, mit aller Härte loszuschlagen. Der Waffengang, der nun beginnt, soll möglichst im Verborgenen bleiben.

REUTERS

Start eines F-14-Jägers, US-Flugzeugträger „Theodore Roosevelt“: *Erste Schläge aus der Luft?*

Ein leidiges Hindernis für Eroberer, für Verteidiger eine kaum einnehmbare Trutzburg; die 320 Kilometer breite, bis über 7600 Meter aufragende Felsbarriere zwischen Nord- und Südasien, in sich tief und wild zerklüftet; die Gipfel schneebedeckt, alles andere zumeist kahles Gebirge mit nur wenigen grünen Tälern;

MARK WILSON / GETTY IMAGES

Terrorbekämpfer Powell, Bush
Bin Laden hart auf den Fersen

besiedelt von Stämmen, deren Bezeichnungen für die Nachbarn meist grässliche Schimpfwörter sind – der Hindukusch, Afghanistans Schicksalsmassiv, hat die Geschichte des Landes und das Leiden seiner Bewohner geprägt.

Behalten wollte – oder konnte – keine fremde Macht dieses Bergland, und die Mächtigen pflegten allenfalls durchzuziehen durch diesen Friedhof für Invasoren: Alexander mit seinen Makedonen, Tamerlan mit seinen Mongolen, Babur mit seinen Türken. Drei Kriege, den letzten 1919, verloren die Briten gegen die wilden Bergkrieger, einen zehnjährigen Waffengang, 1979 bis 1989, die Sowjets (mit mindestens 15 000 Toten). Nun führt die letzte verbliebene Supermacht einen gewaltigen Militäraufmarsch am Hindukusch an. Amerika hat sich vorgenommen, klüger und erfolgreicher zu sein als alle Vorgänger.

Nur, wie?

Die ersten Schläge werden wohl aus der Luft erfolgen. Binnen Stunden – und wenn der Schein nicht trügt, schon diese Woche – könnten die Amerikaner mit einer gewaltigen Luftarmada über Afghanistan hereinbrechen. Zwar versichern Washingtoner Politiker wie Militärs gleichermaßen, es werde den ganz großen Schlag nicht geben, sondern nur kleinere, gezielte Angriffe. Rechnen müsse man jedoch mit einer „anhaltenden Kampagne“.

Über 500 Kampfflugzeuge hat die Supermacht rund um den Hort der fundamentalistischen Gotteskrieger zusammengezogen, die dem „Chefterroristen“ Osama Bin Laden nach wie vor unbeirrt „heiliges Gastrecht“ gewähren. Vier Flugzeugträger – „Enterprise“, „Carl Vinson“, „Kitty Hawk“ und „Theodore Roosevelt“ – liegen

RAFFELE CIRIELLO

Taliban-Kämpfer in Afghanistan: *Die Opposition feuert bereits aus allen Rohren*

als schwimmende Luftstützpunkte im Indischen Ozean oder nähern sich mit voller Fahrt der Krisenregion.

Geschützt von mehr als 50 Überwasserschiffen und U-Booten können von diesen stählernen Inseln praktisch zu jeder Zeit rund 280 Kampfflugzeuge – F-14-Jäger und F-18-Jagdbomber – den Luftkrieg gegen Ziele in Afghanistan tragen. Der britische Träger „Illustrious", mit 24 Begleitschiffen vor Oman kreuzend, kann 16 weitere Kampfjets beisteuern. Und auch die Franzosen unterhalten eine Staffel von sechs Mirage 2000 im nicht allzu fernen Dschibuti.

Auf Stützpunkten zu Land haben London und Washington mittlerweile eine weitere Luftflotte zusammengezogen: Rund hundert Kampfflugzeuge überwachen schon seit Ende des Golfkriegs 1991 von der Türkei sowie von Saudi-Arabien und Kuweit aus die Flugverbotszonen im Norden und Süden des Irak.

Dieses beträchtliche Arsenal, das mit Luftbetankung binnen Stunden auch einen afghanischen Kriegsschauplatz erreichen könnte, haben die Amerikaner nun noch einmal mehr als verdoppelt. Weit

SIPA PRESS

über hundert zusätzliche Air-Force-Jets wurden vergangene Woche in die Krisenregion verlegt: F-15- und F-16-Jagdbomber auf Stützpunkte am Persischen Golf, Langstreckenbomber vom Typ B-52 nach Diego Garcia im Indischen Ozean. Modernere B-1-Bomber landeten ebenfalls dort sowie auf Militärflughäfen in Dschidda in Saudi-Arabien und Fairford in Großbritannien. Hinzu kommen zahllose Hilfsmaschinen für besondere Aufgaben – von der Luftbetankung bis zur elektronischen Aufklärung.

Auch die Zielkoordinaten für den immer wahrscheinlicheren Luftkrieg sind längst erfasst: jene rund 55 Lager und Fluchtburgen von Amerikas Staatsfeind Nummer eins, Osama Bin Laden, den die US-Regierung als Hauptverantwortlichen für die monströsen Terroranschläge von New York und Washington identifiziert hat. Rund 12 000 eigene Kämpfer aus der arabischen Welt, aber auch aus Pakistan oder der russischen Kriegsprovinz Tschetschenien, leben und trainieren dort in alten sowjetischen Armeelagern rund um die großen Städte Kabul und Kandahar. Oder sie verstecken sich in Berghöhlen und Stollensystemen entlang der Südgrenze zu Pakistan.

Auf der Zielliste des Pentagon stehen aber auch die Stellungen und militärischen Einrichtungen der afghanischen Helfer von Bin Laden, der Taliban, die auf diese Weise für ihre Gastfreundschaft abgestraft werden sollen.

Die Truppen der frommen Afghanistan-Herrscher sind zudem in eine Abwehrschlacht mit Feinden aus dem eigenen Land verstrickt. Während Amerika seine Armada in Position brachte, begann die Opposition bereits aus allen Rohren auf die Gotteskrieger zu feuern.

Abgrund Afghanistan – gleich an drei Brennpunkten tobte vorige Woche der Kampf: Südlich von Masar-i-Scharif, einst Sitz des afghanischen Emirs und als Kanonen- wie Säbelschmiede berühmt, tauchte der usbekische General Abdul Raschid Dostam mit einer Streitmacht auf.

Bei Herat im Westen stellte der schiitische Ex-Gouverneur Ismail Khan die Taliban zum Kampf, musste sich nach heftigen Scharmützeln aber wieder zurückziehen. 40 Kilometer nördlich vor Kabul dagegen, wo sich die so genannte Nordallianz am Ausgang des Pandschir-Tals verschanzt hat, eroberte Mohammed Fahim, studierter Theologe und Nachfolger des ermordeten Allianz-Militärchefs General Achmed Schah Massud, wichtige Schlüsselpositionen – und begann damit den Marsch auf die Hauptstadt Kabul.

Gefährlicher als der Luftkrieg wird die Jagd auf Bin Laden

Auf ihrem Weg werden die Taliban-Feinde sowohl von den Russen unterstützt, die ihnen zurzeit moderne Waffen liefern, als auch – voraussichtlich – von den Amerikanern, und sei es nur deshalb, um möglichst viele Taliban-Truppen zu binden. Die bevorstehenden Luftangriffe, so ließ der stellvertretende Pentagon-Chef Paul Wolfowitz am Rande des informellen Treffens der Nato-Verteidigungsminister in Brüssel durchblicken, würden der Nordallianz massiv helfen, sobald der Aufmarsch abgeschlossen ist.

Deren Ziel, so Washington, müsse die Einnahme von Kabul sein. Dass das nicht einfach wird, wissen auch die Amerikaner – und offen formulieren, wie das beispielsweise Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice getan hat, lässt sich die angestrebte Vertreibung der Taliban auch nicht mehr: Außenminister Colin Powell wies seine Kollegen darauf hin, dass ein solches Vorhaben völkerrechtswidrig sei.

Deutlich riskanter als der absehbare Luftkrieg wird dagegen die Jagd auf Bin Laden. Es gibt Anzeichen dafür, dass sich die Amerikaner zu einem besonders gefährlichen Vorgehen entschlossen haben,

falls endgültig klar sein sollte, dass andere Optionen aus politischen oder militärischen Gründen verbaut sind.

Mit einem Kommandounternehmen könnten amerikanische Special Forces in einem zweiten Abschnitt des inzwischen in Operation „Dauerhafte Freiheit“ umgetauften Kriegs gegen den Terror zunächst einen Luftstützpunkt unter ihre Kontrolle bringen: vermutlich den Flughafen von Kandahar.

Der Nacht-und-Nebel-Aktion von Undercover-Trupps und Fallschirmjägern würde ein massives Bombardement vorausgehen müssen. Haben Kommandotrupps und Fallschirmjäger erst mal das Flugfeld gesichert, könnten in rascher Folge Transportflugzeuge Verstärkungen und schwere Waffen einfliegen.

Bis zu 6000 Mann wären nach Pentagon-Berechnungen nötig, um einen solchen Stützpunkt so weiträumig zu sichern, dass die Taliban oder auch Bin Ladens Gefolgsleute den Flugbetrieb nicht mehr mit ihren schweren Maschinenkanonen vom Typ AZP-23, Mörserfeuer, Luftabwehrraketen oder Mehrfachraketenwerfern, den Stalinorgeln, gefährden können.

Von diesem Stützpunkt aus würden die Bin-Laden-Jäger in kürzester Zeit die meisten der Punkte im Süden erreichen, an denen der Terrormillionär vermutet wird. Ist er gefasst oder getötet, werde Washington seine Truppen wieder in sicherere Gefilde zurückziehen, glauben Insider. Eine dauerhafte Besetzung des weitgehend kriegszerstörten Landes, in dem Hunderttausende Minen vergraben sind, komme für die Supermacht nicht in Betracht: Zu schwer wiegt die verlustreiche Niederlage der Sowjets.

Der Krieg, der nun beginnt, wird lange dauern, kündigten US-Präsident George W. Bush und seine Minister ihren Landsleuten an. Amerikanische Soldaten werden sterben. Und vielleicht auch Zivilisten, wenn die Terroristen Amerika wieder auf dessen eigenem Boden angreifen. Darüber wird in Washington allerdings nicht laut gesprochen. Doch jeder rechnet damit.

Der Krieg wird auch kein richtiges Ende haben. Denn wer könnte schon sicher sein, dass die Terroristen, die in der Weltmacht USA den „Satan“, den Inbegriff der „Ungläubigen“ oder auch – etwas irdischer – die verhasste Garantiemacht für Israels Existenz sehen, endgültig besiegt sind?

Und auch nur ein Zwischenziel wäre erreicht, wenn Osama Bin Laden entweder gefangen genommen oder getötet würde. Denn dass der saudi-arabische Millionärssohn nur eine Spinne in jenem Netz ist, das etliche Terrorgruppen unter etlichen Anführern aufgespannt haben, versucht Präsident Bush seinen Landsleuten nachhaltig zu erklären.

Bin Laden sei „ein nützliches Symbol“, um die Amerikaner gegen die Terroristen zu mobilisieren wie Saddam Hussein im Golfkrieg 1991, meint Brent Scowcroft, damals Sicherheitsberater von Bush Sr. und heute

Ratgeber von Bush Jr., überaus kühl (siehe Interview Seite 170).

Die Erfahrung aus dem Golfkrieg fällt ohnehin desillusionierend aus: Welche Rückwirkungen solche Kriegszüge gegen den Feind Nummer eins – gestern Saddam Hussein, heute Osama bin Laden – haben, ist zumindest in einer Hinsicht deutlich: Selbst wenn der Gegner besiegt ist, wachsen neue Helden mit neuen Gefolgsleuten nach. Längst hat Bin Laden seine Anhänger zum Dschihad gegen einen Feind aufgerufen, der „unter dem Banner des Kreuzes von Bush, dem größten aller Kreuzzügler, angeführt wird".

Die große, bunte Koalition gegen den Terrorismus, die Außenminister Colin Powell zusammenzubringen versucht, hat auch den Zweck, die Summe der unerwünschten Nebenwirkungen möglichst gering zu halten. Präsident Bush ersucht den Kongress um die Vollmacht, sämtliche Beschränkungen über Militärhilfe und Waffenlieferungen für fünf Jahre aufzuheben. Ihm stünde es dann frei, Teilnehmer am Bündnis gegen den Terrorismus nach eigenem Ermessen zu belohnen. Wenn es nach der amerikanischen Regierung ginge, fände der Krieg halb im Licht, halb im Schatten statt.

Am klarsten spricht solche Wünsche Verteidigungsminister Donald Rumsfeld aus: „Keine Frage, einige unserer Schritte werden zu erkennen sein wie in einem traditionellen Konflikt, andere werden nicht sichtbar werden." Ein Krieg im Halbdunkeln also. Und einer, bei dem, wie schon beim Golfkrieg, die Wahrheit auf der Strecke bleiben könnte. Pentagon-Chef Rumsfeld pries seine eigene Fähigkeit, ohne zu lügen, die Tatsachen zu verschleiern. CNN jedenfalls soll diesen Krieg nicht mehr live übertragen.

Je näher der Tag X rückt, desto nachhaltiger bereitet die amerikanische Regierung ihr Volk auf die Dauer, die Besonderheit und den Blutzoll des Kriegs vor. Im Weißen Haus fallen die Entscheidungen jetzt im so genannten Kriegskabinett, das sich allmorgendlich um 9.30 Uhr mit Präsident Bush trifft; am späten Nachmittag beratschlagt der kleine, exklusive Zirkel noch einmal per Videokonferenz. Die zentralen Figuren sind Powell, Rumsfeld, Bushs Sicherheitsberaterin Rice, Vizepräsident Dick Cheney und Rumsfelds Staatssekretär Wolfowitz.

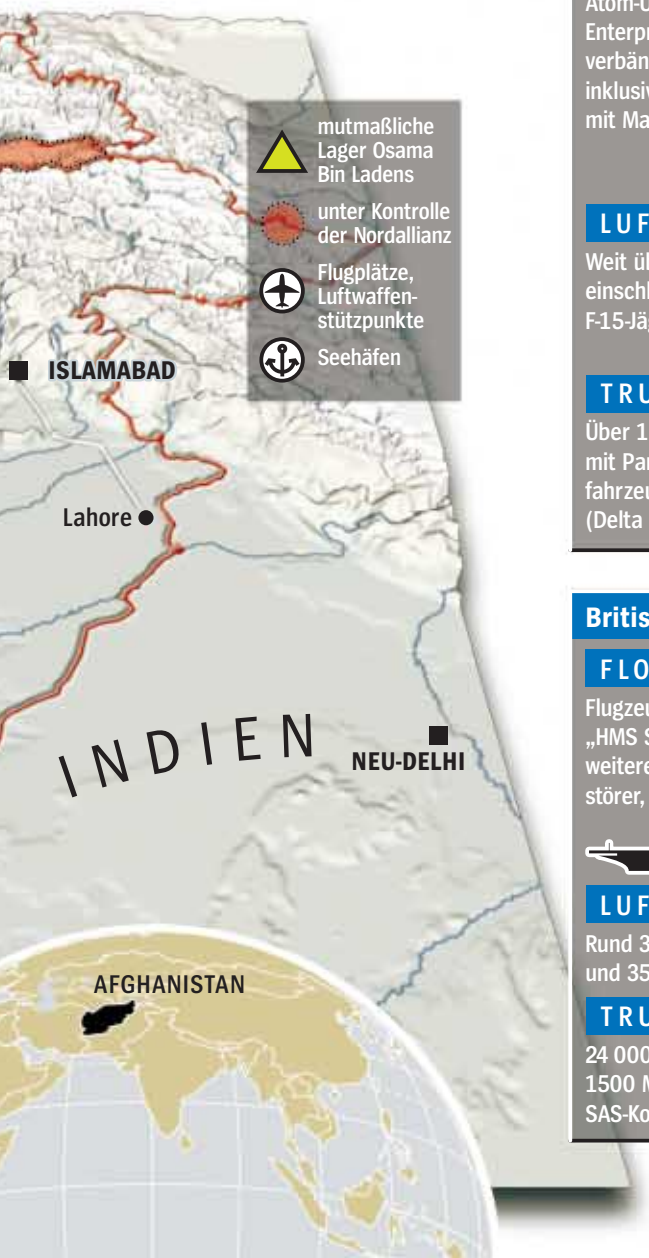
Man kennt sich seit Jahrzehnten: Rumsfeld, mit 69 der Älteste, war vor 30 Jahren Cheneys Mentor. Cheney, 61, und schwer herzkrank, wiederum empfahl Rumsfeld als Verteidigungsminister, um Powell, 62, den Darling der amerikanischen Medien, aber auch der Amerikaner selbst, in Schach zu halten. Rice, mit 46 die weitaus Jüngste, übt schon deswegen Einfluss auf den Präsidenten aus, weil sie sich permanent in seiner Nähe aufhält. Dass so viele hoch begabte, erfahrene Profis um den in der Außen- und Sicherheitspolitik unbeleckten Präsidenten herum sind, trägt zur Beruhigung der Amerikaner bei. Dass sie dank ihrer kraftvollen Egos die Lage und die Konsequenzen daraus unterschiedlich beurteilen, führt zu ständigen Spannungen im Kriegskabinett und zu unverhüllten Machtkämpfen um die Hegemonie über den Präsidenten. Die Kontroversen drehen sich um Mittel und Ziele des Kriegs, aber auch um den Sinn der großen Koalition, die Amerika im Krieg gegen den Terrorismus unterstützen soll.

Powell und Wolfowitz prallen regelmäßig wegen des Irak aufeinander. Wolfowitz argumentiert aggressiv, Saddam Hussein sei ein notorischer Sponsor des Terrorismus, und deshalb sei es notwendig, den Krieg auf Bagdad auszuweiten. Er und Cheney, 1991 Verteidigungsminister, halten es für ein schweres Versäumnis, dass Saddam vor zehn Jahren an der Macht geblieben ist. Verantwortlich dafür halten sie Powell, damals Vorsitzender im Vereinten Generalstab der Streitkräfte.

Der spektakulärste Zugang in der „grand coalition", wie in Amerika die Anti-Terror-Allianz pathetisch heißt, ist Russland. Präsident Wladimir Putin bietet den USA breite Unterstützung für die Operation in Afghanistan an. Dazu gehören Rettungseinsätze für abgestürzte Kampfflieger oder in Gefahr geratene Soldaten der Spezialeinheiten; die Air Force dürfte dann durch russischen Luftraum fliegen.

Russische Truppen würden jedoch, schränkte Putin ein, nicht an einem Kampfeinsatz in Afghanistan teilnehmen. Man wolle nicht ausführen, was „anderswo beschlossen wird", entschied der Kremlchef – ein deutliches Signal, dass Moskau Distanz zu den militärischen Plänen der Amerikaner halten wird.

Dass Russland aber in eigener Verantwortung militärisch eingreifen könnte, gilt in Moskau als ausgemacht. Nach den Terroranschlägen in den USA überlege die Re-



US-Streitkräfte

FLOTTE

4 Flugzeugträger mit jeweils 72 Kampfflugzeugen: „USS Theodore Roosevelt" (Kampfverband von 13 Schiffen und einem Atom-U-Boot), „USS Carl Vinson", „USS Enterprise" und „USS Kitty Hawk" (Kampfverbände mit jeweils einem Dutzend Schiffe inklusive Zerstörern, Kreuzern und U-Booten mit Marschflugkörpern)

LUFTWAFFE

Weit über 200 Kampf- und Begleitflugzeuge einschließlich F-117-Stealth-Jagdbombern, F-15-Jägern und B-52-Bombern

TRUPPEN

Über 10 000 Soldaten mit Panzer- und Transportfahrzeugen, Special Forces (Delta Force, Seals, Rangers)

Britische Streitkräfte

FLOTTE

Flugzeugträger „HMS Illustrious", U-Boote „HMS Superb" und „HMS Trafalgar" sowie weitere 22 Begleitschiffe, darunter Zerstörer, Minenräumer und Landungsschiffe

LUFTWAFFE

Rund 30 Kampfflugzeuge und 35 Kampfhubschrauber

TRUPPEN

24 000 Soldaten und 1500 Marineinfanteristen, SAS-Kommandoeinheiten

gierung, wie Russland „zum Sturz des Taliban-Regimes beitragen“ könne, berichtete die russische Tageszeitung „Iswestija“.

Denkbar wäre, dass die Russen ihrerseits der Nordallianz Luftunterstützung geben. Planungen dafür gab es bereits im vorigen Jahr, als in Moskau öffentlich Präventivschläge gegen terroristische Trainingslager in Afghanistan debattiert wurden – um bei dieser Gelegenheit dort vermutete tschetschenische Freischärler auszuschalten.

So könnte man nach russischer Auffassung von usbekischem Territorium aus Terroristenlager mit taktischen Raketen vom Typ „Totschka“ beschießen. Mittelstreckenbomber, aber auch Jagdbomber vom Typ Su-24 wurden schon im Afghanistan-Krieg eingesetzt. Allerdings blieb den Piloten eine bittere Lehre nicht erspart. Die schweren Maschinen trafen selten ihre Ziele, während die leichten schnell Opfer afghanischer „Stinger“-Raketen wurden.

Putins Kooperationsangebot an die Amerikaner, mit dem er sich über gravierende Bedenken seines Außenministers hinwegsetzte, ist eine mittlere Sensation: Keine Vereinbarung mit den Vereinigten Staaten seit dem Ende des Kalten Kriegs ging jemals weiter. Doch das Eigeninteresse des russischen Präsidenten liegt auf der Hand: dem militanten Islam in Zentralasien an Russlands Südgrenze eine Niederlage zu bereiten – und dem Westen Verständnis für den schmutzigen Krieg in Tschetschenien abzuverlangen.

AP

General Dostam
Hilfe aus Moskau

Im Übrigen stieß Putin nicht allein zur Koalition, er hatte mehrere Mitbringsel: die Unterstützung durch die zentralasiatischen Republiken Kasachstan, Tadschikistan, Usbekistan, Turkmenistan.

Vor allem Usbekistan war den Amerikanern mehr als willkommen. Schon am vorletzten Wochenende waren in der Hauptstadt Taschkent große US-Transportmaschinen mit Aufklärungsausrüstung und 100 Soldaten gelandet.

Usbeken-Präsident Islam Karimow ist ein militärisch inzwischen durchaus gewichtiger Partner: Seine 85 000 Mann starke Armee gilt neben der russischen als die professionellste in der GUS, nicht zuletzt dank amerikanischer und auch deutscher Hilfe: Die Bundeswehr liefert seit Jahren militärisches Gerät und bildet in Deutschland usbekische Panzerfahrer und Offiziere aus.

Karimow glaubt auch den triftigsten Grund zu haben, um gemeinsam mit Amerikanern und Russen gegen den islamischen Fundamentalismus vorzugehen. Im übervölkerten Fergana-Tal im Osten Usbekistans gibt es eine gewaltbereite muslimische Opposition. Hier probte die Islamische Bewegung Usbekistans bereits zu Beginn der neunziger Jahre den bewaffneten Aufstand. Um den islamistischen Bazillus von seinem Land fern zu halten, hat Karimow seit Monaten schon die Grenzen zu den Nachbarstaaten Kirgisien und Tadschikistan vermint.

Das Regime in Taschkent ist ein Dorn im Auge der Taliban. Vorige Woche drohten sie Außenminister Abdul-asis Komilow in einem dringenden Schreiben mit dem „Heiligen Krieg“, sollte Usbekistan der „imperialistischen und arroganten Regierung der USA“ tatsächlich helfen.

Auch in Duschanbe, der Hauptstadt Tadschikistans, jagen militärische Lagebesprechungen und Logistik-Konferenzen einander. Unter Führung russischer Militärs werden mögliche Operationsziele zusammengestellt sowie Truppenbewegungen im unzugänglichen Nachbarland Afghanistan simuliert – einstweilen am Computer oder im traditionellen Sandkasten.

Bei solchen Zusammenkünften in der Nähe des Präsidentenpalastes sind von ferne auch drahtige Zivilisten zu sehen, deren Anzüge wie das Bürstenhaar deutlich besser geschnitten sind als in der ehemaligen Sowjetrepublik üblich. Doch amerikanische Militärberater seien nicht im Lande,

Die Nordallianz feiert bereits erste Erfolge gegen die Taliban

„gar nicht, keinesfalls“, versichert die tadschikische Regierung.

Dennoch: Auf dem Flugfeld von Kuljab, knapp 50 Kilometer von der afghanisch-tadschikischen Grenze entfernt, stehen, so heißt es, bereits einige amerikanische Flugzeuge. Andere Gerüchte wollen wissen, dass jene Flugzeuge, die Nacht für Nacht in Richtung südliche Grenze fliegen, ausschließlich russische Transporter seien, voll mit Waffen, Ausrüstung und Munition für die afghanische Nordallianz. Der schlagartig angekurbelte Nachschub, so ist von Diplomaten in Duschanbe zu hören, werde den Russen von den USA nun als anti-terroristische Dienstleistung bezahlt.

Bei solcher Unterstützung sieht die Nordallianz ihre große Stunde gekommen: Sie stellt die Fußsoldaten, die großen USA die Luftwaffe, die Russen liefern mindestens neue Waffen, das wär’s doch.

„Wir kontrollieren bereits mehr als ein Viertel Afghanistans“, feierte Dr. Abdullah, Außenminister der Nordallianz, vorige Woche vollmundig die ersten Erfolge. Demnach

SPACE IMAGING / SIPA PRESS

US-Aufklärungsfoto von Terroristenlagern in Afghanistan: *Jagd in Höhlen und Camps*

Werbeseite

Werbeseite

Fünfte Kolonne

Pakistan hat die Grenzen zu Afghanistan geschlossen – aus Angst vor Sympathisanten der Taliban.

Die Wüste bei Chaman, dem Grenzort der pakistanischen Provinz Belutschistan, ist ein Platz erbarmungsloser Menschenfeindlichkeit. Grenzschützer haben Stacheldrahthindernisse errichtet. Lehmgebäude und rostige Container, in denen Krimskrams feilgeboten wird, bilden eine Art Basar im Niemandsland.

Flüchtlinge aus dem Süden Afghanistans irren umher: Frauen in Burkas, die ermüdeten Kinder an der Hand, und Männer, die aus Zorn Steine auf die Grenzwächter werfen. Vergebens warten die Afghanen darauf, dass der Durchgang nach Belutschistan geöffnet wird.

MARKUS MATZEL / DAS FOTOARCHIV

Uno-Vertreter Oqvist: *Mimikry für die Reisefreiheit*

Die meisten der Flüchtlinge kommen aus Kandahar, dem Machtzentrum der Taliban. Doch auch wer es vor zwei Wochen noch schaffte, bei Chaman die Grenze zu passieren, kam nicht weit: In Quetta, der nahe gelegenen Hauptstadt von Belutschistan, wurden die Flüchtlinge bei Razzien von den Grenzschutzeinheiten in Gewahrsam genommen und im Kricket-Stadion eingesperrt. „Niemand hat sich um sie gekümmert, man hörte ihre Hilferufe von weitem“, erzählen die Männer in den afghanischen Teestuben der Stadt.

Der Gouverneur in Quetta und die Regierung in Islamabad befürchten, dass sich Taliban unter den Neuankömmlingen befinden – eine Fünfte Kolonne, die den Kampf gegen Amerika nach Belutschistan tragen könnte.

Kriegerisch ging es jedenfalls zu, als Anfang voriger Woche ein Scharfmacher der Fundamentalisten nach Chaman kam: Maulana Fazlur Rehman, Chef der Radikalenpartei Jamiat-i-Ulema-i-Islam, ein wortgewaltiger Spezialist auf dem Feld des apokalyptischen Wahns.

Tausende von Aktivisten seiner Partei seien bereit, den Flughafen von Quetta zu umzingeln, falls dort US-Bomber landen würden, peitschte Rehman die Demonstranten auf. Andere pakistanische Kämpfer seien schon nach Afghanistan in Marsch, um sich den Taliban-Truppen anzuschließen. Dann forderte er, was in Chaman überall an den Wänden der Häuser steht: „Dschihad – Heiliger Krieg im Namen des Propheten.“

Auch in Quetta wächst die Spannung. Das dumpfe Wummern von Raketeneinschlägen übertönte in der Nacht zum Dienstag das Rauschen des Windes in dem Gebirgskessel, auf dessen Grund sich Quetta hinzieht. Doch das Ziel, ein Munitionsdepot der pakistanischen Armee, wurde verfehlt.

Polizeisprecher Shoaib Suddle räumt ohne Zögern ein, dass die Stadt und ihre 1,5 Millionen Bewohner sich im Belagerungszustand befinden. Seine Leute haben auf einem Lastwagen Raketenwerfer und Mörsergranaten gefunden. Und potenzielle Gegner gibt es genug: In und um Quetta lebt seit langem eine halbe Million Afghanen, die zum Teil schon in den achtziger Jahren, während des Kampfs gegen die sowjetischen Besatzer in Afghanistan, hierher geflohen sind.

Die Grenztruppen haben nun einen Sicherheitsgürtel mit Posten und Patrouillen rund um Quetta gelegt; sein Radius entspricht mit 15 Kilometern gerade der Reichweite der Raketen. „Wir befinden uns in einer gefährlichen Lage“, meint Shoaib Suddle und blickt auf die baumlosen Bergketten gleich hinter der Stadt.

Im Hotel des Aga Khan berichtet unterdessen Rupert Colville vom Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge, dass alle Verbindungen zu den Außenposten in Afghanistan „verloren gegangen“ seien. Grund: Die Taliban haben in Kandahar und Kabul die Büros der Weltorganisation besetzt und die Uno-Geländewagen sowie sämtliche Funktelefone beschlagnahmt. Colville klagt: „Dabei erwarten wir noch viel größere Flüchtlingsströme zur Grenze.“

Wenige Autominuten entfernt versammeln sich auch 23 Afghanen im fast lichtlosen Raum eines niedrigen Bungalows, der für Quetta typisch ist. Sie kamen über die Grenze, um ihrem Chef Bericht zu erstatten: dem Schweden Leslie Oqvist, der bis zuletzt in Kandahar ausharrte, wo er Repräsentant der Uno für Süd-Afghanistan war.

Oqvist trägt einen langen, rostroten Kinnbart und wirkt deshalb beinahe selbst wie ein Taliban-Kämpfer. Die Mimikry sei nötig gewesen, „da man sonst in Afghanistan nicht reisen kann“, meint er.

Die afghanischen Helfer der Uno berichten, dass sie trotz der Wirren weiterarbeiten, so gut es geht. Das Kinderhilfswerk Unicef etwa nehme noch immer Impfungen vor. Und Mohammed Jan, der eine Wiederaufbaugruppe leitet, kümmert sich um die Wasserversorgung für zahlreiche Dörfer.

„Wir säubern den Zugang zu unseren Quellen und erhöhen so die Wasserzufuhr“, teilt er mit. Jan ist ein gutes Beispiel für die Willenskraft der Afghanen: „Die Russen griffen damals die künstlichen Bewässerungsanlagen an, aber wir haben die Kanäle immer gleich ausgebessert.“

Oqvist ist zufrieden. Er hat in Kandahar erlebt, wie die so genannten arabischen „Gäste“, die Anhänger Osama Bin Ladens, Freudenschüsse in die Luft abgaben, als die Terroraktionen in New York und Washington bekannt wurden. Und er hat mitbekommen, wie Taliban die Araber am Schießen hinderten, um sie dann aus der turbulenten Stadt der Holzschuppen-Basare zu jagen. Sie sollten die Bevölkerung nicht verunsichern.

Zu spät. „Als das Paschtu-Programm der BBC abends von den Anschlägen berichtete, dauerte es nicht lange, und die ersten Einwohner verließen die Stadt, haupt-

JEROME DELAY / AP

Radikalenführer Rehman
Apokalyptischer Wahn

sächlich Frauen und Kinder“, berichtet Oqvist. Inzwischen sei Kandahar, in dem 400 000 Menschen lebten, zur Hälfte entvölkert.

Das Hauptquartier des Schweden befand sich in einem zweistöckigen Gebäude am Rand der Südstadt, die im Häuserkampf mit sowjetischen Soldaten fast vollständig zerstört wurde. Das Betongebäude des Rundfunks sieht aus wie ein eingestürztes Kartenhaus. Radio Scharia, der Sender der Taliban, meldet sich heute aus den Trümmern.

Im Januar wurden die üblichen Sprechgesänge des Senders zur Verwunderung Oqvists unterbrochen, weil für den nächsten Tag ein Fest angekündigt wurde – die Heirat des Bin-Laden-Sohns Mohammed. Nur wenige Taliban seien eingeladen worden, erinnert sich Oqvist, „dafür tanzten die Araber auf den Straßen“.

Den Top-Taliban ist der Uno-Mann häufig begegnet. So Außenminister Wakil Muttawakil, „dem Gebildetsten von allen“, und dessen jungem Adjutanten Sayed Rahmatullah Hashimi, der die Vereinigten Staaten und Deutschland besucht hat – er war in Frankfurt, Hamburg und Berlin. Auch den mächtigen Gouverneur von Kandahar, Mohammed Hassan, kennt Oqvist. Hassan kämpfte mit Taliban-Führer Mullah Omar gegen die russischen Besatzer und verlor in Kniehöhe das rechte Bein.

Man habe mit dem tiefreligiösen Mann ein Auskommen gefunden, zuweilen sogar „lachen können“, erinnert sich Oqvist: „Er lobte die Arbeit unserer Hilfswerke, doch mein Bart gefalle ihm noch besser, meinte er.“ JOACHIM HOELZGEN

hätte das Bündnis binnen wenigen Tagen fast ein Fünftel des Landes zurückerobert – militärisch schwer möglich.

Denn noch gibt es nur wenig Anzeichen dafür, dass die neuen Waffen bereits an der Front eingetroffen sind. Außer über Kalaschnikows, Maschinengewehre und Artillerie verfügte die Opposition bis vor kurzem über veraltete Panzer und gepanzerte Fahrzeuge sowjetischer Bauart. Dazu Boden-Boden-Raketen und Granatwerfer.

Die Luftwaffe besteht nach Verlust der letzten MiG-Jäger beim Sturm der Taliban auf Masar-i-Scharif nur noch aus Mi-8-Hubschraubern; zehn neue Maschinen hatte Massud jüngst in Russland mit indischen Spendengeldern gekauft. Die einzige größere Luftbasis, ein früherer Sowjet-Flugplatz bei Bagram, wird pausenlos von den Taliban beschossen.

Auch die Ausrüstung der Fußtruppen war bisher marode: Die 15 000 Soldaten tragen oft sowjetische Uralt-Maschinenpistolen, Kop-

ONLINE

Eingesperrte afghanische Flüchtlinge in Quetta: *„Ihre Hilferufe waren von weitem zu hören“*

pelschlösser mit Hammer und Sichel und dazu Turnschuhe. Nur die wenigen Berufssoldaten werden bezahlt – mit 250 000 Afghani pro Monat, gut zwei Dollar. Der Rest sind Bauernburschen. Sie werden von den Familien aus den Heimatdörfern versorgt.

Um die Taliban auf breiter Front zurückzudrängen, muss die Nordallianz zuerst jene sieben Provinzen wiedererobern, die an die postsowjetischen Staaten Zentralasiens grenzen, von Herat im Westen bis Tachar im Osten. Nur dann könnte Moskau auch auf dem Landweg den Waffennachschub ankurbeln – über die usbekisch-afghanische Grenzbrücke bei Termes am Amu-Darja, über die 1979 die sowjetischen Truppen nach Afghanistan einfielen.

Bislang kämpften die örtlichen Warlords der Allianz jedoch auf eigene Faust, ohne nennenswerte militärische Koordination. Rivalitäten, Intrigen und Verrat bestimmten das fragile Bündnis; kaum verwunderlich, dass sich vor zwei Wochen keiner der Militärführer zur Beerdigung des ermordeten Generals Massud im Pandschir-Tal einfand.

Nagendes Misstrauen begleitet die Nordallianz seit ihrer Gründung vor vier Jahren. Weil Pakistan, Saudi-Arabien und die Arabischen Emirate damals allein auf die neuen Machthaber in Kabul, die Taliban, setzten und eine wirklich repräsentative Koalitionsregierung aller Volksgruppen unmöglich machten, sorgte Gegenspieler Iran für einen Zusammenschluss der bislang untereinander verfeindeten Opposition.

Rund um die alte Handelsmetropole Herat saß die schiitische Gruppierung von Ex-Gouverneur Ismail Khan. Der wiederum war mit dem bis heute offiziellen Staatsoberhaupt Rabbani und dessen Militärchef Massud verbündet, beides Tadschiken, die nach dem Einrücken der Taliban ihr Hauptquartier im unzugänglichen Bergland der Nordostprovinz Badakschan aufschlugen.

In Zentralafghanistan hielt die Hizb-i Wahdat unter Karim Khalili die Stellung, Kämpfer der schiitischen Hazara-Stämme, Nachkommen vor Jahrhunderten eingefallener Mongolenvölker. Im Norden schließlich hatte Bauernsohn Dostam sein autonomes Reich aufgebaut, mit eigenen Botschaften und eigenen Pässen. Keiner verkörpert die Unberechenbarkeit der Nord-

allianz besser als der vom Volksschüler zum Divisionskommandeur aufgestiegene Usbeken-Chef. Dostam begann seine Karriere unter Putschgeneral Daud, der 1973 den König gestürzt hatte. Die Sowjets beförderten ihn zum Bataillonskommandeur.

Nach deren Abzug stützte Dostam mit einer 50 000-Mann-Truppe den von Moskau zurückgelassenen Statthalter Nadschibullah. Der ernannte den schnurrbärtigen Haudegen gleich zweimal zum „Helden der Republik“ – weil er mit seinen Bombern Mudschahidin-Führer wie Massud von Kabul fern hielt.

Drei Jahre später freilich ließ der flexible Usbeke den Staatschef im Stich, verbündete sich mit den Rebellen und wurde zum Dank von ihnen mit dem Ehrentitel „Mudschahid Kabir“ (großer Mudschahid) bedacht. Als dann die Taliban auf die Hauptstadt vorrückten, zog er sich in seine nördliche Heimat bei Masar-i-Scharif zurück, bevor ein Verräter auch ihn zu Fall brachte und seine Hochburg den Koranschülern auslieferte – Dostam flüchtete in die Türkei.

Nun ist der Mann mit dem Gespür für den richtigen Augenblick wieder da. Letzte Woche hatten seine Truppen Afghanistans nördliche Hauptstadt Masar-i-Scharif von allen Seiten in die Zange genommen, Voraustrupps lieferten sich in den Vororten heftige Straßenkämpfe. Aufgefangene Funksprüche der Taliban ließen vermuten, die Gotteskrieger zögen sich nach Süden zurück. Es sei eine Frage weniger Tage, bis Kabul in die Hände der Nordallianz falle, gab sich ein Bündnissprecher optimistisch.

SAYED SALAHUDDIN / REUTERS

Taliban beim Sturm auf Kabuls US-Botschaft
Fünf Millionen Afghanen auf der Flucht

Immerhin: Die Herrschaft der Taliban ist nicht mehr uneingeschränkt. Etwa fünf Millionen Afghanen, jeder fünfte Einwohner, sind geflohen oder auf der Flucht, die Städte, aus Furcht vor US-Angriffen, entvölkert.

Eine dreijährige Dürre hat alle Ernten vernichtet, und die Vorräte, die internationale Hilfsorganisationen vor ihrem Rauswurf ins Land gebracht haben, reichen nur noch für drei Wochen. Die Uno warnte vor einer Hungerkatastrophe.

Die Afghanen fliehen aber auch, weil Taliban-Trupps durch das Land ziehen und alle wehrpflichtigen Männer zur Vorbereitung des Kampfes gegen die USA in ihre Milizen zwingen. Um sich Mut zu machen, riefen sie ihre Anhänger zu Protest-Paraden auf und ließen sie die – seit Jahren stillgelegte – US-Botschaft in Kabul anzünden.

Die moralische Aufrüstung ist auch bitter nötig, denn die Taliban-Armee, die einst das Land im Sturm nahm, ist inzwischen ein heruntergekommener Haufen: Die Gotteskrieger verfügen nur noch über ein halbes Dutzend Kampfflugzeuge.

Die etwa 20 Hubschrauber, die den islamistischen Eiferern zur Verfügung stehen, sind nur mehr von historischem Wert, genau wie die 100 noch einsatzbereiten Panzer aus Sowjetbeständen und etwa dreimal so viele gepanzerte Fahrzeuge.

Ihre Gegner von der Nordallianz sind dagegen siegesgewiss. Sie schickten vorige Woche Abgesandte nach Rom, um dort den im Exil lebenden König Zahir Schah zu überreden, nach der Eroberung Kabuls zurückzukehren und eine Regierung der nationalen Einheit zu bilden. Auch Russland sieht in dem Ex-Herrscher einen Mann, der das zerrissene Land einigen könnte.

Doch schon weil Pakistan, das eine 2400 Kilometer lange Grenze mit Afghanistan teilt, eine zentrale Rolle in Powells großer Koalition einnimmt, darf Amerika die Unterstützung der Nordallianz nicht zu offen zeigen. Denn die Taliban-Feinde werden auch von Indien, Pakistans bitterem Rivalen, subventioniert.

„Unsere Militärstrategie schließt ein feindseliges Regime in Afghanistan aus“,

ARTHUR FOX / GAMMA / STUDIO X

Kriegszerstörte Innenstadt von Kabul: *Warnung vor einer Hungerkatastrophe*

Werbeseite

Werbeseite

ALEXANDER NEMENOV / DPA

Trauerfeier für Nordallianz-Führer Massud: *Siegesgewiss auf dem Weg nach Kabul*

sagt Salahuddin Tirmizi, ein ehemaliger Armeekommandeur. Pakistan bleibt deswegen – nachdem Saudi-Arabien und die Golf-Emirate die Beziehungen abgebrochen haben – das einzige Land der Anti-Terror-Allianz, das die Taliban-Regierung diplomatisch anerkennt (siehe Seite 166).

Wie disparat die Powell-Allianz zusammengesetzt ist, zeigt sich vor allem auf dem Subkontinent. Indien und Pakistan streiten nach wie vor um Kaschmir und rüsten nuklear gegeneinander auf.

Kommandotrupps sind schon in Afghanistan eingedrungen

Würde Iran, wie von Powell gewünscht, trotz der harschen Absage durch den religiösen Führer Ajatollah Chamenei doch noch zum Bündnis hinzustoßen, wäre die Freude über den neuen Partner kaum nachzuvollziehen: Seit langem tritt Teheran als Mäzen der Hamas und der Hisbollah im Nahen Osten auf, zwei Terrorgruppen, die in Israel Anschläge verüben – und die wie Bin Laden auf der US-Liste mörderischer Organisationen stehen.

Die Powell-Gegner in der amerikanischen Regierung monieren deshalb an der unterschiedslosen Aufnahme neuer Verbündeter, dass dadurch der Aktionsradius der Allianz entscheidend eingeengt werde. Tatsächlich ist aus der Perspektive des Außenministers ein Militärschlag eher zweitrangig – ein unvermeidliches Beiprodukt zur Beruhigung der amerikanischen Öffentlichkeit, die früher oder später Taten sehen will.

Es sind es vor allem die Militärs, die das Bündnis des einstigen Vorzeige-Soldaten skeptisch beäugen: Hilfe für ihren weltweiten Krieg bringt es kaum.

So hat die saudi-arabische Regierung schwerste Bedenken, ihre gerade erst nahe Riad fertig gestellte Kommandozentrale „Prinz Sultan“ für den Terrorkrieg freizugeben (siehe Seite 174). Erst als der Aufbau eines neuen Führungszentrums irgendwo anders in der Region beschlossen war, lenkten die Saudis ein und erfüllten den Amerikanern nach anhaltendem Drängen „die meisten Dinge, die wir uns wünschen“, so ein US-Militär. Pakistan, zunächst als ideale Startbasis für Kommandounternehmen gegen Bin Laden im Süden Afghanistan eingeplant, verweigert sich zudem hartnäckig amerikanischem Druck. Einer vierköpfigen Militärdelegation aus Washington machten die Waffenbrüder in Islamabad vergangene Woche unmissverständlich klar, dass sie einen Sturz der Taliban und die Machtübernahme durch deren Gegner nicht hinnehmen würden. Nach dieser Erklärung mochten die Pentagon-Planer den pakistanischen Militärs kaum noch trauen. Als „Alptraum“ gilt im Pentagon die Gefahr, meuternde pakistanische Einheiten könnten Operationen gegen ihre afghanischen Freunde und Nachbarn sabotieren.

„Ein abgeschossenes Tankflugzeug hätte ein Debakel zur Folge, wenn reihenweise Jets notlanden müssen oder gar abstürzen, die dort den Sprit für den Heimflug aufnehmen sollten“, warnte ein US-Pilot vor den Gefahren eines Luftkriegs, bei dem möglicherweise Luftbetankungen über feindlichem Gebiet stattfinden müssten.

Doch inzwischen hat der Countdown zum Angriff längst begonnen. Vorigen Freitag bestätigte ein Regierungssprecher in Washington, dass amerikanische und britische Kommandoeinheiten schon zwei Tage nach den Anschlägen in Pakistan gelandet und nach Afghanistan eingedrungen seien. Gruppen von drei oder fünf Soldaten suchen seither in der Gegend von Kandahar nach Spuren von Bin Laden. Überdies seien bereits Hubschrauber im Tiefstflug nach Afghanistan vorgedrungen, um weitere Kommandos abzusetzen. Auch Präsident Bush bestätigte, die USA seien den Terroristen „dicht auf den Fersen“.

RUSTAM NAZAR/AP (L.); GREGORIO BORGIA/AP (R.)

Taliban-Gegner Fahim, Ex-König Zahir Schah *Hoffnung auf nationale Aussöhnung*

Auf dem Höhepunkt des Nervenkriegs unternahm Pakistans Militärherrscher vorigen Freitag noch einen letzten Versuch, den drohenden Krieg aufzuhalten, und schickte eine weitere Delegation ins Nachbarland.

Die Emissäre, darunter Pakistans Geheimdienstchef, sollten den Taliban-Führer Mullah Omar in letzter Minute überreden, seinen Gast doch noch auszuliefern. Der oberste Taliban hörte freundlich zu, schickte die Delegation jedoch ohne Bin Laden zurück und versuchte noch einmal, Zeit zu gewinnen.

Zuerst müssten die USA „ihre Sturheit aufgeben“, verkündete der Geistliche, dann sei Afghanistan bereit, neu zu verhandeln.

Hans Hoyng, Siegesmund von Ilsemann, Dirk Koch, Jörg. R. Mettke, Christian Neef, Gerhard Spörl

Werbeseite

Werbeseite

EUROPÄISCHE UNION

Moral statt Machiavelli

Feuerprobe für Europas Außenpolitik: Brüssels Spitzendiplomaten werben in der Krisenregion für den Kampf gegen den Terrorismus. Doch der Palästina-Konflikt spaltet die Europäer.

BENOIT DOPPAGNE / DPA

EU-Besucher Solana, Michel (r.), Gastgeber Chatami: *Den Westen kritisiert*

Großes hatte sich Louis Michel vorgenommen. Mit einer wegweisenden Rede über „neue Formen der Uno-Organisation“ wollte der belgische Außenminister auf der Vollversammlung der Vereinten Nationen in New York vor über 150 Kollegen brillieren. Ein Belgier als Vordenker für neue Strukturen der Weltgemeinschaft, das hätte einen Höhepunkt in der EU-Präsidentschaft des kleinen Königreichs werden können.

Nun aber haben die Terrorattacken auf die USA den Visionär „in die Realität zurückgerissen“ und nach Teheran verschlagen. Und da scheint nicht einmal der sonst so optimistische Michel auf ein wenig Glanz für Belgien zu hoffen, als sich der zur Begrüßung entsandte Vizeaußenminister nur für die Fotografen ein kurzes Lächeln abringt. Die zum Toast gereichten Fruchtsäfte könnten kühler sein, die Stimmung kaum.

Assistiert vom Hohen Repräsentanten der Europäischen Union für Außen- und Sicherheitspolitik, Javier Solana, und dem EU-Außenkommissar Chris Patten, war Michel Anfang voriger Woche zu einer beispiellosen „Shuttle-Diplomatie“ aufgebrochen. Von Islamabad bis Damaskus wollte die Troika mitschmieden an der internationalen Koalition gegen den Terror.

Auf ihrer ersten Station in Pakistan werden die EU-Vertreter von Außenminister Abdul Sattar noch als die „weisen Männer von Europa“ gelobt. Internationale Politik gerät zu einem großen Basar: Eindeutige Bekenntnisse zur Anti-Terror-Allianz werden gegen humanitäre Hilfen aufgewogen. Patten, der Mann mit dem europäischen Scheckbuch, stellt noch in Islamabad 20 Millionen Euro zur Linderung des Flüchtlingselends in Aussicht. Wenn Pakistans Militärregime sich an den „Fahrplan zur Demokratie“ hält und im Oktober 2002 tatsächlich Wahlen stattfinden sollten, winkt zudem ein „upgrading“ bei den Beziehungen, also weiteres Geld.

Nach dem Mittagessen mit General Pervez Musharraf ist die Delegation geradezu begeistert von der „Kooperationsbereitschaft“ des Staatschefs. Manchem gilt Musharraf jetzt als „denkender Soldat“, der das Land auf den Weg zu einer Art Türkei des indischen Subkontinents führen könnte. Selbst eine von starken Militärs maßgeschneiderte Demokratie wäre schließlich schon ein Fortschritt.

Der Zwang zum Schulterschluss lässt Europas Moralisten in Islamabad bescheiden werden – und erst recht in Teheran. Dort hat sich der eher liberale Staatschef Mohammed Chatami noch kurz vor ihrem Eintreffen öffentlich einer Ablehnungsfront um Ägyptens Präsident Husni Mubarak angeschlossen, die vor übereilten Militärschlägen in Afghanistan warnt.

So beten die bemühten EU-Emissäre ihr Troika-Credo vor: dass sie den Terror verurteilen und nicht den Islam, dass es keinen Unterschied gibt zwischen guten oder schlechten Terroristen und dass Europa in Treue fest zu den USA steht – wo es ja, Gott sei Dank, noch den bedächtigen Außenminister Colin Powell gibt.

Außenminister Kamal Charrasi, der eher zu den Hardlinern im Kabinett von Chatami zählt, kontert mit dem Hinweis auf Bushs Rede vom „Kreuzzug“ und die Großzügigkeit der Europäer gegenüber den militanten Volksmudschahidin, die das Mullah-Regime aus dem Ausland mit aller Gewalt stürzen wollen. Und außerdem: Wo bitte bleiben die „Beweise“, die Washington angeblich für die Verantwortlichkeit Osama Bin Ladens vorliegen?

Wie angenehm ist da der eher philosophische Exkurs mit dem feinsinnigen Chatami. Der zitiert Machiavelli, wenn er den Westen kritisieren will, und fordert mehr „Moral“ in der Politik. Gerade wer aus Brüssel kommt, kann das nur begrüßen.

Den „Finger in die Wunde“ der Europäer, sagt ein Delegationsmitglied, legt ausgerechnet der saudi-arabische Außenminister Prinz Saud al-Feisal. Im Gespräch mit den „Freunden“ aus Europa zeigt sich Feisal, wie auch Kronprinz Abdullah, so beinhart, wie es die Delegation erst für Damaskus befürchtet hatte. Der syrische Präsident Baschar al-Assad verurteilt zwar wie alle arabischen Staatschefs – mit Ausnahme des Irakers Saddam Hussein – die Terrorangriffe auf die USA. Doch ganz wie einst der alte Assad hält auch der Junior den verhassten Judenstaat für die Wurzel allen Übels.

Auch wenn der Name nicht fällt, die Botschaft der Saudis und auch Assads ist deutlich: Sie erwarten von der EU entschiedenen Druck auf die Regierung von Ariel Scharon. Die Unterdrückung der Palästinenser gilt in der islamischen Welt als wahrer Nährboden für den Extremismus. Über den rechten Umgang mit Israel aber ist die Troika uneins. Solana ist davon überzeugt, dass politischer Druck und wirtschaftliche Sanktionen gegenüber Israel die Regierung Scharon kein Jota von ihrer Siedlungspolitik oder Vergeltungsstrategie abbringen würden. Außenkommissar Patten hingegen steht für eine rauere Gangart. Aber ein Patten allein in Brüssel reicht weder den Saudis noch den Syrern.

Wo bitte bleiben die Beweise für die Schuld Bin Ladens?

Trotz weiterhin bestehender fundamentaler Meinungsunterschiede hat die Reise für Michel dennoch Großes bewegt. Nach dieser schwierigen Mission sei der „Geist aus der Flasche“. Michel: „Jetzt wird Europa erwachsen.“

DIETER BEDNARZ

Werbeseite

Werbeseite

C. BOISVIEUX / GAMMA / STUDIO X (L.); YVES HERMAN / REUTERS (R.)

Schlucht auf dem Weg zum Khyber-Pass, Präsident Musharraf: *Blitzartig bekehrt zur neuen amerikanischen Weltreligion*

PAKISTAN

Lohn der Wende

Das einst geächtete Militärregime in Islamabad erhofft sich für seine Abkehr von den afghanischen Taliban milliardenschwere Zuwendungen aus dem Westen.

Vor den Straßencafés flanierten junge Frauen in Jeans und Miniröcken, die Restaurants schenkten Bier und Hochprozentiges aus, die Kinos zeigten Actionfilme aus Hollywood oder zuckersüße Erotik-Epen aus Bombay: Kabul, die Hauptstadt Afghanistans, war nicht nur die Traum-Destination Haschisch kiffender Hippies, sondern galt einst unter jungen Muslimen im benachbarten Pakistan wegen der freien Sitten als geschätzte Hochburg des Liberalismus.

„Längst sieht es dort aus wie nach der Schlacht von Stalingrad, und die Zeit der selbstbewussten Studentinnen, die einem offen ins Gesicht blickten, scheint unter der Taliban-Herrschaft einem versunkenen Zeitalter anzugehören“, sinniert Rahimullah Yusufzai, der den Namen eines der großen Paschtunen-Stämme von Pakistan und Afghanistan trägt. „In meiner Jugend aber war für aufgeklärte Muslime eine Kabul-Reise das höchste der Gefühle.“

Vor 30 Jahren herrschte im „Palast der Herzenswonne“ scheinbar unangefochten der König Zahir Schah aus der Dynastie der Durrani-Paschtunen, die seit gut zwei Jahrhunderten die Stämme Afghanistans unter Kontrolle hielt. Selbst nach Zahir Schahs Absetzung – er weilte zur Kur auf Ischia, als sein Vetter Mohammed Daud 1973 putschte – blieb der lockere Lebensstil noch eine Weile erhalten.

„Gemessen an allem, was hinterher kam, war die Epoche Zahir Schahs das Goldene Zeitalter der Afghanen“, meint der Politologe Rahimullah, der in Peschawar sein Brot als Reporter und wandelndes Orakel verdient. Er kennt Osama Bin Laden von Gesprächen in Kandahar, er hat die Aufzucht der Taliban in ihren pakistanischen Brutstätten verfolgt. Und er hält den 86-jährigen Exil-Monarchen in Rom, der den Thron 1933 bestieg und 40 Jahre lang regierte, für eine Integrationsfigur und politische Alternative. Gut die Hälfte der 25 Millionen Afghanen spricht Paschtu oder hat paschtunische Wurzeln und sieht in dem Stammesgenossen Zahir Schah, so Rahimullah, eine zwar verblasste Führerfigur

„Warum sollen Muslime keine gemeinsame Kampffront entwickeln?“

– „aber die einzige, die nicht von oben bis unten mit Blut besudelt ist“.

Solche Töne klingen in Peschawar sogar aus dem Munde eines Paschtunen ungewöhnlich. Pakistan hatte für diesen König, der zumindest in seiner Hauptstadt ein vergleichsweise tolerantes Regime geführt hatte, nie etwas übrig. Nach der sowjetischen Invasion Afghanistans vom Dezember 1979 wollte Sayyid Gailani, einer der Führer des afghanischen Widerstands, die vorwiegend islamistische Einheitsfront gegen die Russen hinter der Symbolgestalt des exilierten Monarchen vereinigen.

Doch keine Chance: Pakistans Militärherrscher Zia ul-Haq und Amerikas CIA-Direktor William Casey torpedierten den Versuch. Neben den sieben Mudschahidin-Gruppen in Peschawar, die gegen die Sowjetmacht gerüstet wurden, war der Durrani-Stamm des Königs nicht vertreten. Dafür wurden radikale Islamisten, die früher in Afghanistan keine dominierende Rolle gespielt hatten, in den achtziger Jahren durch pakistanische Förderung und durch Geld und Waffen der CIA zur stärksten, fast einzigen Gegenmacht der Russen gepäppelt – und so zu künftigen Herrschern des Landes prädestiniert. Die Taliban mit ihrem radikalen Islamismus sind die Erben dieser unheiligen Allianz.

Generalleutnant im Ruhestand Hamid Gul war einer der Hauptdrahtzieher – als Kopf des pakistanischen Geheimdienstes ISI (Inter-Services Intelligence) unter Zia ul-Haq und Benazir Bhutto. Der Mann, der im Habitus eines britischen Offiziers auftritt, vermag dahinter den militanten Glaubenskrieger kaum zu tarnen: „Die Kommunisten haben internationale Brigaden, der Westen hat die Nato – warum sollen Muslime keine gemeinsame Kampffront entwickeln?“, fragte er nach dem Abzug der Sowjets 1989 und vor der Einnahme Kabuls durch die Mudschahidin.

Was darunter zu verstehen war, hatte General Gul bereits in den Jahren zuvor gezeigt: Der afghanische Widerstand gegen die Sowjets diente nebenbei zur Ausbildung von Freiwilligen vieler Länder: Saudi-Araber und Algerier, Usbeken und Ägypter, Kuweiter und Uiguren, ja selbst philippinische Moros wurden von den Pakistanern über den Khyber geschleust und eingeweiht in die Künste des Dschihad, in Nahkampf, Subversion und Terrorismus. Schon 1980 erschien in Peschawar erstmals ein reicher junger Mann aus Saudi-Arabien, der noch von sich reden machen sollte: Osama Bin Laden.

Heute bebt der Ruhestandsgeneral Hamid Gul vor Empörung, weil Pakistan, Islamische Republik und „Land der Reinen“, sich durch Untreue und Verrat selbst be-

Entsetzliche Schreie

Ein deutscher Helfer beschreibt die katastrophale medizinische Versorgung Afghanistans.

An viel Blut ist der Mann gewöhnt. Verstümmelte Gliedmaßen, offene Wunden – alles Routine für Miernasrodien Rafizada, Operationspfleger der Universitätsklinik Ulm.

Doch was Rafizada, 49, in den vergangenen Wochen in den Krankenhäusern der afghanischen Hauptstadt Kabul erlebt hat, lässt ihn noch heute schaudern. Dort müssen Ärzte und Helfer fast immer ohne Narkose und ohne Hygienemaßnahmen ihre Patienten in verdreckten Räumen operieren.

Seit die Taliban in Afghanistan herrschen, gibt es kaum Geld mehr für Medikamente, fast alles wird für Waffen und Moscheen ausgegeben. Nur bei Tumor-Operationen am Kopf oder auch bisweilen bei Kindern verabreichen Mediziner Ketanest, ein Narkosemittel, das zwar betäubt, doch furchtbare Alpträume verursacht.

Seit zwei Jahren bringt der gebürtige Afghane Rafizada, der seit 1979 in der Bundesrepublik lebt und längst einen deutschen Pass hat, Medikamente und Ausrüstung in seine gepeinigte Heimat. Er war in Kabul, als in New York das World Trade Center einstürzte. Er konnte das Land am 19. September gerade noch verlassen – einer der letzten internationalen Helfer.

Dabei hätte das unter der Knute der Taliban lebende Volk vor allem medizinische Hilfe dringend nötig. Seit die Gotteskrieger sein Land unterjochen, erkennt selbst Rafizada es kaum wieder: Männer dürfen sich nicht rasieren, Frauen erhalten nur selten eine Ausbildung – ohne männlichen Verwandten dürfen sie sich nicht auf den Straßen zeigen.

Die Taliban wandeln viele Schulen in Koranschulen um. In den regulären Schulen lassen die Fanatiker aus den Bergen derweil das Mobiliar zerschlagen – ohne Bildung sind die Menschen leichter beeinflussbar. „Die erzeugen eine Nation von Analphabeten“, empört sich Rafizada.

Nur 20 Prozent der Bevölkerung haben sauberes Trinkwasser. Nun droht eine Hungersnot. „Afghanistan ist wie ein großes Konzentrationslager, die Taliban sind die Wächter, und die anderen sind drin“, sagt Egon Köstner. Der Narkosearzt arbeitet auch an der Uniklinik in Ulm. Er ist Vorsitzender des Vereins „Ulmer Initiative – Ein Krankenhaus für Kinder und Frauen in Kabul e. V.“. Seit 1999 organisiert der Verein Hilfstransporte nach Afghanistan.

Als Köstner vor zwei Jahren das erste Mal mit Rafizada nach Kabul reiste, war er von der Gastfreundschaft der Afghanen überwältigt und „von allem anderen geschockt“. Die Zunge eines Mannes wurde ohne Narkose genäht, entzündete Mandeln bei vollem Bewusstsein aus dem Hals geschabt. „Es ist grauenhaft“, sagt Rafizada, immer wieder seien auf den Fluren der Krankenhäuser entsetzliche Schreie zu hören.

Mädchen dürfen ab ihrer ersten Menstruation nicht mehr von Männern behandelt werden. Ärztinnen gibt es aber kaum noch. Die Folge: Patientinnen sterben an Krankheiten, die in anderen Ländern behandelt werden könnten. Nun, ohne die ausländischen Hilfsorganisationen im Land, dürfte die Todesrate schnell ansteigen, glaubt Rafizada.

Monatelang hatte er seine Tour vorbereitet, sich einen Bart wachsen lassen, damit er wie ein Einheimischer aussah. Den gespendeten alten Lastwagen belud Rafizada mit drei Tonnen medizinischer Ausrüstung, mit OP-Lampen, Narkosegerät, Operationsfäden und Spritzen.

MIERNASRODIEN RAFIZADA / RAINER KWIOTEK / ZEITENSPIEGEL

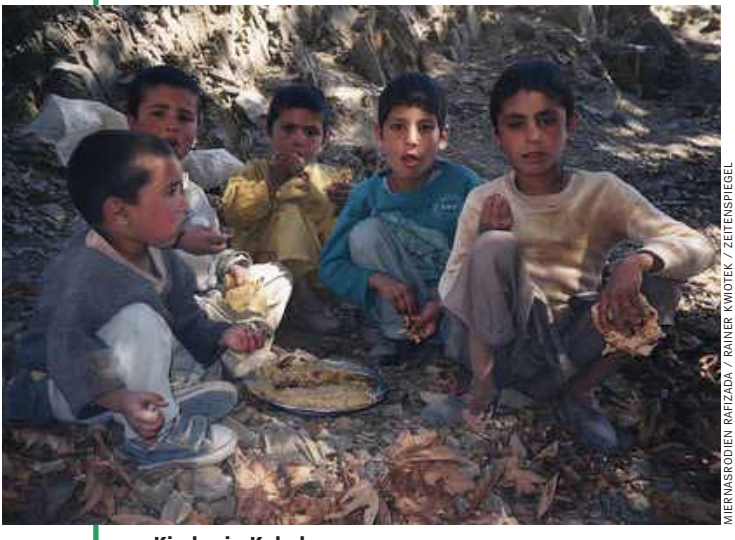
Helfer Rafizada
Hilfsgüter weggesperrt

Am 10. August ging er allein auf die 5000-Kilometer-Reise, und am 2. September kam Rafizada an. Jeder Faden, jede Kompresse, alles wurde im Indira-Gandhi-Kinderkrankenhaus in Kabul gezählt und weggesperrt. Drei Personen haben einen Schlüssel, doch nur alle zusammen können das Lager öffnen. „Wenn wir das nicht verlangen, können wir unsere Hilfsgüter in einer Woche auf dem Basar kaufen“, weiß Rafizada.

Am 11. September hörte er über seinen Weltempfänger von den Anschlägen in Amerika. Als er Tage später das Land verlassen wollte, verweigerten ihm die Taliban die Ausreise. Zwei Tage lang wurde Rafizada verhört – angeblich um zu klären, ob er missioniert habe. Nur mit Hilfe seiner Familie, die in Afghanistan noch immer Ansehen genießt, und mit Schmiergeld-Dollars schaffte er es, acht Tage nach den Anschlägen, zur pakistanischen Grenze.

Bis heute, so Rafizada, hätten die Menschen in Afghanistan wohl weder Fotos noch Fernsehbilder von den grauenhaften Anschlägen gesehen. Viele im einfachen Volk ahnten allenfalls, dass draußen in der Welt etwas Schreckliches passiert sein musste, weil plötzlich alle westlichen Helfer verschwunden waren.

FELIX KURZ



MIERNASRODIEN RAFIZADA / RAINER KWIOTEK / ZEITENSPIEGEL

Kinder in Kabul
„Die erzeugen eine Nation von Analphabeten“

CHRIS HONDROS / GETTY IMAGES

Freundschaftskundgebung für die USA*: *Nationale Solidarität der schweigenden Mehrheit*

fleckt hat. Denn das Militärregime von General Pervez Musharraf, 58, hat in den vergangenen drei Wochen eine atemraubende außenpolitische Kehrtwende vollzogen. Seit den massenmörderischen Todesflügen islamistischer Glaubenskrieger gegen das World Trade Center in New York und das US-Verteidigungsministerium am Potomac ist General Musharraf von einem frommen Förderer der Dschihad-Kultur blitzartig zur neuen Weltreligion aus Amerika, dem Antiterrorismus, konvertiert.

Ganz überraschend war der Kurswechsel nicht. Die Amerikaner hatten bereits im vergangenen Jahr – unter Präsident Bill Clinton – damit gedroht, Pakistan, ein Land von immerhin 140 Millionen Einwohnern und im Besitz der Atombombe, zum „terroristischen Staat" zu erklären. Die Gründe wogen schwer: In den Madrassen (Religionsschulen) vor allem der North West Frontier Province erhielten Zehntausende afghanischer Kinder und Jugendlicher ihre Gehirnwäsche für die Qualifikation zum Taliban-Nachwuchs.

Außerdem half Pakistan unter Musharraf, der sich im Oktober 1999 an die Macht geputscht hatte, weiterhin – genau wie unter den demokratisch gewählten Vorgänger-Regierungen – dem Gewaltregime der Taliban mit Rat, Tat und Personal bei der Unterdrückung der Afghanen. Nicht zu reden von den so genannten Freiheitskämpfern, die Pakistan zu terroristischen Zwecken in den von Indien annektierten Teil Kaschmirs zu entsenden pflegte. Dabei handelte es sich vielfach um islamistische Fanatiker mit afghanischer Fronterfahrung: erst Mudschahidin, später Taliban.

Durch den Druck der Clinton-Regierung hatte sich Musharraf auf eine schärfere Gangart der USA eingestellt. Als sich der Himmel über New York und Washington am 11. September mit dem Flammenfanal einer neuen Dimension des Terrors verfärbte, reagierte der General nüchtern-pragmatisch. Er war bereit für die Konsequenz, die George W. Bush mit alttestamentarischer Strenge formulierte: Wer fortan nicht mit uns ist, der ist gegen uns. Eine Einstufung als „Schurkenstaat" durch die USA hätte jetzt durchaus bedeuten können, dass die Amerikaner das pakistanische Atom- und Raketenpotenzial vernichteten.

Unbeirrt vom Gezeter und Fäusteschütteln der Mullahs und Maulanas vollzog Musharraf die Wende um 180 Grad. Das Regime der Taliban wird seither unter Druck gesetzt, die Auslieferung Osama Bin Ladens an die Amerikaner empfohlen, und die Pakistaner werden psychologisch auf einen Durchmarsch oder gar die Stationierung von US-Einheiten vorbereitet. Im Gegenzug huldigen die westlichen Industrieländer den Militärherrschern von Islamabad mit vorauseilendem Applaus, als wären diese schon unterwegs zur Westminster-Demokratie (siehe Seite 164). Dabei betreibt Musharraf ein durchaus diktatorisches Regime, das mit den Menschenrechten betont unzimperlich verfährt und asketisch auf den Luxus einer Volksvertretung verzichtet.

LUDWIG / SIPA PRESS

General Gul (1990)
Vom Verrat empört

Doch noch ist nicht einmal ausgemacht, ob der pakistanische Geheimdienst – jahrelang Förderer der Taliban – mit dem Regime des einäugigen Mullahs von Kandahar wirklich gebrochen hat. Oder ob nicht auch weiterhin in Pakistan ausgebildete Gotteskrieger zur Abwechslung nach Kaschmir oder Afghanistan geschleust werden.

Der übermächtige Nachbar Indien ist verstört über die Wiederannäherung zwischen den früheren Verbündeten USA und Pakistan: Die Regierung in Delhi hatte von Bush nach den Anschlägen erhofft, dass er das pakistanische Militärregime wegen der Terroristen in Kaschmir an den Pranger stellen würde. Stattdessen sind die beiden – das neue Terroropfer USA und der langjährige Terror-Sponsor Pakistan – ein Herz und eine Seele.

Die mit ihrer Armada vorrückenden Amerikaner können sich schwerlich auf afghanisches Terrain wagen, ohne die Hilfe des pakistanischen ISI in Anspruch zu nehmen – jenes militärisch geführten Geheimdienstes, der über Afghanistan und die Taliban und über den Terroristenführer Bin Laden als deren einstiger Freund und Förderer am besten Bescheid weiß.

Für Pakistan machte sich der Übertritt in die Weltgemeinschaft der Terrorgegner bereits bezahlt. Die Sanktionen gegen die Atommacht, die mit der Zündung mehrerer nuklearer Sprengsätze die Weltgemeinschaft erzürnt hatte, sind aufgehoben. Ebenso die wirtschaftlichen Strafen, die der Militärputsch Musharrafs automatisch nach sich gezogen hatte. Die USA, Westeuropa und Japan öffnen die Schleusen der Hilfe, das Regime kann mit frischen Dollar-Milliarden rechnen.

„Der verstoßene Paria Pakistan wurde plötzlich zum heimgekehrten Sohn, dem von den Amerikanern alle alten Sünden

„Der Paria Pakistan wurde plötzlich zum heimgekehrten Sohn"

vergeben werden", bemerkt sarkastisch der Brigadegeneral im Ruhestand Anwar ul-Haq – ein Vetter des früheren Diktators Zia; der hatte mit der Einrichtung von Koranschulen für afghanische Flüchtlingskinder in den achtziger Jahren auch die intellektuellen Grundlagen für die Entstehung der Gotteskrieger geschaffen.

Zu einem persönlichen Triumph für Musharraf reichen die großzügigen Vorleistungen des Westens vorerst freilich nicht. Am Donnerstag gab der General der „schweigenden Mehrheit" des Volkes Gelegenheit, für die „nationale Solidarität" und gegen die Gewalt größere Massen zu mobilisieren, als die radikalen Islamisten bis dahin für die Taliban und für Osama Bin Laden auf die Straße gebracht hatten. Es war gut gemeint, und der Mittelstand von Islamabad hat auf den breiten Avenuen Tausende dazu gebracht, gegen den Terror zu demonstrieren.

Gegen die antiamerikanischen Umzüge der Fanatiker, bei denen Nachbildungen Bushs und das Sternenbanner unter Gejohle in Flammen aufgehen, hatte diese Demonstration des guten Willens und der braven Bürger keine Chance. CARLOS WIDMANN

* Am 27. September im Sportstadion von Peschawar.

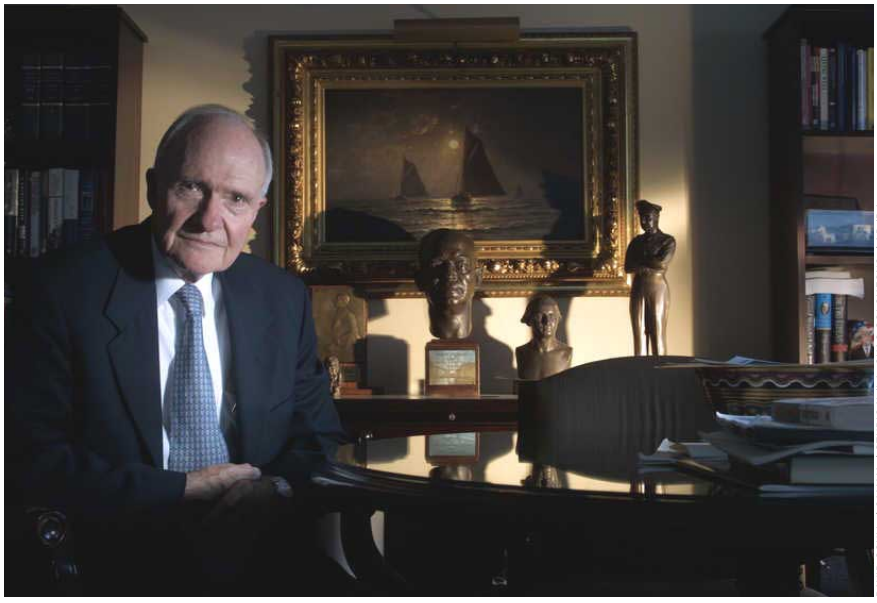
Werbeseite

Werbeseite

USA

„Ein nützliches Symbol“

General a. D. Brent Scowcroft über den Krieg als untaugliches Mittel gegen Terroristen und die Jagd auf Bin Laden



DAVID SCULL / GAMMA / STUDIO X (L.); CHAO SOI CHEONG / AP (R.)

Ex-Sicherheitsberater Scowcroft, Terrorangriff auf das New Yorker World Trade Center: *„Eine Invasion mit Bodentruppen wäre sinnlos“*

Scowcroft, 76, berät heute George W. Bush in der Außenpolitik. Er war unter den Präsidenten Gerald Ford und George Bush Senior Chef des Nationalen Sicherheitsrats.

SPIEGEL: Mr. Scowcroft, ist es sinnvoll, vom „Krieg“ gegen den Terrorismus zu sprechen?

Scowcroft: Ja und nein. Sinnvoll, weil Krieg der Mobilisierung dient; das ist hier in den USA und auch in den meisten anderen Ländern der Welt notwendig, mit denen wir eine große Allianz bilden wollen. In den ersten Tagen war die Rede vom Krieg vor allem ein Weckruf. Die Wortwahl hat ihren Zweck erfüllt. Andererseits ist Krieg ein etwas irreführender Begriff, was die Natur des Konflikts angeht. Denn der Kampf gegen Terroristen ist kein Krieg im herkömmlichen Sinn, bei dem es traditionell um einen geografisch bestimmbaren Widersacher mit Armee, Luftwaffe und Marine geht.

Terroristen sind obskure Gegner, die sich verstecken, überraschend zuschlagen, wenig Unterstützung haben und kaum eine Infrastruktur, die man angreifen könnte.

SPIEGEL: Hegen Sie die Hoffnung, dass Terrorismus weltweit eliminiert werden kann?

Scowcroft: Nein, es gibt kaum Kriege, in denen der Gegner völlig „beseitigt“ wird. Terrorismus lässt sich höchstens kontrollieren und auf sporadische Ausbrüche einschränken. Aber die Begrenzung wird nicht einfach sein.

SPIEGEL: Wie lässt sich Terrorismus eindämmen?

Scowcroft: Zuerst müssen wir eine große Koalition der Länder formieren, die Terrorismus als eine Bedrohung unserer Zivilisation ansehen. Wir müssen die Geheimdienste nutzen, um terroristische Netzwerke und Zellen genauer zu verstehen. Wir müssen uns in ihre Kommunikationssysteme einklinken, damit wir wissen, von

> **„Es gibt kaum Kriege, in denen der Gegner völlig ‚beseitigt‘ wird“**

wo aus sie mit wem über was reden. Danach müssen wir an ihr Geld, die Kanäle ausfindig machen und den Geldhahn zudrehen. Schließlich muss jemand in die Terroristenorganisationen eindringen.

SPIEGEL: Das klingt so, als sei eine Militäraktion vergleichsweise nachrangig.

Scowcroft: Nichtmilitärische Maßnahmen sind effizienter als jedes Kriegsszenario. Aber es gibt natürlich in Amerika das Bedürfnis nach einem Militärschlag als Antwort auf die schrecklichen Angriffe. Diese Erwartung muss irgendwie erfüllt werden. Aber ich warne vor hochfliegenden Hoffnungen: Selbst wenn es möglich wäre, den Aufenthaltsort von Osama Bin Laden herauszufinden, selbst wenn eine Spezialtruppe ihn gefangen nehmen könnte – das würde das Problem nicht lösen.

SPIEGEL: Weil Bin Laden als zentrale Figur des Terrorismus überschätzt wird?

Scowcroft: Vermutlich. In Wahrheit wissen wir nicht besonders viel über ihn. Er ist eine, aber vielleicht nicht einmal die zentrale Figur in einer sehr losen Koalition von Zellen und Gruppen, die manchmal autonom, manchmal gemeinsam operieren. Er ist zu einem nützlichen Symbol geworden. Wer von Bin Laden spricht, meint ihn stellvertretend für terroristische, hassgetriebene Kräfte.

SPIEGEL: Glauben Sie denn, es sei gar nicht entscheidend, ob ihm Anstiftung oder Inspiration für die Anschläge in Amerika nachzuweisen ist?

Scowcroft: Ich persönlich zweifle nicht an seiner Verantwortung. Aber vermutlich macht es keinen Unterschied, ob er wirklich dahinter steckt oder nicht.

SPIEGEL: Dennoch schickt Amerika gerade seine Soldaten in einen Krieg gegen ihn.

Scowcroft: Wir fangen erst mal mit Bin Laden an. Dann sollten wir die ganze Struktur der terroristischen Netzwerke entwirren. Und wie auch immer die miteinander verbunden und verwoben sein mögen: Wir

Werbeseite

Werbeseite

werden sie dann ausmerzen können. Ob Bin Laden nun primär verantwortlich ist oder nicht, ändert daran nichts.

SPIEGEL: Heute ist Bin Laden für Amerika Staatsfeind Nr. 1. Im Golfkrieg 1991 war dies Saddam Hussein. Bedauern Sie, dass der Iraker damals nicht entmachtet wurde?

Scowcroft: Natürlich wäre es am angenehmsten gewesen, wenn er im Krieg gleich mitgestürzt worden wäre. Aber wenn wir – wie viele damals gefordert haben – weiter nach Bagdad vorgestoßen wären, wenn wir

Oberbefehlshaber Bush
Eine große Allianz?

das Land besetzt, ihn vertrieben oder vernichtet hätten, wäre die internationale Allianz gespalten worden. Unsere arabischen Partner wären ausgestiegen. Sie waren nicht bereit, ein arabisches Land mit zu besetzen. Wenn die USA als Besatzer in einem arabischen Land aufgetreten wären, hätten wir Dutzende Osama Bin Ladens produziert.

SPIEGEL: Haben Sie 1991 eine Ahnung gehabt, wie viel Hass auf die Vereinigten Staaten der Golfkrieg auslösen könnte?

Scowcroft: Ja, es gab schon damals große Bedenken. Deshalb blieben unsere Truppen in Saudi-Arabien tief in der Wüste stationiert. Wir haben allerdings nicht wirklich vorhergesehen, wie sehr unsere Präsenz dort die Menschen aufstacheln würde.

„Ich warne vor Afghanistan, einem Land mit wenig Zielen“

Und die Saudis haben auch sehr deutlich gemacht, dass sie eine dauerhafte Anwesenheit ausländischer Einheiten nicht tolerieren könnten.

SPIEGEL: Ist heute nicht das Risiko groß, dass Osama Bin Laden zu einem Märtyrer stilisiert wird, weil er zwei Supermächten – erst der Sowjetunion, dann den USA – den Krieg erklärt hat?

Scowcroft: Es lässt sich nicht verhindern, dass er als Märtyrer gefeiert wird, wenn er stirbt. Deswegen würde ich dringend dazu raten, ihn lebendig zu schnappen, ihm den Prozess zu machen und ihn ins Gefängnis zu stecken. In einer Zelle wäre Schluss mit dem Traum vom historischen Ruhm.

SPIEGEL: Was können die USA ihren Verbündeten heute für ihre Kooperation anbieten?

Scowcroft: Viel, den Pakistanern haben wir bereits signalisiert, dass wir unsere Beziehungen mit ihnen verbessern werden, mit den Russen können wir über allerlei verhandeln …

SPIEGEL: … über den Anti-Raketenschild zum Beispiel, den die Regierung Bush unbedingt bauen und Moskau gern verhindern will?

SPIEGEL: Was bedeutet das für die Kriegsführung?

Scowcroft: Nun, Afghanistan flächendeckend mit B-52 Bombern anzugreifen, wäre ziemlich kontraproduktiv.

SPIEGEL: Bodentruppen sind auch kein probates Mittel?

Scowcroft: Eine Invasion mit Bodentruppen wäre sinnlos, genauso wie ein paar auf gut Glück verschossene Cruise Missiles. Erinnern Sie sich an Clintons Antwort 1998 nach den Anschlägen auf zwei

MARK WILSON / GETTY IMAGES (L.); FALCO RICHARD / SIPA PRESS (R.)

Golfkriegsparade in New York (1991): *Bedürfnis nach einem Militärschlag*

Scowcroft: Ja, natürlich. Die große Koalition bietet eine Chance auf internationale Kooperation, mit Perspektiven weit über den Kampf gegen den Terrorismus hinaus.

SPIEGEL: Wie, wenn überhaupt, soll Afghanistan bekämpft werden: aus der Luft, durch eine Invasion mit Bodentruppen oder eine militärische Unterstützung für die afghanische Nordallianz?

Scowcroft: Ich warne vor Afghanistan, einem Gebiet mit wenig militärisch bedeutenden Zielen. Die Taliban sind arm, die Regierung ist nur rudimentär vorhanden. Die Taliban haben zwar einige bewaffnete Einheiten, aber das ist auch alles. Wir können der Nordallianz militärische Hilfe anbieten, doch es bleibt schwer, vernünftige Ziele zu finden. Am sinnvollsten ist die Einwirkung über Pakistan, denn die Taliban sind von Pakistan abhängig. Und das geschieht ja auch.

SPIEGEL: Aber darin besteht eine zusätzliche Gefahr, denn Präsident Musharraf hat durch seine Kooperation mit den Vereinigten Staaten seine politische Existenz aufs Spiel gesetzt.

Scowcroft: Ja, die Lage dort ist instabil und höchst problematisch. Wir brauchen Pakistan, und deshalb müssen wir extrem behutsam vorgehen. Wir müssen in Betracht ziehen, dass viele Pakistaner mit den Taliban und Osama Bin Laden sympathisieren. Wir müssen den Terrorismus und Länder, die ihn unterstützen, so bekämpfen, dass wir nicht andernorts weitere Terroristen produzieren.

amerikanische Botschaften in Afrika. Er schlug zweimal zurück: einmal gegen eine pharmazeutische Anlage in Khartum, einmal gegen ein Camp Bin Ladens. Das Lager war leer, die Cruise Missiles trafen ein paar schlappe Zelte; die pharmazeutische Anlage war nichts weiter als eine pharmazeutische Anlage. Die USA standen schwach, ohnmächtig und ahnungslos dar. Das darf uns auf keinen Fall noch mal passieren.

SPIEGEL: Das größte Problem besteht darin, Bin Laden zu finden.

Scowcroft: Ja, wenn wir wissen, wo er ist, dann fangen wir ihn auch. Die Pakistaner kennen vielleicht seinen Aufenthaltsort, einige in der afghanischen Nordallianz sollten wissen, wo er steckt, die Russen wissen es vermutlich oder auch die Iraner. Das müssen wir erfahren.

SPIEGEL: Und wenn ihn amerikanische Soldaten gefangen haben, was dann?

Scowcroft: Die ideale Lösung wäre, ihn vor Gericht zu stellen.

SPIEGEL: Könnte das wie im Fall der Pan-Am-Maschine, die Terroristen über dem schottischen Lockerbie explodieren ließen, ein Gericht außerhalb der Vereinigten Staaten sein?

Scowcroft: So etwas wie der in Holland tagende schottische Gerichtshof könnte auch im Fall der Anschläge in den USA eine gute Lösung sein. Ich bezweifle aber, dass wir Bin Laden überstellen würden, wenn er in amerikanischer Obhut wäre.

INTERVIEW: CAROLIN EMCKE, GERHARD SPÖRL

Werbeseite

Werbeseite

SAUDI-ARABIEN

Die Stiefkinder des Terrors

Heimat der heiligsten Stätten des Islam, Reich des Erdöls: Saudi-Arabien gilt als Partner des Westens und jagt seinen verlorenen Sohn Osama Bin Laden. Doch bei der Bekämpfung des Islamismus ist das Königreich nicht Teil der Lösung, sondern Teil des Problems.

ABBAS / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Pilger in Mekka: *Zentrum des Glaubens, Brutstätte der Gewalt*

Einmal im Leben zum Allerheiligsten pilgern, den Schwarzen Stein küssen, in zwei blütenweiße Tücher gehüllt die Kaaba umrunden, mit 49 Würfen den Satan steinigen! Einmal im Leben zur Wallfahrt nach Mekka, zur Hadsch! Die Reise ist allen Gläubigen als religiöse Pflicht auferlegt, und jedes Jahr kommen sie aus allen Ecken der Welt und aus allen Bevölkerungsschichten: Bauern aus Bangladesch, Studenten aus dem Sudan, Geschäftsleute vom Golf. Mit altersschwachen Booten, mit baufälligen Tupolews oder mit den Flüsterjets der Saudia, Wallfahrt de luxe.

Im Gebiet des heutigen Saudi-Arabien predigte Mohammed, gründete er das erste islamische Staatswesen, liegen mit Mekka und Medina die wichtigsten islamischen Heiligtümer. Wenn diese Religion, zu der sich weltweit über 1,2 Milliarden Menschen bekennen, einen Mittelpunkt hat, dann ist er hier. Regiert wird das Wüstenreich mit seinen 21 Millionen Einwohnern (darunter 6 Millionen Gastarbeiter, die schmutzige Arbeiten erledigen) von König Fahd, 78. Er nennt sich auch „Hüter der beiden heiligen Stätten“, was den Anspruch des Königshauses betonen und seine religiöse Legitimierung festigen soll.

Und nun das: Es stellt sich heraus, dass dort, wo der Glauben sein Zentrum hat, auch der Terrorismus zu Hause ist. Osama Bin Laden, in Dschidda geboren und bis zu seiner Ausbürgerung 1994 saudi-arabischer Staatsbürger, erweist sich als hochgradig verdächtig, Drahtzieher des Terrors zu sein. Den konnte man noch als verlorenen Sohn abtun, er wurde auch von den Behörden in Riad gesucht.

Aber wirklich verheerend für das Prestige des Staates, der Washington wie London, Paris wie Berlin zu seinen Freunden zählt: Mindestens 12 der bis jetzt identifizierten 15 Selbstmordattentäter, die am

KHALED AL-SAYED / AFP / DPA

Königsfamilie in Riad
„Die Stunde Saudi-Arabiens“

11. September die vier Flugzeuge in ihre Gewalt gebracht hatten, stammen nach neuesten Erkenntnissen der amerikanischen Ermittler aus Saudi-Arabien (und kein einziger aus Palästina oder Afghanistan). Sie besaßen Pässe des Königreichs, eingefärbt in das Grün des Islam, verziert mit einem Koranspruch und dem Schwert des Propheten.

Sie lebten in der Mitte der Gesellschaft – gebürtig alle aus einer Region. Das eigentliche Terrornest liegt in der südlichen Provinz Asir, an der Grenze zum Jemen (woher Bin Ladens Familie stammt). Diese gebirgige Provinz war eine der letzten, die Anfang der dreißiger Jahre von den Truppen des saudi-arabischen Königshauses erobert und in den Staatsverband eingegliedert wurde.

Bis heute steht Asir nicht gerade im Zentrum des königlichen Interesses. Die Provinz hat wenig von dem sagenhaften Reichtum des Landes profitiert, obwohl auch hier Schulen und Krankenhäuser kostenlos sind. Viele Prediger in den Moscheen und Religionslehrer in den Madrassen der Region stammen aus Ägypten, oft mit Kontakten zu militanten Gruppen in ihrer Heimat. Die Regierung, die über ihre Geheimdienste alle größeren Städte und die Schaltzentralen der Macht streng überwacht, ließ die Männer im südlichen Hinterhof des Wüstenreichs weitgehend gewähren – keine unmittelbare Gefahr, dachte man wohl in Riad.

Doch jetzt ist man im Königshaus mit seinen über 5000 Prinzen und Prinzesprinzen hochgradig nervös geworden. Die Monarchie sieht sich im Zentrum eines kommenden Sturms und fürchtet jede weitere Enthüllung der weltweiten Terrorfahnder. Die Panik zeigt sich auch im politischen Kurs.

Die Herrscher in Riad schwankten in den letzten beiden Wochen zwischen scharfen Worten gegenüber den Taliban samt deren „Gast“ Bin Laden und deutlichen Warnungen gegenüber dem Westen vor Angriffen gegen ein islamisches Land. Letzten Dienstag brach die saudische Regierung dann die diplomatischen Beziehungen zu Kabuls Terror-Regime ab. Sie konnte sich aber bis zum Ende der Woche nicht dazu durchringen, den USA die Benutzung des wichtigen und von den Amerikanern mitgebauten Luftwaffenstützpunkts „Prinz Sultan“ für Militäraktionen freizugeben – eine ungeheuerliche Brüskierung Washingtons.

Was für ein merkwürdiger Verbündeter, auch schon ohne diesen Eklat: Saudi-Arabien kennt keine politischen Parteien, keine Gewerkschaften, keine freie Presse – das Zugeständnis an westliche Demokratievorstellungen erschöpft sich in einer „Beratenden Versammlung“ („Madschlis al-Schura“), deren 90 Mitglieder der König ernennt und deren Beschlüsse von ihm abgesegnet werden müssen. Frauen haben weit weniger Rechte als etwa in Iran und dürfen nicht einmal ein Auto steuern. Die Strafen für Verbrechen sind mittelalterlich-fundamentalistisch, nach der rigidesten Auslegung der Scharia-Gesetzgebung: Hand-Amputation bei Dieben, öffentliches Köpfen, Peitschenschläge und für Ehebruch auch Steinigen.

Das Praktizieren anderer Religionen neben dem Islam wird nicht geduldet, selbst nicht der verwandten monotheistischen wie Christentum und Judaismus. Wer auch nur privat einen katholischen Gottesdienst organisiert, wird verhaftet. Und einem, der zu missionieren wagte, drohte hier die Todesstrafe – wie in Afghanistan.

Wäre Saudi-Arabien nicht das Land mit den größten Erdölreserven (rund 25 Prozent), würde es wohl vom Westen wegen seiner Menschenrechtsverletzungen geächtet. Und wären diese Ressourcen für den Westen nicht so wichtig, müsste Saudi-Arabien im Licht der neuesten Ermittler-Erkenntnisse fürchten, in die Liste der geächteten „Schurkenstaaten“ aufgenommen zu werden: als Brutstätte des Terrors. Denn die Legitimation des Königshauses ist durch den Wahhabismus begründet, eine fundamentalistisch-islamische Strömung. Sie ist de facto Saudi-Arabiens Staatsdoktrin – und Wurzel vieler Gewalttaten.

Natürlich „sind nicht alle Muslime Selbstmordattentäter. Aber praktisch alle muslimischen Selbstmordattentäter sind

Wahhabiten“, schreibt der Islam-Experte Stephen Schwartz im britischen „Spectator“, „die Mörder in Israel wie ihre ägyptischen Gesinnungsgenossen, die jubelnd Touristen in Luxor niederstachen, die algerischen genauso wie die in Kaschmir operierenden Guerrilleros. (Auch) die Taliban praktizieren eine Variante des Wahhabismus“.

Wer ist der Mann, den heute Prinzen wie Terroristen als geistigen Wegbereiter akzeptieren, ja verehren?

Mohammed Ibn Abd al-Wahhab (1703 bis 1792) lebte in der Nähe des heutigen Riad ein Dasein in strengster Askese. Er predigte eine „Rückkehr zur ursprünglichen Strenge“ des Islam: keine Musik (außer Trommeln), keine Gebetsketten und keine dekorativen Elemente an Moscheen, drakonisches Vorgehen gegen Alkoholkonsum und andere „modernistische“ Einflüsse.

Ibn Abd al-Wahhab tat sich bei seinem Kampf mit dem einflussreichen Clan der Sauds zusammen, den Blutsverwandten der späteren Königsfamilie. Die gnadenlosen Puritaner scheuten nicht einmal vor Massenmord zurück: Im Jahr 1801 töteten sie in Kerbela wegen religiöser Differenzen mit den dort lebenden Schiiten über 2000 Menschen auf den Märkten und Straßen.

1932 konnte Abd al-Asis Ibn Saud nach Kompromissen mit der britischen Kolonialmacht das Königreich in seinen heutigen Grenzen proklamieren. Den Islam in seiner wahhabitischen Ausprägung machte er zur Staatsreligion. 1933 vergab der Monarch für 250 000 Dollar an die Standard Oil Company die erste Ölkonzession; 1939 wurde erstmals gefördert, aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann das Schwarze Gold zu sprudeln und Milliarden in die Staatskasse zu spülen. Die „besondere Beziehung“ zu den USA war geboren, 1945 durften die Amerikaner in Dhahran einen ersten Militärstützpunkt auf saudischem Boden errichten.

AL MAJLIS-AAR / SIPA PRESS

Besichtigungsfahrt für König Fahd (M.): *Kritik an Vetternwirtschaft der Monarchie*

Mit den Geldern aus der „Öl-Rente“ besänftigte das Prinzen-Regiment seine nach Reformen rufenden Untertanen. Auch die islamistischen Religionsgelehrten wurden großzügig versorgt, aber sie gaben sich nicht so leicht zufrieden. Sie begannen den ausschweifenden Lebensstil der Führungsschicht anzuprangern. Die Saud-Familie erkannte die Gefahr einer abbröckelnden Machtbasis: Sie gab zur Beruhigung der Radikalen – und wohl auch als Absicherung gegen Attentate aufs Königshaus – Milliardengelder für die weltweite Ausbreitung des Wahhabismus frei.

Viele Petro-Dollar flossen 1979 nach Afghanistan. Der Einmarsch einer „gottlosen“ Macht in ein islamisch geprägtes Land entflammte die Wut junger Aktivisten wie Osama Bin Laden; das Königshaus aber musste die tagelange Besetzung der heiligen Stätten von Mekka durch Terroristen erleben. Die saudischen Herrscher sahen sich noch mehr genötigt, zur weltweiten Speerspitze einer Islamisierung zu avancieren – bis heute. Wenn neue Moscheen in Algerien und in Usbekistan, in Nigeria oder in Pakistan entstehen, stammen die Gelder gewöhnlich aus Riad. Und sehr oft sind die Prediger bei den Einweihungsfeiern feurige Wahhabiten mit ihrem rückwärts gewandten Islam-Verständnis.

Als Osama Bin Laden 1990, nach „seinem Sieg gegen die Supermacht UdSSR“, strotzend vor Selbstbewusstsein in die Heimat zurückkehrte, mag ihm die Verwestlichung und Verweichlichung der saudischen Führungsschicht noch schmerzlicher aufgefallen sein. Dass Riads Regierung dann im Golfkrieg Tausende amerikanische Soldaten, sogar Soldatinnen, ins Land rief, schien ihm unverzeihlich. Er agitierte für einen Umsturz. Nicht weil er der Staatsreligion abschwören wollte, sondern weil er das Königshaus für Verräter des Wahhabismus hielt. Die „gottlosen“ Amerikaner seien zu den wahren Wächtern Mekkas geworden, proklamierte er (obwohl das Königshaus sicherstellte, dass diese nicht einmal nur in die Nähe der heiligen Stätten kamen).

Bin Laden konnten sie ausbürgern, aber gegen den einsetzenden Terror in Saudi-Arabien erwies sich das Königshaus als hilflos. 1995 und 1996 forderten Anschläge gegen amerikanische Einrichtungen 24 Opfer. Ermittlern aus Washington wurden wichtige Erkenntnisse der Riader Behörden vorenthalten. Die Richter ließen nach hastigen Geständnissen vier Angeklagte köpfen. Selbst jetzt, nach dem Schwarzen Dienstag und angesichts der Bedrohung durch Bin Laden und sein Terrornetz al-Qaida, ist das Königshaus nicht bereit, den frustrierten FBI-Beamten Zugang zur Region Asir im jemenitischen Grenzgebiet zu gewähren.

„Die Politik des Hauses Saud dient der Machterhaltung des Hauses Saud“, sagt ein hochrangiger westlicher Politiker kritisch, allerdings nur hinter vorgehaltener Hand: nur Riad nicht verärgern. Washington mag in dieser heiklen Situation nicht zu viel Druck auf den Verbündeten ausüben. Man weiß um dessen Schlüsselrolle, wird aber nicht mehr lange um die Erkenntnis herumkommen, dass Riad Teil des islamistischen Terrorproblems ist, nicht Teil seiner Lösung. „Dies ist die Stunde Saudi-Arabiens“, schreibt die „New York Times“.

Der De-facto-Regent Kronprinz Abdullah, 77, gilt als skeptischer gegenüber dem Westen als sein sterbenskranker Halbbruder König Fahd, 78. Abdullah soll sich im Golfkrieg gegen die massive Stationierung amerikanischer Truppen auf saudischem Boden ausgesprochen haben, konnte sich damals aber noch nicht durchsetzen. Er hat persönliche Beziehungen zum syrischen Präsidenten Baschar al-Assad und pflegt – zum Ärger Washingtons – auch gute Kontakte nach Bagdad. Mit Iran hat Saudi-Arabien im Frühjahr nach Jahrzehnten offener Feindschaft ein Sicherheitsabkommen geschlossen und den Ton gegenüber Israel in jüngster Zeit erheblich verschärft.

Um die Radikalen zu besänftigen, gab der König ihnen Milliarden

In seiner geharnischten Kritik am Führungs- und Lebensstil der Saud-Familie hat Bin Laden den Kronprinzen stets auffällig ausgenommen. Daraus umgekehrt auf eine Versöhnungsbereitschaft Abdullahs gegenüber dem Abtrünnigen zu schließen ginge wohl zu weit: Das Königshaus ist von seinen Öl-Einnahmen aus dem Westen abhängig. Der Staatshaushalt wurde nach Jahren der Verschuldung gerade erst wieder ausgeglichen, der Verteidigungshaushalt macht fast 40 Prozent des Etats aus; Tendenz steigend. Sich in einer solchen Situation frontal mit den USA anzulegen wäre für Abdullah fast ebenso selbstmörderisch, wie sich vom rechten Glauben abzuwenden.

Es gibt in der islamischen Welt einen Trend, der dem rigiden Wahhabismus entgegensteht. Der einst so radikale Sudan hat eine amerikanische Vermittlung im Bürgerkrieg akzeptiert und sich der Anti-Terror-Koalition Washingtons angenähert. Libyen befindet sich auf dem Weg zurück in die Völkerfamilie. Und zunehmend bekennen sich intellektuelle Muslime in gemäßigten arabischen Ländern wie Jordanien und Marokko zu Reformen. Sie halten die Gegensätze zwischen den Menschenrechten, wie sie im Westen verstanden werden, und den Vorschriften des Propheten nicht für unüberbrückbar.

„Islam, das heißt doch vor allem Toleranz, Pluralität der religiösen Gruppen und kulturellen Interessen“, sagte beschwörend der ägyptische Religionsminister Hamdi Saksuk im SPIEGEL-Gespräch (Heft 23/2001). Er warnte allerdings den Westen auch davor, seine „Demokratiekonzepte“ für die einzig möglichen zu halten.

Die Attentäter von New York und Washington sind sicher so wenig „typisch islamisch“, wie der israelische Terrorist Baruch Goldstein, der 1994 in der Moschee von Hebron über 29 Betende erschoss, „typisch jüdisch“ ist.

Und keiner kennt die Konfessionen der 6000 Opfer, die unter dem World Trade Center begraben liegen. Aber man weiß von libanesischen Bankern, ägyptischen Angestellten, pakistanischen Zeitungsausträgern, indonesischen Touristen. Noch nie starben wohl so viele Muslime bei einem Terroranschlag wie am 11. September. Sie endeten durch die Hand selbst ernannter Jünger Allahs, die nicht nur vier Passagiermaschinen gehijackt hatten – sondern auch eine ganze Weltreligion.

Die Täter sind Stiefkinder des Islam, Kinder der saudi-arabischen Staatsreligion: Wahhabiten.

ERICH FOLLATH

REUTERS

AFP / DPA

Bombenanschlag auf US-Quartier in Dhahran (1996), Terrorpate Dschibril: *Wer nicht für den Islam ist, der ist gegen den Islam*

NAHOST

„Bringt Pharaos Haus zum Einsturz“

In vielen Ländern des Orients sind gewalttätige Islamisten unerwünscht. Gotteskrieger haben nur noch wenige sichere Häfen. Der sicherste von allen ist Scheich Mukbis Kaderschmiede im Jemen.

Arabischer Terror gegen Amerika? Nun aber mal langsam. Scheich Dschumma al-Mansur ist wütend. Die Selbstmordattentate gegen das Pentagon und das World Trade Center seien doch erkennbar ein abgefeimtes Komplott der Israelis gewesen. Und zwar mit dem Ziel, die Araber in den Augen aller Nationen schlecht zu machen. Warum ist die Welt bloß so uneinsichtig?

Scheich Mansur ist Sprecher der Islamischen Aktionsfront im Parlament von Jordanien. Sein Wort hat Gewicht im ganzen Vorderen Orient. Deshalb werden seine Thesen ernst genommen – ganz gleich, wie realistisch oder absurd sie sind.

Und dass Araber am Steuer der Kamikazejets saßen, wie erklärt er das?

Gehirnwäsche, sagt Scheich Mansur. Vielleicht Bestechung. Anders sei nicht vorstellbar, dass Araber sich für eine so verbrecherische Aktion hergäben.

Verbrecherische Aktion – immerhin. Für Islamisten ist Empörung über die Massaker in Washington und New York nicht selbstverständlich. In den Palästinenserlagern vor der Stadt wurden am 11. September Süßigkeiten verteilt und patriotische Lieder gesungen. Aber Scheich Mansurs Abscheu ist echt.

Nicht, dass es den Jordaniern am gebotenen Respekt vor redlichen Märtyrern gebräche. Die palästinensischen Selbstmordattentäter, die in Israel Unschuldige töten, stehen hier in hohem Ansehen. Die Israelis gelten als Feinde, ganz gleich, ob sie Uniform tragen oder Zivil. Und gegen solche Feinde ist alles erlaubt. Nur, Massenmord an Unbeteiligten ist bei den Jordaniern wahrhaftig nicht populär.

Es gab eine Zeit, da war Jordanien ein terroristisches Hornissennest. Heute hat die Regierung König Abdullahs die Szene eisern unter Kontrolle. Ein Teil der Aktivisten sitzt im Gefängnis. Ein anderer Teil wurde abgeschoben – nach Algerien, nach Libyen, in den Sudan, nach Katar am Persischen Golf.

„Die schwarze Liste der Amerikaner ist für uns eine Liste der Ehre“

Katar ist eine liberale Enklave und eine Drehscheibe für den islamischen Fundamentalismus. Allerdings sind die Freizügigkeit für reisende Extremisten und das Asyl für emeritierte Terroristen an strenge Bedingungen geknüpft. Wer den Frieden stört, hält sich hier nicht lange. Und sichere Häfen für heimatlose Subversive sind knapp geworden in der arabischen Welt.

Bis vor einigen Jahren, als Osama Bin Laden dort noch einen festen Wohnsitz hatte, war die sudanesische Hauptstadt Khartum ein gutes Versteck. Aber die regierenden Militärs haben die Szene ausgetrocknet. Sie wollen nicht ständig diese Scherereien. Die Attacke der Amerikaner auf Khartum nach den Bombenattentaten von Nairobi und Daressalam im Sommer 1998 traf zwar das falsche Objekt, aber sie war pädagogisch doch nicht bedeutungslos.

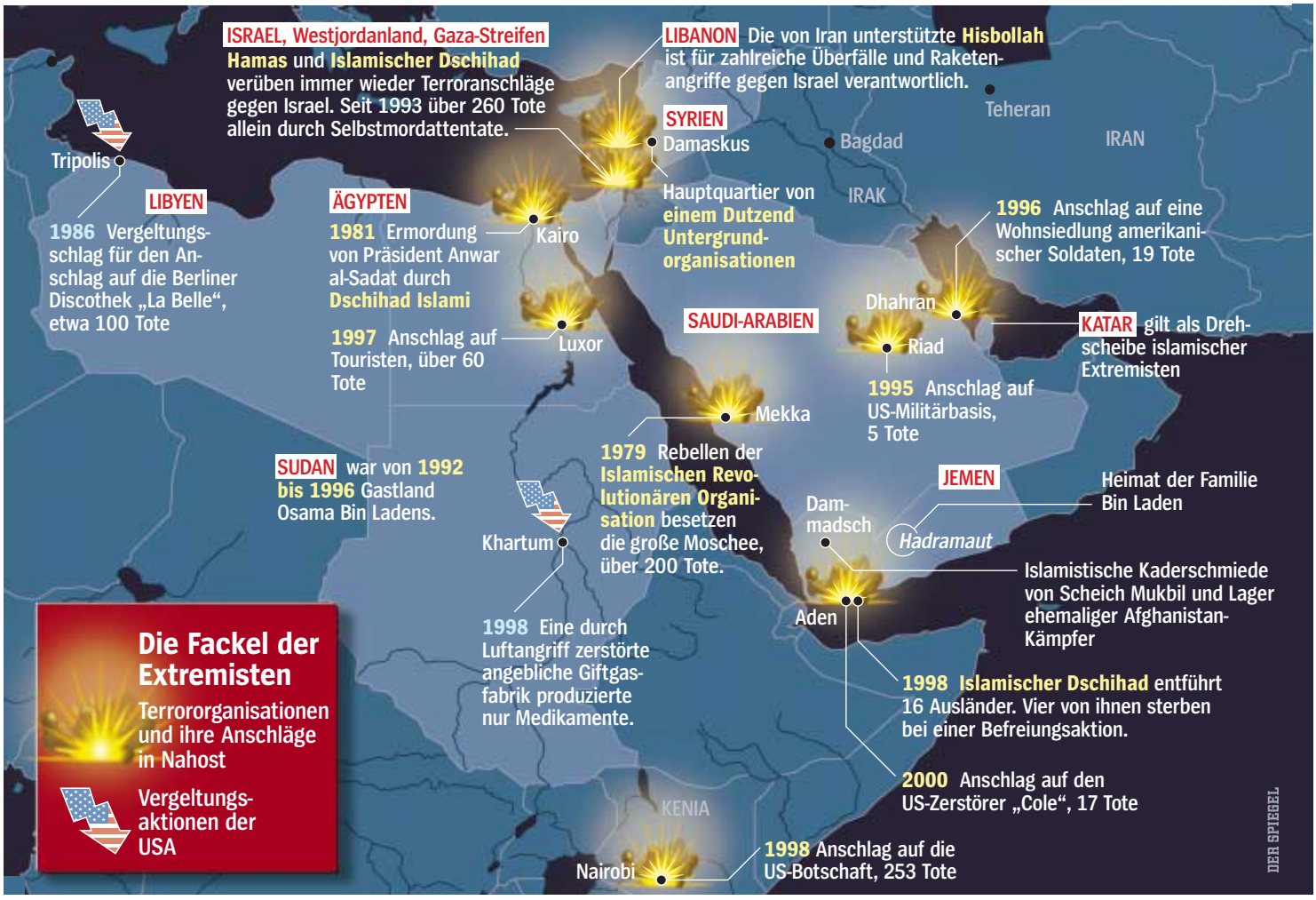
Weil er sich weigert, die Attentäter an Kairo auszuliefern, die 1995 in Addis Abeba auf den ägyptischen Staatschef Husni Mubarak schossen, wird der Sudan zwar weiterhin als Schurkenstaat geführt. Aber davon, so sagt Ex-Parlamentssprecher und Terrormäzen Hassan al-Turabi, ließen sich Sudanesen nicht beirren. Im Gegenteil. Die schwarze Liste der USA sei „eine Liste der Ehre“. Doch al-Turabi steht unter Hausarrest. Und es ist zweifelhaft, dass die Machthaber seine Bewertung teilen.

Die jordanische Hauptstadt Amman hat unter Revolutionären längst ihren Nimbus verloren. Die „Volksfront zur Befreiung Palästinas“ (PFLP), früher die Stahlhelm-Fraktion der Palästinenser, besitzt in Amman zwar noch ein Büro. Doch mit Ausnahme verbaler Revolutionsfolklore passiert hier nichts mehr.

Büroleiterin Leila Chalid, die es 1969 durch die Entführung eines TWA-Flugzeugs zu Tatenruhm brachte, pflegt immer noch eine durchaus schneidige Rhetorik (siehe Interview Seite 184). Aber die nicht

Werbeseite

Werbeseite



allzu konsequenten Sicherheitsvorkehrungen zeigen, dass sie sich nicht mehr gefährdet fühlt. Warum auch? Sie tut ja keinem was.

Ebenso die alten Herren der Terrorszene der siebziger und achtziger Jahre, die in der syrischen Hauptstadt Damaskus residieren: Georges Habasch, Ahmed Dschibril, Naïf Hawatme, Abu Nidal.

Weil die Regierung immerhin rund einem Dutzend so genannter terroristischer Vereinigungen Asyl bietet, hat Syrien auf

Tausende Afghanistan-Veteranen fanden im Jemen eine neue Heimat

der Watchlist der westlichen Geheimdienste immer noch vier Sterne.

Die alte Bomber-und-Hijacker-GmbH ist weitgehend abgewirtschaftet. Die insgesamt sieben Untergruppierungen von Jassir Arafats PLO, die Büros in Damaskus unterhalten, werden von Israel nicht mehr ernst genommen. Ganz im Gegensatz zu der islamisch motivierten Hisbollah, der Partei Gottes, die im Südlibanon operiert und finanziell von Syrien und Iran unterstützt wird. Sie hat es immerhin geschafft, die Israelis aus der südlibanesischen „Schutzzone“ zu vertreiben.

Die Amerikaner haben schon mehrfach Druck auf die Regierung in Beirut gemacht, um sie zu veranlassen, der Hisbollah das blutige Handwerk zu legen. Doch die Forderung ist eher hypothetisch. Nicht, weil die Hisbollah ein legitimes Ziel, nämlich die Befreiung eines besetzten Landes, verfolgt und deshalb nicht terroristisch sei, wie Präsident Emile Lahoud sagt. Sondern weil die libanesische Armee nicht stark genug ist, sie zur Räson zu bringen. Es ist aber unwahrscheinlich, dass in Damaskus die Idee zu der mörderischen Anschlagserie in den USA entstanden ist.

Zwischen Kabul und Damaskus bestehen keine Verbindungen. Die Levante-Araber haben ein unterkühltes Verhältnis zu den wilden Kämpfern vom Hindukusch, unter denen sich Osama Bin Laden wohl fühlt. Afghanen gelten hier nur als bedingt satisfaktionsfähig.

Natürlich haben sie Gemeinsamkeiten – den islamischen Glauben, den Hass auf den Satan Amerika, die große Idee von der Befreiung Palästinas. Doch das reicht nicht als Plattform für konzertierte Aktionen. Die afghanischen Taliban sind den nahöstlichen Yankee-Gegnern ebenso fern wie die türkische Milli Görüş und die Halsabschneider von der „Islamischen Heilsfront“ Algeriens.

Sollten die afghanischen Taliban abtreten müssen, dann bleibt als Massen-Reduit für islamische Gotteskrieger nur das jemenitische Hochland im Süden der arabischen Halbinsel. Auch für Osama Bin Laden. Er hat im Jemen viele Freunde. Seine in Saudi-Arabien lebende Familie stammt ursprünglich aus der Provinz Hadramaut im Südosten des Jemen. Gar keine Frage, dass die Jemeniten ihren berühmten Sohn sofort wieder aufnehmen werden, wenn es für ihn mal eng wird in der Welt da draußen.

Bin Laden hat dem Herausgeber der Londoner Zeitung „al-Kuds al-Arabi“ neulich gesagt, dass er sich gern im Jemen niederlassen würde, wenn Afghanistan nicht mehr zur Verfügung stünde: „Es ist ein Land, in dem man saubere Luft atmen kann, ohne sich zu erniedrigen.“ Und sehr wehrhaft: 19 Millionen Einwohner, 65 Millionen Waffen.

Ähnliche Heimatgefühle gegenüber dem Jemen haben Tausende von ausgemusterten Afghanistan-Veteranen, die nach dem

Werbeseite

Werbeseite

Sieg der Mudschahidin über die Sowjets bei Scheich Mukbil Bin Hadi al-Wadi in Dammadsch, am Südrand des „leeren Viertels“, eine neue Heimat fanden. Unter ihnen auch zum Islam konvertierte Ex-Fremdenlegionäre und amerikanische Deserteure.

Scheich Mukbils „Haus der Prophetensprüche“ (Dar al-Hadith) ist die wichtigste Kaderschmiede für arabische Islamisten zwischen Teheran und Casablanca. Auch Osama Bin Laden hat hier seine Exerzitien absolviert. „Wir studieren in Dammadsch die Grundlagen des Korans, um die Verpflichtungen erfüllen zu können, die uns den Endsieg sichern“, sagt Scheich Turki Abdullah Mukbil, ein Vetter von Scheich Mukbil Bin Hadi.

Hier wird aber nicht nur fromme Exegese betrieben. Es gibt gute Gründe zu der Annahme, dass auch die Bomber, die am 12. Oktober letzten Jahres im südjemenitischen Hafen Aden bei einem Terrorangriff auf das US-Kriegsschiff „Cole“ 17 US-Soldaten töteten, in Scheich Mukbils Dschihad-Fabrik ihren ideologischen und militärischen Schliff erhielten. Und viele jener Ausländer, die 1994 der Regierung dabei halfen, den Separatistenaufstand im Süden in einem Blutbad zu ersticken, kamen auch von hier.

In Dammadsch dürfen Lehrer und Schüler ihre anti-westlichen Obsessionen ausleben. Die Regierung kann sie nicht daran hindern. Denn außerhalb der Städte herrschen die Stammesfürsten.

Als Scheich Mukbil noch jung und drahtig war, hat er bisweilen im Dschihad auch selbst mit angepackt. Anfang der achtziger Jahre verbrachte er ein paar Monate in einem Saudi-Knast, weil er im dringenden Verdacht stand, an dem mörderischen Überfall auf die heiligen Stätten in Mekka beteiligt gewesen zu sein.

Scheich Mukbil lehrt: „Im Islam haben wir nicht so was wie Toleranz gegenüber der Meinung eines Andersdenkenden, wenn diese sich gegen die Regeln des heiligen Korans richtet.“ Wer nicht für den Islam ist, der ist gegen den Islam und wird entsprechend behandelt.

„Die Opposition schläft nur – wenn sie aufwacht, wird es furchtbar“

Das ist eine weit verbreitete Koexistenzformel in der islamischen Welt. Selbst an der vornehmen Azhar-Universität in Kairo sind die Lehrpläne nicht frei von Intoleranz und finsteren Atavismen. Nur achten dort die weltlichen Herren darauf, dass die gewalttätigen Ideen nicht in politische Gewalttätigkeiten umschlagen.

In Ägypten ist fast die gesamte Elite der Regimegegner unter Verschluss. Präsident Husni Mubarak hat nach diversen Massakern den Widerstand mit einer flächendeckenden Verhaftungs- und Prozesswelle ausgeschaltet. Die zwei führenden Widerstandsbewegungen, „Dschihad Islami“ und „Gamaa al-Islamija“, sind zerschlagen. Flankierend hat die Regierung an aussteigewillige Islamisten, die ihre Gefängnisstrafe abgesessen haben, günstige Darlehen für Existenzgründungen vergeben.

DPA

Hisbollah-Selbstmordkämpfer in Beirut
Israelis aus der „Schutzzone“ vertrieben

Das ist ein guter Ansatz, aber natürlich kein Ersatz für Reformen. „Die Opposition schläft nur“, glaubt der Kairoer Islamismus-Experte Professor Mohammed al-Azzazi, der elf Jahre in Saudi-Arabien und im Jemen lehrte. „Und wenn sie aufwacht, wird es furchtbar, die Muslimbruderschaft hat auch jahrzehntelang geschlafen, bevor sie wach wurde.“

Die Islamisten wollen mehr als Reformen. Auch Bin Laden. Er ist Dschihadist. Und Dschihadismus bedeutet Kampf bis zur Errichtung der islamischen Weltherrschaft. Er will heute Palästina und die arabische Halbinsel und morgen die ganze Welt befreien. Für ihn gilt, was Papst Urban II. am Ende des 11. Jahrhunderts den Kreuzzüglern mit auf den Weg ins Heilige Land gab: „Deus lo volt.“ Gott will es so haben.

Der gelehrte Hassan al-Turabi hat 1993 in der Taqwa-Moschee in New York vor einer Gruppe frisch bekehrter amerikanischer Muslime eine Rede gehalten. Er beglückwünschte die Glaubensbrüder zu ihrem Entschluss, dem Wort des Propheten zu folgen.

Und dann sagte er, sie wüchsen jetzt im Hause des Pharaos auf. Und: „Ihr habt jetzt die Möglichkeit, das Haus zum Einsturz zu bringen – von innen her.“ Es dauerte dann aber noch acht Jahre, bis das gelang. Erich Wiedemann, Volkhard Windfuhr

Werbeseite

Werbeseite

NAHOST

„Israels Besatzung ist Terror“

Die PFLP-Aktivistin und einstige Flugzeugentführerin Leila Chalid über Bushs Jagd auf Osama Bin Laden und den amerikanischen Aufmarsch gegen Afghanistan

ERICH WIEDEMANN / DER SPIEGEL

Chalid war das Covergirl der palästinensischen Revolution: Die attraktive Terroristin mit Kufija und Kalaschnikow wurde zur romantisch verklärten Symbolfigur der marxistischen Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP), nachdem sie im August 1969 eine Boeing der US-Gesellschaft TWA nach Damaskus entführt hatte. Geboren 1944 in Haifa, war Chalid nach der Staatsgründung Israels mit ihrer Familie in den Libanon geflohen, wo sie sich der PFLP von Georges Habasch anschloss. Wie die Splittergruppe lehnt Chalid den israelisch-palästinensischen Friedensprozess ab; die 57-jährige Lehrerin lebt heute in der jordanischen Hauptstadt Amman.

SPIEGEL: Nach den größten Terroranschlägen in ihrer Geschichte haben die Vereinigten Staaten den Tätern und ihren Hintermännern den Krieg erklärt. Wo erwarten Sie den ersten Schlag?

Chalid: Die Amerikaner haben sich offenbar erst einmal Afghanistan als Zielscheibe ausgesucht. Aber ganz egal, welches Land sie angreifen, glauben die Amerikaner denn wirklich, auf diese Weise die Welt von der Gefahr des Terrorismus befreien zu können?

SPIEGEL: Ihre PFLP sieht in den Vereinigten Staaten schon seit Jahrzehnten den Hauptfeind – neben Israel, versteht sich. War der Angriff auf das World Trade Center eine Art Meilenstein im Kampf gegen den US-Kapitalismus?

Chalid: Die Anschläge in New York und Washington sind ein entsetzliches Verbrechen. Die sind durch nichts zu rechtfertigen. Die PFLP verurteilt derartige Aktionen aufs Schärfste.

SPIEGEL: Ihr Kampf gegen den „Weltimperialismus“ und gegen Israel hat auch das Leben Unschuldiger gekostet.

Chalid: Wir Palästinenser kämpfen für eine gerechte Sache, um die Befreiung unserer besetzten Heimat, um die Gebiete, die Israel 1967 erobert hat, das Westjordanland mit dem arabischen Ost-Jerusalem und dem Gaza-Streifen. Die jüdischen Siedler, die sich auf unserem Heimatboden wider internationales Recht und Gesetz niederlassen, sind naturgemäß unsere Feinde.

SPIEGEL: Das heißt, dass Sie den Tod von Zivilisten hinnehmen.

Chalid: Das lässt sich nicht immer vermeiden. Israel, das uns unterdrückt, mordet und verstümmelt unschuldige Palästinenser und nimmt keine Rücksicht auf palästinensische Zivilisten.

SPIEGEL: Palästinenser haben auch israelische Zivilisten getötet. In einem Jerusalemer Restaurant wurden vor kurzem Frauen und Kinder bestialisch ermordet.

Chalid: Das bedauere ich, weil die PFLP grundsätzlich keinen Krieg gegen die unschuldige Zivilbevölkerung führt.

SPIEGEL: Sie selbst haben 1970 während des palästinensisch-jordanischen Bruderkriegs gegen unbeteiligte Zivilisten gekämpft …

Chalid: … es ging um eine Flugzeugentführung. Zivilisten sind durch mich jedenfalls nicht zu Schaden gekommen. Wer so etwas behauptet, entstellt die Tatsachen. Doch in jedem Fall war das etwas völlig anderes als das, was sich vor wenigen Tagen in Amerika abgespielt hat. Der Anschlag auf das World Trade Center und auf das Pentagon ist weder Teil eines Befreiungskampfes, noch dient er einer guten Sache. Vor allem aber steht immer noch nicht fest, wer die Verantwortung trägt.

FOTOS: DPA

Chalid, gesprengte TWA-Boeing (Damaskus, 1969): *„Noch ist nichts bewiesen“*

SPIEGEL: Vieles deutet auf den saudi-arabischen Islamisten Osama Bin Laden hin.

Chalid: Noch ist nichts bewiesen. Mir ist natürlich klar, dass George Bush glaubt, das Fernsehpublikum befriedigen zu müssen. Wenn aber die Amerikaner nun über Afghanistan herziehen, kommt es zu einem Schlagabtausch ohne Ende. Außerdem lehnen viele Pakistaner einen US-Angriff auf Afghanistan ab und sind bereit, gegen die Amerikaner zu kämpfen. Mit einem Angriff auf Afghanistan treffen sie nicht nur die Taliban, deren System ich nicht akzeptiere, sondern ein ganzes Volk, dessen Lebensbedingungen ohnehin schon miserabel sind. Das ist unmenschlich. Übrigens glaube ich, dass es den Amerikanern auch um das Erdöl in jenem Teil der Welt geht. Für all das muss Bin Laden herhalten.

SPIEGEL: Washington steht nicht allein, sondern baut eine weltweite Allianz gegen den internationalen Terrorismus auf.

Chalid: Was jetzt Not tut, ist die Einberufung einer internationalen Konferenz, auf welcher der Begriff „Terrorismus“ definiert werden muss. Außerdem sind die Ursachen unterschiedlich. Für uns ist die israelische Besatzung Terrorismus, für andere Völker ist es die wirtschaftliche Ausbeutung. Die Luftangriffe auf den Irak und die Sanktionen, die dort die Zivilbevölkerung treffen, Israels Vorgehen gegen die Palästinenser – sind das nicht auch Formen von Terrorismus? George Bush sprach von einem „Kreuzzug“ gegen den Terror. Wir begrüßen jedoch nur eine ehrliche Kampfansage an alle Erscheinungsformen des Terrorismus – ich betone alle.

SPIEGEL: Wenn es nun zum Kampf gegen Bin Laden kommt, wird sich die PFLP auf seine Seite stellen, also auf die Seite der Fundamentalisten?

Chalid: Wir haben keine Kontakte zu Bin Laden und seinem religiösen Lager. Wir stehen politisch links und stimmen uns mit solchen Gruppen auch nicht ab. Wir waren daher von Anfang an gegen die „arabischen Afghanen“, die gegen die Sowjets in Afghanistan zu Felde gezogen sind.

SPIEGEL: In den palästinensischen Autonomiegebieten arbeiten Sie aber mit der Islamisten-Organisation Hamas zusammen.

Chalid: In Palästina kämpfen wir alle unter einer gemeinsamen Intifada-Führung, Seite an Seite mit Hamas, Dschihad al-Islami, Fatah und anderen. Denn hier geht es um die Befreiung vom Terror-Joch der Besatzung.

INTERVIEW: ERICH WIEDEMANN, VOLKHARD WINDFUHR

Werbeseite

Werbeseite

REUTERS

Britische Truppen beim Manöver in Oman: *Krieg gegen das Böse*

GROSSBRITANNIEN

Wie Winston

Tony Blair in seinem Element: Statt das öde Feld der Innenpolitik zu beackern, kann er sich als bester Waffengefährte der USA profilieren.

Es war ein unangenehmer Job, der am 11. September auf Tony Blair gewartet hatte. Auf dem Jahreskongress des Gewerkschaftsdachverbands in Brighton sollte der Premierminister seine Sanierungs- und Privatisierungspläne für den Öffentlichen Dienst vorstellen. Der Chef der Labour Party musste fürchten, von verbitterten Gewerkschaftern ausgebuht zu werden.

Doch dann kam alles ganz anders. Als Blair von der Attacke auf die USA erfuhr, sagte er seine Rede ab. Der Terrorismus, erklärte er sichtlich erschüttert, „ist das neue Böse in unserer heutigen Welt“. Dann eilte der Premier zurück nach London, wo er seine engsten Mitarbeiter zum Krisenstab zusammentrommelte.

Ohne Ideen und Kraft war Blair nach seiner triumphalen Wiederwahl im Juni erschienen. Nach vier Jahren, so sah es aus, hatte den erst 48 Jahre alten Premier der Elan verlassen. Doch der Eindruck war falsch. Seit das World Trade Center in Schutt und Asche gesunken ist, fühlt sich Blair ganz in seinem Element.

Der gelernte Anwalt gehört zu jenem seltenen Typus von Politikern, die – wenn sie von einer Sache wirklich überzeugt sind – auch sehr überzeugend wirken. Meisterhaft kann Blair mit einem martialischen Ton in der Stimme den Terrorismus geißeln und dessen Opfer beklagen. Wie ein charismatischer Feldgeistlicher führt er die Seinen in den Krieg gegen das Böse.

Im Gegensatz zu Jacques Chirac und anderen europäischen Staatsmännern übernahm der Brite sofort die kriegerische US-Terminologie. Mit offenem Jeanshemd und schwarzer Bomberjacke erklärte Blair vor der Tür von Downing Street Nr. 10: „We are at war.“ Im Unterhaus, dessen Abgeordnete er zu einer Sondersitzung aus der Sommerpause holte, verkündete er: „Wir Briten sind Leute, die in den Zeiten von Not, Anfechtung und Tragödie unseren Freunden beistehen.“

Blair beließ es nicht bei Solidaritätsbekundungen. Innerhalb von fünf Tagen versuchte er, 27 Staats- und Regierungschefs – von Chinas Jiang Zemin bis Irans Mohammed Chatami – für die Anti-Terror-Allianz zu gewinnen. Sechs afrikanische Präsidenten mussten bei einem lange zuvor geplanten gemeinsamen Besuch in London gleich eine Solidaritätsresolution für die USA unterzeichnen.

Innerhalb von zweieinhalb Tagen flog Blair nach Berlin, Paris, New York, Washington und Brüssel, um den Amerikanern dabei zu helfen, ein breites Bündnis zu schmieden. Zumindest in Washington wurde sein Einsatz gewürdigt. Er durfte neben Laura Bush in der Ehrenloge des Kongresses sitzen, als deren Gatte George zu Senatoren und Abgeordneten sprach. „Amerika hat keinen wahreren Freund als Großbritannien“, verkündete der Präsident – und an den gerührten Premier gewandt: „Thank you for coming, friend.“

Während der Premier bei innenpolitischen Themen wie der Einführung des Euro übervorsichtig und ängstlich agiert, scheint sich der praktizierende Katholik Blair zu verwandeln, sobald eine schwierige außenpolitische Herausforderung, etwa ein militärischer Einsatz, in Sicht ist. Entschlossen, ernst und zupackend tritt er dann auf einmal auf.

Bereits während des Kosovo-Kriegs hatte sich Blair – früher wegen seiner Konstitution und seines Dauerlächelns gern „Bambi“ genannt – zum Falken gemausert. Sein Kriegseifer gefiel dem konservativen Wochenblatt „Spectator“ derartig, dass es Blair als „jungen Churchill“ feierte.

Wie schon beim Kampf gegen den Belgrader Despoten Slobodan Milošević ist auch jetzt die rechte Presse besonders vom Premier begeistert. Die „Daily Mail“ bejubelt die „neue, mächtige Freundschaft“ zwischen Blair und Bush; die „Sun“ lobt, Blair mache „einen großartigen Job“. Auch in Meinungsumfragen haben mehr als drei Viertel der Befragten ihre Zustimmung zu Blairs Politik ausgedrückt.

MARK WILSON / GETTY IMAGES

Premier Blair in Washington*: *„Wahre Freunde“*

73 Prozent der Briten wollen eigene Soldaten an den Hindukusch schicken. Solche Einmütigkeit beweist wieder einmal, dass das Inselreich, das zuletzt 1066 von fremden Truppen erobert wurde, im Gegensatz zu seinen Partnern auf dem Kontinent ein resolutes Verhältnis zum Krieg pflegt. Nach wie vor gilt der Kampf gegen Hitler als Britanniens „finest hour“ – bevor es dann mit England und dem Empire endgültig bergab ging.

Dem Premierminister ermöglichen die dramatischen Ereignisse der letzten drei Wochen eine willkommene Ablenkung vom öden Alltag mit seinen entgleisenden Eisenbahnen, der noch immer wütenden Maul- und Klauenseuche, den maroden Krankenhäusern und Schulen. Den Labour-Parteitag in dieser Woche, auf dem ein Aufstand der Linken drohte, hat er um drei auf zwei Tage verkürzt.

Dafür wird der Premierminister – auf dem Rückweg von Australien – die in Oman stationierten britischen Truppen besuchen und anfeuern. Seine neue Marathontour auf die andere Seite der Erde macht Tony Blair angeblich nichts aus.

Ihr tapferer Premier sei, so erzählen Mitarbeiter stolz, ganz wie Winston Churchill. Er könne, wenn nötig, überall sofort einschlafen.

MICHAEL SONTHEIMER

* Am 20. September im US-Kongress mit Präsidentengattin Laura Bush und Pennsylvania-Gouverneur Tom Ridge (l.).

Werbeseite

Werbeseite

P. KASSIN

Familienarzt Besnisko im Dorf Sarafonowo, russisches Krankenhaus: *„Wer in Russland krank wird, muss bei guter Gesundheit sein“*

RUSSLAND

„Danke, Söhnchen“

Das todkranke russische Gesundheitswesen soll jetzt von Familiendoktoren kuriert werden. Ein junger Arzt machte mit deutscher Hilfe den Anfang.

Wäre Wladimir Putin nicht Herr, sondern Knecht, nicht Oberhaupt, sondern russischer Durchschnittsuntertan, beispielsweise im Gebiet Jaroslawl 250 Kilometer nordöstlich von Moskau, so könnte der heute 48-jährige Staatschef gerade noch auf gut zehn Lebensjahre rechnen: Männer dieser Region, sagt die Bevölkerungsstatistik, haben eine mittlere Lebenserwartung von 58,7 Jahren – eine der niedrigsten in Europa.

Abseits der Metropole, wo Spezialkrankenhäuser, Leibärzte, Regierungssanatorien und regelmäßige Durchsichten leitender Kader-Körper so selten vorkommen wie privilegierte Patienten, gibt es Prophylaxe und Heilung vornehmlich aus dem Blechnapf: manchmal das Notwendigste, manchmal nicht einmal das.

In Sarafonowo, eine halbe Autostunde von der Bezirkshauptstadt Jaroslawl entfernt, heilt Alexej Besnisko, 26. Als er pünktlich um neun Uhr sein Ambulatorium aufschließt, eine stolz als „kommunale Einrichtung des Gesundheitswesens“ ausgewiesene Steinbaracke, haben sich im Unkraut jenseits der Dorfstraße lediglich drei Fälle zusammengefunden, freilich für eine andere Fakultät: zwei magersüchtige Kälber und ein lahmender, von Flöhen malträtierter Hund.

Dennoch kein Indiz für einen leichten Tag. Gestern waren es 30 Patienten und danach noch fünf Hausbesuche, sagt Besnisko. Und während er den weißen Kittel überstreift, schlurfen bereits die ersten Gummigaloschen über den Flur, fragen erste zaghafte Stimmen, ob Alexej Alexejewitsch wohl schon empfange.

Wenige Dörfler freilich wissen, dass sie gemeinsam mit ihrem Doktor an einem Experiment teilnehmen, welches von oben wie von außen aufmerksam verfolgt wird. Denn Besnisko, seit einem Jahr ordiniert und im Dienst, gehört zur in Russland noch raren Spezies der Familienärzte. Und die, hoffen aufgeschlossene Gesundheitsbürokraten und ausländische Berater, könnten einen Ausweg weisen aus Russlands malader medizinischer Versorgung.

Jedes zehnte Krankenhaus des Landes ist selbst ein Notfall und verfügt nicht einmal über Wasseranschluss. Jedes siebte ist ohne Kanalisation, mehr als ein Drittel ohne warmes Wasser. Die hygienischen Zustände sind oft katastrophal, die Pflegebedingungen nicht besser. Eine Studie der Weltgesundheitsorganisation über die medizinische Versorgung in 191 Mitgliedsländern verwies Russland hinsichtlich der Leistungsfähigkeit auf Platz 131, unter dem Aspekt sozialer Gerechtigkeit der Kostenverteilung sogar nur auf Position 185.

„Wer in Russland krank wird, muss bei guter Gesundheit sein und starke Nerven haben“, schrieb unlängst ein Hauptstadt-Blatt. Selbst in der Glitzerstadt Moskau verbringen die kleinen Leute bis zu sieben Stunden auf Korridoren von Polikliniken, bevor ihnen – vielleicht – der Puls gefühlt wird. Wer die Zeit zum Zuhören nutzt, kann eine Gruselgeschichte des russischen Gesundheits-Gulag schreiben:

Über betrunkene Ärzte, die während des Studiums der Krankenakte einnicken. Über Provinzkliniken mit null Pflegepersonal, wo Angehörige alle Mahlzeiten anschleppen, ihre Lieben waschen und dann auch noch die Fußböden putzen. Über Spezialisten, die nur gegen Handgeld in Dollar empfangen. Über Landambulatorien, wo Patienten vom Verbandmaterial bis zum Röntgenfilm alles selbst kaufen und mitbringen müssen. Über Kommunalbehörden, die ihren Ärzten immer wieder Bezahlung in Naturalien aufnötigen – von Kartoffeln, Brennholz, einem Schwein bis, wie jüngst im Gebiet Nischni Nowgorod, zu ein paar Fuhren Dung für den Doktoren-Acker.

Daran gemessen geht es den Leuten von Sarafonowo noch gold. „Ein guter Mann, unser neuer Arzt“, lobt eine der wenigen jungen Patientinnen. Vorigen Winter habe er sich sogar im Dorf einquartiert, weil er wegen des vielen Schnees im Ernstfall vielleicht nicht rechtzeitig herübergekommen wäre: „Er tut, was er kann, aber wie lange wird er denn bleiben? Die Volksgesundheit ist denen da oben doch nur noch Kopeken wert.“

Besnisko kommt mit einer 15-prozentigen Provinzzulage und ein paar Extras auf 1800 Rubel im Monat, umgerechnet knapp 130 Mark. Ihm helfen ein Kinder- und ein Zahnarzt, ein Feldscher, zwei Krankenschwestern und zwei Pflegerinnen – alle für noch kläglicheren Lohn.

Diese medizinische Streitmacht samt ihrer Vermunitionierung, von Gehältern über Medikamente bis zum Stromverbrauch, lässt sich der Dorfsowjet im laufenden Jahr 403 500 Rubel kosten, das entspricht 29 000 Mark – nicht einmal 15 Mark für jeden der 2000 Einwohner in Besniskos Sprengel mit 56 Ortschaften. Öffentliche Armut gestattet keine bessere Alimentierung: Auf jeden Durchschnittslohn zahlen russische Arbeitgeber und erhalten regionale Einrichtungen der obligatorischen staatlichen Krankenversicherung den Gegenwert von knapp 50 Mark.

Heute erreichen die öffentlichen Ausgaben für die Bürgergesundheit gerade noch drei Prozent des russischen Bruttoinlandsprodukts (Deutschland: 8,3 Prozent). Medizinisches Gerät ist deshalb im schmalen Budget des Dorfarztes Besnisko so wenig

SCHDANOW / RUFO

vorgesehen wie fachlicher Erfahrungsaustausch via Internet. Die Gebühren dafür muss er selbst zahlen, sein Computer samt Modem stammt wie das EKG-Gerät, die Laborausstattung, der Brillenkasten und manches andere Praxis-Inventar aus einer 14 000 Mark werten Spende der deutschen Johanniter, die auch für Medikamentennachschub aus Bundeswehr-Beständen sorgen.

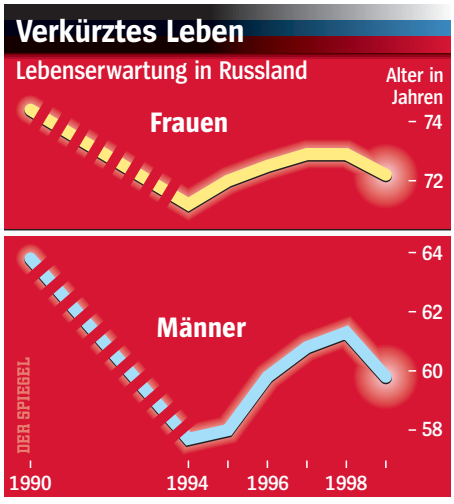
Den Kontakt organisierte Dr. Martin Friedrichs, einst Arzt an der Deutschen Botschaft in Moskau und heute ihr Berater in Medizin-Angelegenheiten. Er fand Dorf und Doktor am Rande eines ambitionierten Tacis-Projekts der EU, welches über zwei Jahre lang dem Medizin-Management im Jaroslawler Gebiet und einer weiteren russischen Provinz aufzuhelfen suchte.

Bis April dieses Jahres durften leitende Werktätige des Gesundheitswesens weiterbildende Reisen nach England und Italien machen, sich auf Seminaren effektivere Verwaltungsmethoden antrainieren lassen und für ihre Behörden 61 Computer, 23 Drucker, 7 Kopierer und weiteres Bürogerät vereinnahmen. Gesamtkosten von „Edrus 9702“ (EU Tacis Russia Health Care Management Project): zweieinhalb Millionen Euro.

Die Bettlägerigen in Besniskos Dörfern wissen nicht, was sich der reiche Westen den Nachhilfeunterricht für die postsozialistische Leitungstätigkeit hat kosten lassen. Sie ahnen nicht, dass diese Summe für vielleicht 500 Besniskos und deren elementares Handwerkszeug gereicht hätte.

Aber alle spüren, dass ihr Familiendoktor etwas anderes will, etwas Neues: nicht nur Leiden kurieren, sondern vor allem Gesundheit erhalten. So überredet der Pilzkenner schon mal einen hartnäckigen Wodka-Spezi, an dem bereits alle staatlichen Entzugsprogramme abgeprallt sind, es mit gebratenem Nawosnik (Mistschwamm aus der Gattung der Tintlinge) zu versuchen. Der verursache bei Schnapsgenuss eine sehr verlässliche, lang anhaltende und bekömmliche Übelkeit.

„Ohne Alexej Alexejewitsch wäre ich längst tot“, sagt die Rentnerin Anja Sabotina, 76, im Dorf Smena, die seit einem Schlaganfall fast gelähmt in ihrer Kate liegt: „Er kommt jede Woche vorbei, bringt Arznei mit, hilft im Umgang mit Behörden und hat sogar Zeit für einen Schwatz – so etwas kannten wir hier früher nicht.“ Eine andere, 94 Jahre alt, im Nachbarort Sjablizi, formuliert es schlichter: „Danke, Söhnchen, wie war doch gleich Ihr Name?“



Auch Professor Klaus Thielmann, Leiter der inzwischen ausgelaufenen Tacis-Unternehmung, ist „sehr dafür, mehr Inseln wie Sarafonowo zu schaffen“. Er weiß freilich um die Widerstände innerhalb der russischen Ärzteschaft und unter Gesundheitsbürokraten, wo „gut ausgebildete Allgemeinmediziner oft noch erheblich geringer bewertet werden als Spezialisten“.

Ein anständiger Doktor beginnt in Russland erst beim Facharzt, für welchen Körperteil auch immer. Praktische Ärzte, vor allem auf dem flachen Lande, gelten dem Medizin-Kartell dagegen als Rückschritt in die vormoderne und vorrevolutionäre Vergangenheit des Landes, wo der „Semstwo“-Doktor des Landkreises oft über Hunderte von Quadratkilometern der einzige Heilkundige war.

Zwar will das Gesundheitsministerium noch 40 Landarztstellen nach dem Vorbild von Sarafonowo einrichten – Musterpraxen, für die bislang Mittel fehlen. Und wohl auch die Jungmediziner, die eine solche Aufgabe „nicht als Lückenbüßerei für elementare Bedürfnisse der medizinischen Betreuung“ (Thielmann) missverstehen.

In Sarafonowo „haben wir Glück gehabt“, urteilt Berater Thielmann. Besnisko verstehe sich bereits als „Vertreter eines leistungsfähigeren Betreuungsprinzips“; nun müsse alles getan werden, seine „Motivation aufrechtzuerhalten“.

Das freilich ist die einfache Sache, die in Russland so schwer zu machen ist: Die Gemeinde hat ihrem Medikus zwar ein Grundstück geschenkt, doch bauen soll er darauf selbst – bei seinen Einkünften unmöglich. Beweglich soll er sein und immer vor Ort, aber ein eigenes Auto oder ein Mobiltelefon stehen nicht zur Verfügung.

Aus seinem Studienjahrgang, sagt Besnisko, haben fünf den Beruf gewechselt „und nicht die schlechtesten“. Sie gehen dahin, wo man genug verdient, um die Familie durchzubringen. „Wir werden erbärmlich bezahlt“, die Ex-Kollegen würden „ebenso gute Geschäftsleute“.

Besnisko hat keinen Albert-Schweitzer-Komplex. Er wollte seit seiner Kindheit „einfach wissen, wie der menschliche Körper funktioniert“. Davon sieht er nun viele, vom harten russischen Landleben gequälte Exemplare. Er ist wohl, wie sein deutscher Kollege und Sponsor Friedrichs sagt, „ein intelligenter, tüchtiger Arzt, der seine verantwortungsvolle Aufgabe kennt“.

Jedenfalls kümmert ihn die Geringschätzung der Kollegenschaft wenig, solange er den Respekt seiner Patienten verspürt. „Und der wächst umso mehr“, hat er in seinem ersten Jahr Fronteinsatz gelernt, „je schlechter es den Menschen geht.“

JÖRG R. METTKE

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

FRANKREICH

Befleckte Ehre

Paris plagt eine historische Ehrenschuld: der Verrat an den Harkis, seinen algerischen Hilfstruppen im Kolonialkrieg.

Ein Draufgänger ist Jacques Chirac zeit seines Lebens gewesen. Als junger Leutnant in Algerien liebte er es, seine Männer gegen die Unabhängigkeitskämpfer der Nationalen Befreiungsfront FLN ins Feld zu führen. Neben dem Gewehr trug er einen Ochsenziemer, „für einen Offizier eine überaus nützliche Waffe“, wie er sich erinnert. Wer nicht spurte, bekam die Peitsche.

Den schneidigen Kommandeur plagten damals keinerlei Zweifel, dass die Kolonialmacht für eine gerechte Sache focht. Beinahe hätte sich der spätere Gaullist Chirac sogar dem Lager der Algerien-Franzosen angeschlossen, die mit der Parole „Algérie française“ gegen Charles de Gaulles Friedensverhandlungen mit dem FLN rebellierten.

Nun konnte der politische Enkel des großen de Gaulle eine alte „Ehrenschuld“ begleichen. Im Hof vor dem Invalidendom zollte der Präsident einer vergessenen Truppe seine Anerkennung – den Harkis, algerischen Hilfswilligen, die in den französischen Streitkräften gedient hatten.

Ihre Treue zur Republik wurde ihnen schrecklich vergolten. Nach den Abkommen von Evian am 18. März 1962, die Algeriens Unabhängigkeit besiegelten, ließen die Franzosen ihre muslimischen Bundesgenossen im Stich. Zehntausende Harkis (von „Haraka“, Arabisch für „Bewegung“), nach manchen Schätzungen über 100 000, wurden als Verräter von den Siegern abgeschlachtet, während französische Einheiten noch im Land standen.

Nur etwa 20 000 konnten sich nach Frankreich retten. Oft erbarmten sich Offiziere ihrer algerischen Untergebenen und nahmen sie mit – entgegen den ausdrücklichen Anweisungen der Regierung. „General de Gaulle glaubte, dass die Zukunft dieser Männer in Algerien lag, in ihrer Heimat“, verteidigt heute Pierre Messmer, der 1962 Armeeminister war, die Befehle von damals. „Er glaubte, dass ihre Übersiedlung nach Frankreich große Probleme aufwerfen würde. Er konnte sich nicht vorstellen, dass der FLN mit derartiger Bestialität vorgehen würde.“

Doch so gutgläubig dürfte de Gaulle kaum gewesen sein. Der Algerien-Krieg von 1954 bis 1962 war auf beiden Seiten mit unerhörter Grausamkeit geführt worden. Und von Anfang an handelte es sich auch um einen Bürgerkrieg – zwischen FLN-Kämpfern und Algeriern, die an die fortwährende französische Präsenz glaubten. „Die Auslieferung der Harkis an ihre Henker ist ein Fleck auf der Ehre des Generals de Gaulle“, hält deshalb der Historiker und Publizist Jacques Julliard fest.

FRANCOIS MORI / DPA

Präsident Chirac, Harki-Veteranen: *„Mit Fausthieben gedrillt“*

ROGER-VIOLLET

General de Gaulle in Algerien (1958)
Auslieferung an die Henker

Vor Ort jedenfalls blieb den abrückenden Franzosen nicht verborgen, welches Schicksal ihren Bundesgenossen blühte. Dem Ex-Hauptmann René Froument, der sechs Harkis nach Frankreich schmuggelte, kommen noch heute die Tränen: „Die Harkis waren von panischer Angst ergriffen. Wir entwaffneten sie und schickten sie nach Hause. Ich wusste, dass ich sie nie wieder sehen würde.“

In ihrer Verzweiflung rannten manche der Zurückgelassenen den davonfahrenden Lastwagen der französischen Armee hinterher, um in letzter Minute noch aufzuspringen. Jetzt, fast 40 Jahre danach, erinnert Chirac an die „Pflicht zur Wahrheit“ und das „Recht auf Respekt“ der alten Waffenbrüder: „Frankreich war nicht fähig, die Massaker zu verhindern, es war nicht fähig, seine Kinder zu retten.“

Aber auch auf die wenigen, die den Sprung übers Mittelmeer schafften, wartete eine elende Zukunft. Die französischen Behörden sperrten die lästig gewordenen Veteranen mitsamt Familien hinter Stacheldraht in Lager, ohne Kontakt zur Bevölkerung, ohne Chance zur Integration – und das zu einer Zeit, da Frankreich wie andere Industrieländer auch Gastarbeiter in großer Zahl zu importieren begann.

Larbi Bouzaboun, Sohn eines Harki, erinnert sich an die Jahre im Lager von Bias südöstlich von Bordeaux: „Wir wurden mit Fausthieben gedrillt. Wir hatten keine andere Wahl, als einen vorgegebenen Beruf zu erlernen – Maurer, Anstreicher oder Holzfäller.“

Die Gemeinschaft der Harkis und ihrer Nachkommen ist heute auf rund 400 000 Menschen angewachsen. Und das Unglück der Väter hat sich weiter vererbt: 80 Prozent von ihnen sind arbeitslos, weniger als 10 Prozent haben das Abitur gemacht, kaum einer studierte.

Immer wieder versuchten Harkis, mit Hungerstreiks auf ihr Los aufmerksam zu machen. Erst 1994 bewilligte das Parlament ihnen eine Entschädigung für die „geleisteten Opfer“ im Dienste der Republik. Über die politische Verantwortung Frankreichs schwiegen die Pariser Gesetzgeber.

Auch Chirac konnte sich nicht dazu überwinden, die Harkis um Entschuldigung zu bitten und eine Mitschuld Frankreichs an der „Barbarei“ von 1962 anzuerkennen. Das hätten ihm Altgaullisten wie Messmer wohl auch nicht verziehen: „Es gibt überhaupt keinen Grund zur Bußfertigkeit. Der Hauptverantwortliche ist der FLN, der die Harkis getäuscht und sie massakriert hat.“

Trotz des einmaligen nationalen Gedenktags zu ihren Ehren wollen die Harkis deshalb an der Klage wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit festhalten, die neun von ihnen stellvertretend für alle vor einem Monat eingereicht haben. Juristisch haben sie wenig Chancen, eine Verurteilung des französischen Staats durchzusetzen. Aber der Prozess könnte eine weitere Etappe auf dem Weg der moralischen und historischen Wiedergutmachung an den ungeliebten und lange ausgeschlossenen Adoptivsöhnen sein, deren Existenz Frankreich daran hindert, seinen schmutzigen, ungerechten und nutzlosen Kolonialkrieg zu vergessen.

ROMAIN LEICK

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

JOHN ROBERTSON

TIERE

Mehr Spaß im Stall

Ein Spiegel im Stall macht traurige Pferde heiter – das wollen britische Forscher jetzt herausgefunden haben. Über Wochen beobachteten die Zoologen das Verhalten von Rössern vor dem Spiegel. Die Testtiere, unter ihnen illustre Gäuler wie das ehemalige Rennpferd „Stamp“ der britischen Queen Mum, verbrachten gut ein Viertel des Tages damit, ihr Ebenbild anzusehen und schlugen deswegen seltener nervös mit dem Kopf hin und her als ihre Artgenossen. Der schöne Schein des Spiegelbildes lenkt die Vierbeiner offenbar von ihrer Langeweile ab. Die Wissenschaftler denken bereits darüber nach, ihre Erfindung zu vermarkten. Pferdezüchtern raten die Briten, nur bruchsichere Spiegel in den Boxen anzubringen – die Vierbeiner, die schon Tierkundler Alfred Brehm als „munter, beweglich und klug“ beschrieb, könnten sich sonst verletzen.

Rennpferd „Stamp“ mit Boxen-Spiegel

ENERGIE

Strom vom Meeresgrund

Eine neue ozeanische Apparatur wandelt abgestorbenes Plankton und andere Ablagerungen vom Meeresboden in elektrische Energie um. Wie in einer Art Brennstoffzelle reagieren die kohlenstoffhaltigen Stoffe des Planktons mit dem im Meereswasser gelösten Sauerstoff. Langfristig soll das „Oscar“ genannte Gerät die bisher üblichen Unterwasserbatterien ersetzen und ausreichend Energie für wartungsfreie Mess-Stationen liefern. Noch erzeugt der Unterwasser-Apparat pro Quadratmeter Elektrode allerdings nur eine Leistung von 50 Milliwatt – damit lässt sich gerade mal ein elektronischer Taschenrechner betreiben.

COURTESY OF CLARE REIMERS/OREGON STATE UNIVERSITY

„Oscar“-Apparatur

K. VEY / JUMP

Schokolade essende Frau

HIRNFORSCHUNG

Sucht nach süßer Kost

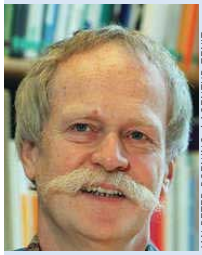
Schokolade essen ist wie Kokain schnupfen – zumindest können Menschen nach beiden Genussmitteln süchtig werden. Wissenschaftler der Northwestern University im US-Bundesstaat Illinois ließen 15 Probanden, die sich selbst als „Chocoholics“ – als süchtig nach Schokolade – bezeichnen, bis zu 170 Gramm Schokolade essen. Bei den Freiwilligen waren dieselben Regionen im Mittelhirn und in der Großhirnrinde aktiviert wie bei Kokainschnupfern. Als die Chocoholics genug hatten und zum Weiteressen gezwungen wurden, waren allerdings Regionen im Vorderhirn stark durchblutet: Diese entscheiden offenbar darüber, wann der Organismus gesättigt ist.

GESUNDHEITSPOLITIK

Billiges nicht schlechter

Wolfgang Becker-Brüser, Herausgeber des pharmakritischen „Arznei-Telegramms“, über Pläne des Gesundheitsministeriums zur Senkung der Arzneimittel-Ausgaben

SPIEGEL: Ärzte sollen künftig nicht mehr Markenmedikamente, sondern Wirkstoffe verordnen; erst der Apotheker würde dann ein möglichst billiges Präparat mit diesem Wirkstoff heraussuchen. Halten Sie das für sinnvoll?
Becker-Brüser: Ja. Rein rechnerisch ließen sich so kurzfristig jährlich bis zu zwei Milliarden Mark einsparen – also noch bis zu viermal mehr als von der Gesundheitsministerin erhofft.
SPIEGEL: Aber wenn immer nur noch das billigste Medikament abgegeben wird, werden dann nicht Tausende von Präparaten vom Markt verschwinden?



JAN-PETER BOENING / AGENTUR ZENIT

Becker-Brüser

Becker-Brüser: Ich gehe davon aus, dass nicht immer das auf den Pfennig billigste Medikament genommen werden muss, sondern dass es einen Preisrahmen gibt, der als akzeptabel gilt. Außerdem wird jeder Arzt auch weiterhin auf dem Rezept vermerken können, dass er für seinen Patienten ein bestimmtes, teureres Medikament wünscht.
SPIEGEL: Hat die Sache für Sie einen Haken?
Becker-Brüser: Ein wirklich großes Problem gibt es: Vor allem ältere Patienten könnte es verwirren, wenn sie in unterschiedlichen Apotheken denselben Wirkstoff mal in blauer, mal in roter und mal in weißer Verpackung bekommen und ihn dann womöglich verwechseln. Deshalb bräuchten wir zusätzlich eine Art elektronisches Rezept, das es erlaubt, die Verordnungsdaten zentral zu speichern. Dann könnte jeder Apotheker sofort abrufen, welches Präparat dem Patienten das letzte Mal ausgehändigt wurde.
SPIEGEL: Manche Ärzte und Apotheker sehen jetzt die Therapiefreiheit in Gefahr und befürchten ein Absinken der Qualität.
Becker-Brüser: Das ist Unsinn. Ich kenne viele Ärzte, die froh wären, wenn sie, wie sie es eigentlich im Studium gelernt haben, endlich nur noch Wirkstoffe verordnen könnten und sich nicht ständig den Kopf über Preise zerbrechen müssten. Da kennen sich die Apotheker viel besser aus. Leider hält sich hartnäckig die Legende, dass billige Medikamente schlechter sind.

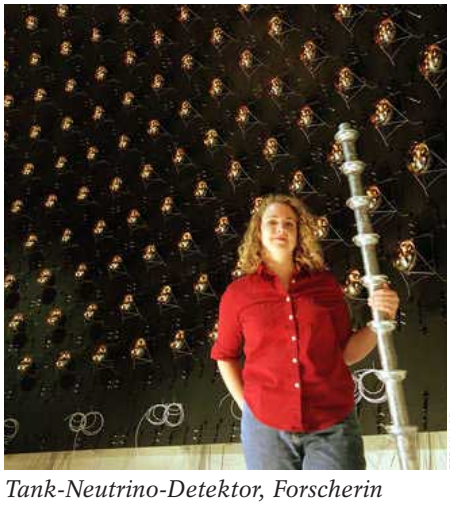
THOMAS KIENZLE / AP

Apothekerinnen

TEILCHENPHYSIK

Riesenauge für Geisterteilchen

Mit einem neuen Detektor wollen Teilchenphysiker nach den rätselhaften Neutrinos fahnden. Das am amerikanischen Forschungszentrum Fermilab in Batavia (US-Staat Illinois) entstehende Observatorium, das aussieht wie ein nach innen gestülptes überdimensionales Insektenauge, soll im Dezember seinen Betrieb aufnehmen. Mit dem Experiment wollen die Forscher mehr über die Geisterteilchen lernen, die myriadenhaft durch das Universum rasen. Nur die extrem seltene Kollision mit einem Atomkern verwandelt ein Neutrino in ein geladenes Teilchen, das durch Ausstrahlung von Licht seine Existenz verrät. Der neue Detektor besteht aus einem Riesentank, der mit einer Million Liter Mineralöl gefüllt wird. Jede Kollision eines Neutrinos mit einem Ölmolekül führt zum Aussenden eines Lichtblitzes, der dann von Fotozellen registriert werden soll.



FERMI LAB

Tank-Neutrino-Detektor, Forscherin

COMPUTER

Virtueller Fall

Verletzungen misshandelter Kinder können bald nicht mehr so einfach als Folgen von Treppenstürzen vertuscht werden. Wissenschaftler der University of Pittsburgh haben ein Simulationsprogramm entwickelt, das wie ein virtueller Auto-Crashtest funktioniert: Es zeigt, welche Verletzungen sich ein dreijähriges Kind tatsächlich zuziehen würde, wenn es eine Treppe hinunterfällt. Das Programm ermittelt insbesondere die möglichen Oberschenkelbrüche – abhängig von der jeweiligen Treppe: Wie viele Stufen hat sie, wie steil ist sie, wie elastisch, welchen Belag hat der Boden? So steigt etwa die Verletzungswahrscheinlichkeit mit der Anzahl der Stufen, weil sich das Falltempo während des Sturzes vergrößert: Ein Kind, das 15 Stufen hinunterfällt, kann sich zum Beispiel dreimal so heftig verletzen wie eines, das nur drei Stufen fällt. Auch die Beschaffenheit der Schuhe spielt eine Rolle: Mit Gummisohlen rutscht man auf einer Treppe mit öliger Oberfläche zehnmal leichter aus als etwa auf einer mit PVC beschichteten Treppe. Die Wissenschaftler hoffen, dass Ärzte mit Hilfe der Simulation in Zukunft schneller verschwiegene Kindesmisshandlungen aufdecken können.

Treppensturz in der Computersimulation

Werbeseite

Werbeseite

Erweiterungsbau des Deutschen Technikmuseums Berlin: *Rosinenbomber auf dem Glaspalast*

FOTOS: KAI-OLAF HESSE

INGENIEURSKUNST

Rakete in der Rumpelkammer

In Berlin wird das größte Technikmuseum der Welt geplant. Das Projekt soll einen langjährigen Missstand beenden: Die Depots der Hauptstadt quellen über. In den abgesperrten Lagerhallen verrotten Tausende von Oldtimer-Autos, Raketenmotoren und Zahnarztstühlen.

Als die Preußen noch mit Sklaven handelten, fuhren ihre Dreimaster bis an die Goldküste. Gegen Glasperlen tauschte die gepuderte Soldateska kräftige Afrikaner ein und pferchte sie in Holzkäfige. Mit etwa 750 Gefangenen pro Schiff, den roten Adler am Mast, segelten die Transporter sodann in die Karibik.

30 000 Schwarze hat Brandenburgs Flotte allein zwischen 1680 und 1700 nach Amerika geschafft – ein lukratives Geschäft, das „in vielen Schifffahrtsgeschichten wohlweislich verschwiegen wird“, sagt Dirk Böndel.

Der Museumspädagoge holt das dunkle Kapitel deutscher Hochseefahrt nun ans Licht. Aus Styropor hat er 67 Figuren formen lassen. „Das sind die Sklaven“, erläutert er. Auch das Zwischendeck eines der Kähne wird nachgebaut. Böndel will Illusion – Schweiß, stickige Luft und die sausenden Peitschen der Aufseher.

Die Seefahrtschau wird demnächst im Neubau des Deutschen Technikmuseums Berlin zu besichtigen sein. Der Senat hat dort einen Palast aus Stahl und Glas errichten lassen. Vier Etagen ragt das Haus empor, es besitzt 12 000 Quadratmeter Stirnholzparkett und kostete 139 Millionen Mark.

Fast schwerelos wirkt der gläserne Bug der Fassade. Verstellbare Spiegel („Heliostaten“) lenken Außenlicht bis in die letzten Winkel der Innenräume. An der Außenfront prangt ein silberner Rosinenbomber vom Typ C 47 „Skytrain“. Bedrohlich senkt der Flieger seine Nase, als würde er jeden Moment abstürzen.

Bereits im letzten März hatte Ex-Bürgermeister Eberhard Diepgen den Erweiterungsbau eingeweiht. Nun werden die Säle mit ersten Exponaten gefüllt. Das schwerste Objekt, der Havel-Schlepper „Kurt Heinz“, steht bereits im Parterre. Er wiegt 50 Tonnen und müffelt immer noch nach Kohle und Öl.

In den oberen beiden Stockwerken geht es luftiger zu. Dort ist das Reich von Holger Steinle, 52. Mit seiner braunen Cordhose und dem buschigen Schnauzbart wirkt der Leiter der Abteilung Luftfahrt wie ein Vetter von Indiana Jones. Mit federndem Schritt läuft der Professor über die nach Harz riechende Parkettfläche.

Brasilien, Murmansk, Iran, Namibia – auf vier Kontinenten hat Steinle nach Propellern, Wracks und deutschen Kriegsjets gesucht. Er fahndete im Jemen und am Nordkap. „Im Dschungel von Papua-Neuguinea verfolgte ich die Spur einer Junkers F 13“, erzählt er, „ein Traumflugzeug – das erste, das ganz aus Metall gebaut wurde.“

Sein bislang größter Coup gelang Steinle in Krakau. In einem abgesperrten Hangar machte er 23 verschollen geglaubte Maschinen der Deutschen Luftfahrt Sammlung ausfindig. Sie waren 1943 nach Pommern ausgelagert worden. Das Auswärtige Amt bemüht sich derzeit um eine Rückführung der wertvollen Maschinen (siehe Kasten Seite 200).

Doch sind solche Techniktempel wie der in Berlin, vollgestellt mit Automaten, Webstühlen und Grammophonen, überhaupt

Verhängte Motorräder, Oldtimer im Museumsdepot: *Unter Gummiplanen gammeln Raritäten*

noch zeitgemäß? Der Ruch „mechanischer Kadaver“ (Umberto Eco) haftet an den Schaustücken. Das Urbild aller Technikmuseen, das 1794 in Paris gegründete Musée des arts et des métiers gilt Kritikern als „verstaubter Objektfriedhof“.

Die Macher aus Berlin sehen das ganz anders. Sie verstehen ihre Arbeit als Lobpreis auf jene Riege von Ingenieuren, Wissenschaftlern und Edeltüftlern, die im Unterschied zu Dichtern und Philosophen auf praktische Weise ins Räderwerk der Geschichte griffen.

Ohne die Erfindung des Zements, darin sind sich alle einig, hätten Cäsar und Nero nie die Ewige Stadt ausbauen können. Wenn es um den Tod Gottes geht, wird stets Nietzsche zitiert – doch bereits das Fernrohr ließ den christlichen Himmel einstürzen. Kant wollte Aufklärung, aber erst Thomas Alva Edison machte das Licht an. Und wer erlöste uns von mehr Übeln als der Bakteriologe Robert Koch?

Zu diesem Prozess der Zivilisation hat Berlin einiges beigetragen. Nicht nur die Currywurst, sondern auch die E-Lok wurde hier ersonnen. Otto Hahn spaltete in Dahlem im Jahr 1938 das erste Atom. AEG, Siemens und Telefunken hatten in der deutschen „Elektropolis“ ihren Stammsitz. Und Konrad Zuse bastelte in Berlin am Ur-Computer „Z 1“.

100 technische Schau-Sammlungen bot die Hauptstadt vor dem Zweiten Weltkrieg. Danach brach die Tradition ab. Für seine Picassos und Rembrandts baute der Senat große Gemäldegalerien, auch die Nofretete-Büste erhielt ein neues Heim. Die Technik dagegen blieb obdachlos.

Erst 1982 änderte sich die Lage. Am Anhalterbahnhof wurde zerbombtes Gelände für ein Museum freigemacht. Euphorisch schleppten die Gründerväter Webstühle und Kindergrammophone in ihr neues Domizil. 1988 kamen zwei alte Lokschuppen dazu – Stellraum für Dampfrosse.

Gemessen am Deutschen Museum in München wirkt der 14 000 Quadrameter-Parcours allerdings eher piefig. Auch mit ihrem Neubau (12 000 Quadratmeter) kommen die Preußen nicht an die Bayern heran. Das Geräte-Labyrinth an der Isar ist 17 Kilometer lang. „Wer vor jedem Objekt eine Minute stehen bleibt, braucht sieben Wochen, um durchzukommen“, prahlt eine Sprecherin. Selbst Paris und London können da nicht mithalten.

Nur zu gern würden die Berliner aufholen. Skizzen für eine „dritte Ausbaustufe“ sehen eine fulminante Vergrößerung des Technikmuseums vor. Den Kopfbau des Anhalter Güterbahnhofs (er wurde zur Hälfte abgerissen) wollen die Planer wiederherstellen. Die dahinter liegende 300 Meter lange Verladestraße soll komplett mit Glas überdacht werden (siehe Grafik).

Auf über 50 000 Quadratmeter würde die Schaufläche damit anwachsen. Berlin besäße mit einem Schlag den größten Techniktempel der Welt. „Wir kämpfen wie die Löwen für das Projekt“, meint die Direktorin Lieselotte Kugler. Offen ist nur, wer die Baukosten in Höhe von 240 Millionen Mark bezahlen soll. Berlin selbst ist völlig überschuldet.

So besteht der Missstand vorerst weiter: Die Hauptstadt, einst Motor des Fortschritts, erstickt an ihrem Erbe. Volksempfänger und Sahnequirls, Draisinen und Gaslampen stapeln sich in den Depots. In Schöneberg und Gatow mussten Abstellschuppen angemietet werden. In einem Hangar in Tempelhof stehen zwei Rosinenbomber.

Vor dem Lager in der Monumentenstraße schimmern Wasserpfützen. Neben dem Eingang liegt ein Haufen Rost. „Das ist Deutschlands älteste elektrische Lokomotive“, erklärt der Wächter. Drinnen herrscht drangvolle Enge: Kutschen und Dampftraktoren stehen in der Halle, dazu 200 Oldtimer-Autos.

Seit der Wiedervereinigung hat sich die Misere noch zugespitzt. Mopeds und Panzer der Sowjetarmee gerieten in den Fundus, das Museum besitzt jetzt den Landrover, mit dem Erich Honecker Hirsche jagte – und auch den Salonwagen Kaiser Wilhelms II. Die DDR-Regierung hatte den prächtigen Bahnwaggon in Dresden versteckt.

„Ein entsetzlicher Zustand“, klagt die Direktorin Kugler, „sollen wir unsere Schätze verschrotten?“ Allein die Kaltmiete für die Lagerhallen liegt bei jährlich 2,4 Millionen Mark.

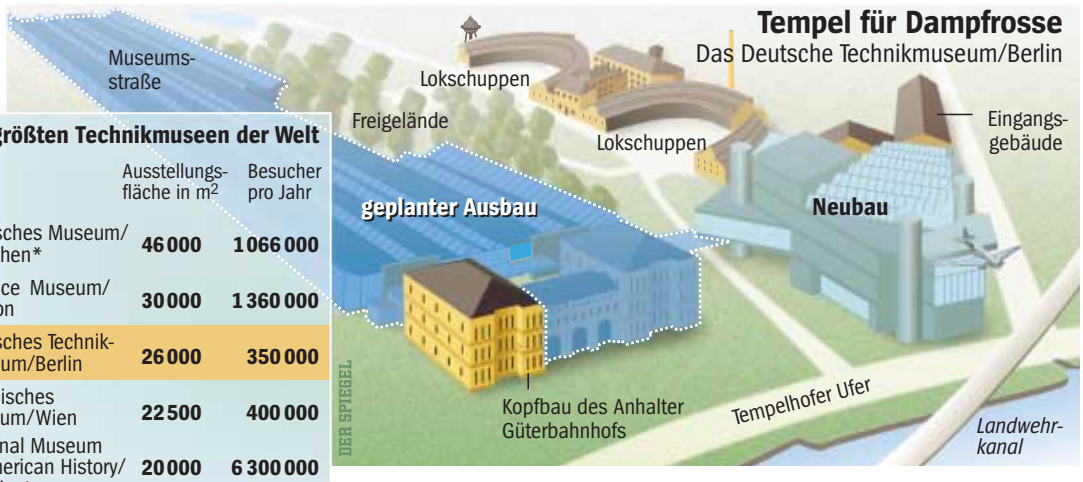
Noch wüster geht es in Reinickendorf zu. Dort wurde gleich ein komplettes Fabrikgelände gepachtet. Es sind vier lang gestreckte Montagehallen der Argus-Werke, bis 1945 stellten hier 5000 Menschen Flugzeugmotoren her.

Eine fast unwirkliche Atmosphäre geht von dem Industriekomplex aus. „Kommen

Die größten Technikmuseen der Welt

	Ausstellungsfläche in m²	Besucher pro Jahr
Deutsches Museum/München*	46 000	1 066 000
Science Museum/London	30 000	1 360 000
Deutsches Technikmuseum/Berlin	26 000	350 000
Technisches Museum/Wien	22 500	400 000
National Museum of American History/Washington	20 000	6 300 000

*ohne Oberschleißheim



Spur der Doppeldecker

Polen und Deutschland verhandeln über die Rückgabe von Oldtimer-Flugzeugen aus der Vorkriegszeit.

Die Deutsche Luftfahrt Sammlung (DLS) in Berlin-Moabit bot aeronautische Spitzenware. Spähkörbe aus Kriegszeppelinen baumelten unter der Glasdecke. Im Magazin schwamm – in Spiritus – eine Hundeschnauze, die in einen Propeller geraten war.

Auf einer Fläche von zwei Fußballfeldern standen 100 Maschinen, darunter Holzgleiter von Otto Lilienthal und eine Jagdmaschine des „roten Barons“ Freiherr von Richthofen.

1936 wurde die Schau eingeweiht. Zu den schrillsten Exponaten gehörte eine Baumwollrolle, die wie ein Schlafsack aussah. Es war der Fallschirm von Käte Paulus. Mit Stöckelschuhen und Pumphosen hatte sich die Akrobatin im Jahr 1893 über Nürnberg in 1600 Meter Höhe aus einem Gasballon gestürzt.

Als die Bombenangriffe auf Berlin zunahmen, entschied sich die DLS-Direktion zur Auslagerung. Helfer rollten die Flug-Oldies in Pommern in Abstellschuppen. Dann rückte die Rote Armee an. Seitdem galten die Flugzeuge als verschollen.

1982 tat sich eine Spur auf. Der Technik-Fahnder Holger Steinle reiste inkognito in Polen ein. In Krakau wurde er fündig. Abgeschirmt in einem Depot standen 23 Maschinen aus der alten DLS-Sammlung. Dieses Gerät ist Gegenstand von Verhandlungen, die Tono Eitel, 68, im Auftrag des Auswärtigen Amtes führt. Der Pensionär aus Münster, ehemals Uno-Botschafter, soll die Schätze zurück nach Deutschland holen. Vergangenen Mittwoch reiste der Diplomat erneut nach Polen.

Der Auftrag ist schwierig. Schon seit 1992 laufen Gespräche über die Rückführung kriegsbedingt verlagerter deutscher Kulturgüter. Betroffen sind auch Archivalien der Preußischen Staatsbibliothek, darunter Handschriften Martin Luthers sowie Noten von Bach und Mozart.

Rund ein Dutzend Mal trafen sich Delegationen – ohne Erfolg. Der Grund: Polen beharrt auf dem „Territorialprinzip“, wonach alle in Pommern und Schlesien entstandenen Kulturgüter an den Ort ihres Ursprungs zurückgeführt werden sollen.

Verärgert ist das Bundesinnenministerium vor allem über den polnischen Delegationschef Wojciech Kowalski. Der Professor, heißt es, sei ein „Betonkopf“, der an einer Einigung überhaupt nicht interessiert sei.

Doch Diplomat Eitel hat nun offensichtlich Wunder gewirkt. Seit Anfang letzten Jahres schon antichambriert er in polnischen Regierungskreisen. Und er macht Hoffnung: „Wir stehen vor konkreten Ergebnissen.“

Angestrebt werde „eine Art Kuhhandel“, wie Eitel vergangene Woche durchblicken ließ. Im Falle einer Rückgabe der Flugzeuge soll der Nachbarstaat „finanzielle Beihilfen“ erhalten. Auch „archäologische Schätze, die in deutschen Museen lagern“, seien als Tauschobjekte im Gespräch. Es handelt sich dabei um slawische Funde, die aus der Zeit vor 1000 stammen, als die Ordensritter noch nicht über die Elbe marschiert waren.

FLUGZEUGMUSEUM KRAKAU

DLS-Oldtimer in Krakauer Luftfahrtdepot
Kuhhandel um die Holzflitzer

Die Luftfahrt-Fans in Berlin können also weiter hoffen: Holzflitzer, Höhenflugzeuge und mit Rizinusöl betankte Doppeldecker gammeln in Krakau. In dem Depot steht die AEG Eule, ein Lufthobel mit Vogelschwingen, und auch jene legendäre Messerschmitt Me 209, die im März 1939 im Luftraum bei Augsburg einen Tempo-Weltrekord (755 km/h) aufstellte.

Kein Unbefugter darf das Depot betreten. Patina und Staub überziehen die Metallgerippe. Doch Eitel ist optimistisch. „Bis zum Jahresende“ rechnet der Diplomat mit einer Einigung: „Polen strebt in die EU – das Land ist jetzt bereit für konkrete und völkerrechtlich verbindliche Gespräche.“

Sie!“, pfeift Steinle und besteigt einen kleinen Elektrowagen. Die Fahrt führt an endlosen Reihen von Metallregalen vorbei, in denen sich Zahnarztstühle, Krankenliegen und Draisinen türmen. Dann bremst der Chauffeur vor einem Radargerät der Wehrmacht: „Das haben wir aus einem tschechischen Schrebergarten evakuiert.“

Seltene Pinökel und Geräte schlummern hier unter grünen Gummiplanen. In Halle vier steht eine blaue Fledermaus mit 17 Meter Spannweite: Es ist ein Nurflügler Ho-II der Gebrüder Horten aus dem Jahr 1935 – weltweit das einzige erhaltene Exemplar.

DLS-Flugzeugschau in Berlin (um 1941)
Verschollen in Pommern

Schließlich stoppt der Fahrer vor einem korrodierten Gestänge, es ist der Raketenmotor einer V2. Das Triebwerk stammt aus dem KZ Dora im Harz. Taucher glitten im Auftrag des Museums in das abgesoffene Bergwerk und bargen Reste der Ur-Rakete. So was besitzt nicht mal Peenemünde.

Leider werden solch spannende Objekte auch in Zukunft unter Verschluss bleiben. Der neue gläserne Großbau am Landwehrkanal ist nur für Schiffe und Flugzeuge gedacht. Das gesamte andere Inventar bleibt weiter in Regal-Ghettos verbannt.

Doch immerhin ist nun ein Anfang gemacht. Blitzend strahlt der bizarre Bug des Neubaus im Sonnenlicht. Fast im Wochentakt treffen die Schaustücke ein: Sextanten und steinzeitliche Fellboote sollen das Museum füllen.

Steinle lässt seine Aeroplane mit einem Kran direkt in den vierten Stock lupfen. Vor kurzem hing auch Deutschlands ältestes Passagierflugzeug am Haken. Der Winzflieger, Baujahr 1918, hatte nur Platz für zwei Fluggäste.

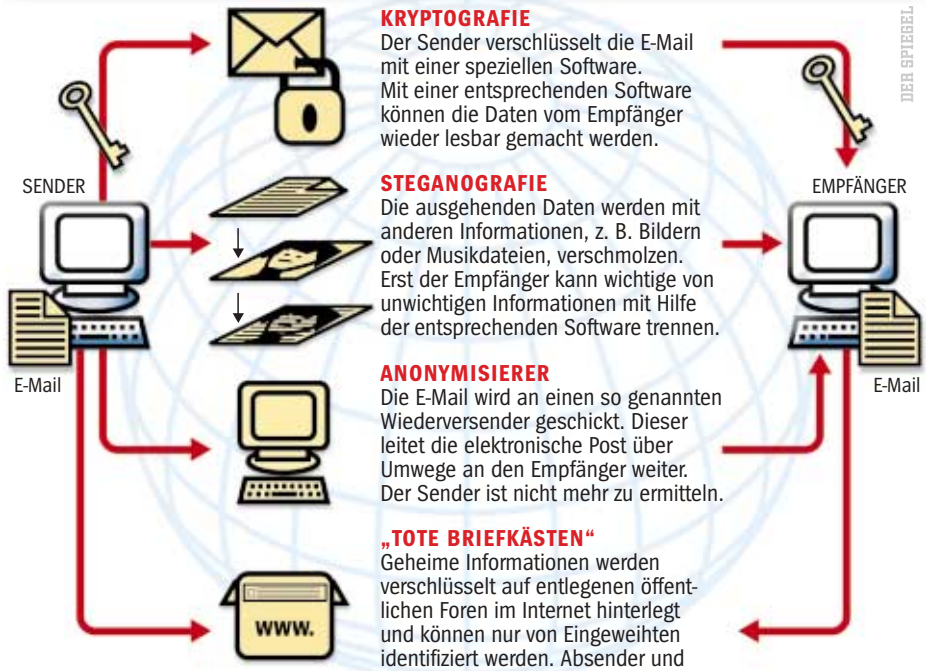
Einem besonders interessanten Brummer spürt der Beamte allerdings bislang vergeblich hinterher. Es handelt sich um einen Eindecker der Firma Rohrbach: „Ich habe Hinweise, dass die Maschine nach dem Krieg nahe einer Badestelle in Hinterpommern versenkt wurde.“

Im Frühling will Steinle das Wrack ausfindig machen. Es ist die Wahlkampfmaschine von Adolf Hitler. MATTHIAS SCHULZ

Werbeseite

Werbeseite

Stille Post Möglichkeiten der geheimen Kommunikation über das Internet



KRYPTOGRAFIE
Der Sender verschlüsselt die E-Mail mit einer speziellen Software. Mit einer entsprechenden Software können die Daten vom Empfänger wieder lesbar gemacht werden.

STEGANOGRAFIE
Die ausgehenden Daten werden mit anderen Informationen, z. B. Bildern oder Musikdateien, verschmolzen. Erst der Empfänger kann wichtige von unwichtigen Informationen mit Hilfe der entsprechenden Software trennen.

ANONYMISIERER
Die E-Mail wird an einen so genannten Wiederversender geschickt. Dieser leitet die elektronische Post über Umwege an den Empfänger weiter. Der Sender ist nicht mehr zu ermitteln.

„TOTE BRIEFKÄSTEN“
Geheime Informationen werden verschlüsselt auf entlegenen öffentlichen Foren im Internet hinterlegt und können nur von Eingeweihten identifiziert werden. Absender und Empfänger bleiben unbekannt.

COMPUTER

Botschaft im Pornobild

Terroristen können das Internet nutzen, um geheime Nachrichten auszutauschen. Sicherheitsexperten fordern jetzt neue Gesetze, um die digitale Kommunikation besser zu überwachen.

Nur wenige Stunden nach dem Anschlag auf das World Trade Center lief die Fahndung auch im Internet auf Hochtouren. Netz-Provider wie AOL stellten der amerikanischen Bundespolizei FBI Daten zur Verfügung, deutsche Universitäten durchforsteten ihre Internet-Server nach den E-Mails von Verdächtigen.

Die elektronische Fahndung ergab aber zunächst nur, dass sich einige der Terroristen die Flugtickets per Internet gekauft hatten. Nach FBI-Informationen nutzten die Männer dafür unter anderem öffentliche Internet-Terminals der Copyshop-Kette Kinko's in Florida.

Zudem kam heraus, dass sich zumindest einige der Terroristen gut im Netz auskannten. So unterhielt Said Bahaji, ein Marokkaner mit deutschem Pass und Kontakten zu den Hauptverdächtigen, auf einem Server der TU Hamburg-Harburg eine eigene Homepage: „In meiner Freizeit beschäftige ich mich gerne mit dem PC, ob Spiele, Programme oder Internet, spielt keine Rolle, Hauptsache ich sitze vor dem Rechner.“ Auch tauchte seine E-Mail-Adresse unter den Empfängern eines radikal-islamistischen Newsletters, der so genannten Qoqaz-Liste, auf.

VOLKER HINZ / STERN

Programmiererin Machado: *Kampagne gegen Datensauger*

Doch bislang fehlen Beweise dafür, dass die Terroristen das Netz tatsächlich benutzt haben, um ihre mörderischen Anschläge zu planen. Ob der islamistische Netz-Rundbrief geheime Botschaften der Flugzeugentführer enthielt, ist noch unklar. Dennoch gab sich der ehemalige FBI-Direktor Louis Freeh überzeugt: „Unknackbare Verschlüsselungsmethoden erlauben es Terroristen – Hamas, Hisbollah, al-Qaida und anderen –, miteinander zu kommunizieren, ohne einen Lauschangriff fürchten zu müssen.“ Und US-Justizminister John Ashcroft will ein neues Antiterrorgesetz (ATA) durchpeitschen, das die Überwachung von E-Mails auch ohne richterliche Genehmigung erlaubt: Polizeibehörden sollen künftig massenhaft speichern dürfen, wer mit wem kommuniziert. Auf diese Weise könnten sich Rückschlüsse auf die Mitglieder von Terrorzellen ziehen lassen.

Seit den Anschlägen am 11. September ist der alte Streit neu entbrannt, wie die Kommunikation im Netz überwacht werden kann und soll. US-Bürgerrechtler haben bereits gegen Ashcrofts Pläne protestiert. „Dieses Gesetz erinnert an die McCarthy-Ära in der Art, wie es der Regierung erlaubt, das Privatleben von US-Bürgern zu überwachen“, kritisiert Shari Steele von der Electronic Frontier Foundation (EFF).

Schon heute verfügen die USA über ein Internet-Schnüffelsystem namens DCS 1000 (ehemals Carnivore – zu deutsch: Fleischfresser), das den Datenverkehr mit aufwendigen Filtern nach verräterischen Begriffen absucht. Aber immer häufiger beißen sich der Fleischfresser und andere US-Lauschnetzwerke wie das weltweite Echelon-Abhörsystem an verschlüsselten Botschaften die Zähne aus. Denn im Internet frei erhältliche Verschlüsselungsprogramme verwandeln E-Mails in einen derart wirren Datensalat, dass selbst die besten Superrechner der Welt nicht in der Lage sind, den Klartext zu rekonstruieren.

„Wenn Sender und Empfänger eine gängige Verschlüsselungssoftware benutzen, dann kann das kein Geheimdienst der Welt knacken“, sagt der Gießener Krypto-Experte Albrecht Beutelspacher. Denn um an die verschlüsselte Nachricht zu gelangen, setzen selbst die Lauscher vom US-Geheimdienst NSA (National Security Agency) in ihrem Hauptquartier Crypto City im Bundesstaat Maryland meist noch immer auf das stupide Durchprobieren aller möglichen Schlüssel.

Wie viel Rechengewalt in der Praxis nötig ist, um eine verschlüsselte Botschaft auf diese primitive Weise zu knacken, zeigt der zukünftige offizielle Verschlüsselungsstandard für den Datenaustausch zwischen US-Behörden: Um die unsicherste Variante dieses Codes zu brechen, braucht man

Werbeseite

Werbeseite

FALK HELLER / ARGUM

US-Abhöranlage Echelon in Bad Aibling: *„Wir kriegen den Geist nicht zurück in die Flasche“*

selbst mit der mathematischen Streitmacht von einer Milliarde herkömmlichen Rechnern länger, als die Erde alt ist.

So nutzte der arabische Terrorist Ramsi Jussuf vor einigen Jahren Krypto-Software für seine Pläne, elf Linienflugzeuge in die Luft zu jagen. Das FBI brauchte ein Jahr, um zwei seiner Dateien zu entschlüsseln – eine Zeitverzögerung, die sich als verhängnisvoll hätte erweisen können. Doch die US-Behörden hatten Glück: Jussuf kam nicht mehr dazu, die geplanten Anschläge auf Flugzeuge in die Tat umzusetzen, weil er nach seinem Bombenangriff auf das World Trade Center 1993 festgenommen wurde.

Noch schwieriger wird es für die Fahnder, wenn es Terroristen gelingt, ihre Unterredung vollkommen im Verborgenen zu führen. „Der beste Weg besteht darin, die Kommunikation zwischen beiden Partnern unsichtbar zu machen“, erläutert Lutz Donnerhacke, Mitbegründer des Fördervereins Informationstechnik und Gesellschaft (Fitug). Um die verräterische Datenspur zwischen Sender und Empfänger zu verwischen, gibt es so genannte „Remailer“: Derartige „Wiederversender“ entfernen aus einer E-Mail die Absenderadresse, um die Rückverfolgung unmöglich zu machen. Diese Methode zur Spurenvernichtung wurde vor etlichen Jahren schon von Belgrader Dissidenten benutzt, um vor Miloševićs Geheimpolizei sicher zu sein.

Judd Gregg, republikanischer US-Senator, tritt nun für ein globales Verbot von Verschlüsselungssoftware ein – es sei denn, in ihr wäre ein digitales Hintertürchen für die Ermittlungsbehörden eingebaut. „Wenn Washington wirklich entschlossen ist, den Terrorismus auszulöschen, muss es Internet-Providern verbieten, verschlüsselte Botschaften weiterzuleiten“, fordert auch der bekannte britische Militärhistoriker John Keegan. „Provider im Ausland, die sich weigern, müssten sich dann darauf einstellen, dass ihre Gebäude von Cruise Missiles zerstört werden.“

„Derlei Vorstöße sind billiger Populismus“, meint Caspar Bowden, ein ehemaliger Investmentbanker, der heute das Institut Foundation for Information Policy Research in London leitet. Aufmerksam verfolgt er die Debatte in den USA: „Das wird garantiert auch in der EU zum Riesenthema.“ Großbritannien hat bereits einen Vorstoß unternommen: Ein umstrittenes neues Gesetz soll es Behörden erlauben, Verdächtige zur Preisgabe ihres Passworts zu zwingen, mit dem sie eine Botschaft geschützt haben – andernfalls drohen zwei Jahre Knast.

Vor allem die Wirtschaft hat Probleme mit einem allzu rigiden Kurs. Denn Verschlüsselung schützt nicht nur Pädophile und Bombenbastler, sondern auch Banken und ihre Kunden. „Krypto ist das Fundament, auf dem die Finanz- und Internet-Wirtschaft steht“, erläutert Bowden. Ein Aufweichen der Verschlüsselungstechnik könne schnell einen Schaden in Milliardenhöhe bedeuten: „Im Internet gibt es keine Briefumschläge, daher müssen wichtige Dokumente verschlüsselt werden – wir werden den Geist nicht zurück in die Flasche bekommen.“

STUART RAMSON / AP

Internet-Café (in New York)
Cruise Missile gegen Netz-Provider?

Schon nach dem Bombenanschlag auf das World Trade Center 1993 wurde von der US-Regierung ein Verbot starker Kryptografie erwogen. Doch die Befürworter der Verschlüsselung konnten sich durchsetzen – nicht zuletzt, weil klar wurde, dass der E-Commerce ohne geschützte Privatsphäre nicht funktionieren würde.

Ohnehin lassen sich geheime Botschaften heutzutage viel eleganter übermitteln als mit Hilfe einer verschlüsselten E-Mail. Bei der so genannten Steganografie werden in eine Bild-, Video- oder Musikdatei versteckte Zusatzinformationen eingestreut, die einem Unwissenden nicht auffallen. Der Empfänger hingegen weiß, dass zum Beispiel einige Pixel einer bestimmten Grafik gar keine Bildinformationen darstellen, sondern einen geheimen Text codieren.

Mit den Tarnbildern reagierten Internet-Aktivisten auf erste Versuche der Staatsapparate, auf verschlüsselte E-Mails Zugriff zu erhalten. Eine der Vorreiterinnen der Szene war Romana Machado, Programmiererin und „Playboy“-Model: Sie verschenkte ihre kostenlose Software als Komplettpaket gegen unliebsame Datensauger – mitsamt freizügigen Fotos von sich selbst.

Anfang des Jahres behaupteten US-Geheimdienstler, die Terrororganisation Bin Ladens kommuniziere über steganografisch aufgepeppte Bilder auf Porno-Web-Seiten. Die Beweise allerdings blieben sie schuldig.

Viel einfacher ist es für die Fahnder, Botschaften bereits abzufangen, bevor diese verschlüsselt worden sind. Das FBI setzt daher unter anderem auf Tastaturspione: Das Programm D.I.R.T. beispielsweise registriert jeden Tastenanschlag und überträgt die Daten heimlich an die Fahnder.

Mit einem ähnlichen Trick gelang es der Staatsanwaltschaft, Beweise gegen den Sohn des Mafiabosses Nicodemo Scarfo („Little Nicky“) aus New Jersey in die Hand zu bekommen: Ein Kriminalbeamter schlich sich unbemerkt in dessen Büro und installierte einen Tastaturspion, um so an die Passwörter des Angeklagten zu gelangen. Umstritten ist, ob diese Digitalspitzelei rechtens war.

Zuweilen hilft den Fahndern aber auch einfach nur Psychologie und Einfühlungsvermögen. In New York flog Mitte der Neunziger ein illegales Wettbüro der Mafia auf. Zehntausend Wettscheine lagen passwortgeschützt auf einer Festplatte. Doch für die Mafiakenner war das Codewort des Mafioso leicht zu erraten: der Vorname seiner Mama.

Hilmar Schmundt,
Christoph Seidler

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

MEDIZIN

Der Club der dünnen Jungen

Immer mehr junge Männer leiden unter Essstörungen. Jeder siebte Magersüchtige stirbt trotz Behandlung. In den Fachkliniken verabschieden sich Therapeuten und Mediziner von dem Klischee, die Anorexie sei eine „Mädchenkrankheit“.

BEN BEHNKE

Magersüchtiger Jens, Diätassistentin in der Lehrküche: *Ein halbes Käsebrötchen bedeutet Sieg*

Parklandklinik, Bad Wildungen, siebte Therapiewoche. Gestern kam ein gelbes Post-Paket. Die Mutter hat es geschickt. Müsliriegel, Bahlsen-Kekse, Snickers, Socken, Rasierer. Jens ordnet die Riegel ins Regal. Vielleicht darf er übers Wochenende nach Hause, wenn der Doktor es erlaubt. Jens schreibt mit blauer Tinte und akkuratem Rand:
Frühstück: 1 Vollkornbrötchen, 1 Hälfte mit Butter und Honig, 1 Hälfte mit Butter und Käse, 1 Knäckebrot mit Leinsamen und Pflm.

Pflm. steht für Pflaumenmus. Das Mus klebt an seinem Gaumen, er schmeckt die fruchtige Süße und eine Spur Zimt. Ein Löffel Pflaumenmus hat um die 12 Kalorien, ein Knäckebrot 30. Der Anblick von Kalorienhaltigem macht Jens nervös. Aber er kaut und schluckt gleichmäßig wie ein Mahlwerk. Er will wieder zu Kräften kommen, für sich und für die Mutter. Die leidet sehr unter seiner Krankheit.

Die kranke Seele in Zahlen: 17 Jahre, 1,73 Meter, 41 Kilo. Das war sein Tiefpunkt, ein fataler Triumph nach zwei Jahren Vernichtungskrieg gegen den eigenen Körper. Einen einzigen Apfel pro Tag erlaubte sich Jens da noch und fand sich zu dick. Auf der Zielgeraden seines Hunger-Marathons trank er nicht einmal mehr Wasser, weil er sich einbildete, es würde sich als hässliches Polster auf seinem Bauch abzeichnen.

Dabei hatte der Organismus des Realschülers zu diesem Zeitpunkt längst die letzten Fettreserven verbraucht und begonnen, die Muskeln abzubauen. Greisenhaft und durchscheinend wirkte der Körper des Jungen, trotz klobiger Turnschuhe und superweiter HipHop-Klamotten, wenn er wie unter Zwang seine Spaziergänge absolvierte. „Wenn ich auf einer Bank saß, taten mir die Knochen am Hintern weh“, sagt Jens. Ein schneller Kontrollgriff nach der Hüfte: Nein, dort fühlt es sich jetzt nicht mehr ganz so spitz an.

Gegen Ende erschien es ihm, als steuere er zielstrebig eine schiefe Ebene hinab in Richtung Abgrund. Hätten sie ihn nicht zum Aufpäppeln ins Krankenhaus verfrachtet, „dann wäre es wohl bis unter die Erde gegangen“. Warum er fast verhungert wäre? „Ich habe keine Erklärung.“ Dann betrachtet er seine mageren Hände. „Vor dem Sterben hatte ich Angst.“

Stattdessen füllt er nun Seite um Seite seines Ernährungstagebuchs. Das hat er

Werbeseite

Werbeseite

mit der Diätassistentin der Klinik so abgemacht. Jeden Tag muss er 3000 Kalorien schaffen. Fast neun Kilo hat er inzwischen schon zugelegt. Ein halbes Käsebrötchen bedeutet an guten Tagen einen Etappensieg, an schlechten fühlt es sich nach Kapitulation an vor all jenen, die wollen, dass er sich nicht zu Grunde richtet. Das geht den hungernden Mädchen aber genauso.

Magersüchtige Schülerinnen gibt es hier in der Klinik viele. Die kleine Blonde, die in einem zeltartigen schwarzen Anorak auf vogelhaft dünnen Beinen hinten am Ententeich vorüberstakst, gehört auch zum Club der dünnen Mädchen, der in der Körpertherapie oder, wie heute Nachmittag, in der Lehrküche zusammenkommt. Als Junge ist Jens da immer ziemlich allein. Nur ein anderer essgestörter junger Mann ist zurzeit noch hier, aber der ist schon über 20.

Auf zehn oder zwölf magersüchtige Mädchen und Frauen, schätzt Hartmut Imgart, Oberarzt in Bad Wildungen, kommt mittlerweile ein junger Mann – insgesamt um die 10 000 Jungen, die mit aller Gewalt ihre Selbstauflösung durch Hungern betreiben, ihren Körper mit stundenlangem Krafttraining ausmergeln, bis sie irgendwann leer laufen wie ein Akku.

Es kommt den Magersucht-Experten sogar so vor, als betrieben die Jungen ihre Auslöschung mit größerer Radikalität als die Mädchen. „Die Krankheitsverläufe sind oft schwerer“, konstatiert Imgart, „vielleicht auch, weil die Patienten erst später zu uns kommen.“ Auch deswegen will er jetzt eine stationäre Therapiegruppe für junge Männer einrichten – eine Art „Club der dünnen Jungen“, weil Jungen eigene Strategien gegen das Hungern brauchen.

Lange verläuft ihr Zerstörungswerk unbemerkt: Die Familien reden sich ein, es liege am Wachstum. Die Lehrer haben gerade erst ihren Blick für die mageren Mädchen geschärft, und Hausärzte sind an aggressive oder trinkende Jungs gewohnt. Aber halb verhungerte? Für einen wie Jens ist die ganze Sache noch mal beschämender: Ein Junge, der eine Frauenkrankheit hat – wo gibt’s denn so was?

Imgart gehen die Schicksale nahe. Mit leiser Stimme versucht er, den jungen Männern die Scham zu nehmen. Je schneller ihm das gelingt, desto größer ist die Chance auf Heilung. Er weiß, der Tod hat keine Vorliebe für Mädchen: 15 von 100 Magersüchtigen beiderlei Geschlechts sterben. Trotz Behandlung.

Bis zu einem Body-Mass-Index (BMI) von 25 gilt der Mensch als normalgewichtig, das hat Jens von Frau Fuhrmeister, der Diätassistentin, gehört. Für die Weltgesundheitsorganisation beginnt Unterernährung bei einem Body-Mass-Index von 18. Menschen mit BMI 18 kommen in Hungergebieten vor oder in Modeheften. Auch in solchen, die die Mädchen in seiner Klasse lesen. Von denen hat er auch gelernt, was der BMI bedeutet, niedrig = gut, hoch = schlecht. Die Mädchen, so beobachtete er, aßen ja auch kaum was. Die kamen alle mit Bananen und Diät-Joghurt aus. „Nach denen hab ich mich gerichtet.“

In der Lehrküche hat Jens Erdbeeren und Kiwis bedächtig in kleine Stückchen geschnippelt: Obstsalat. Hat nicht so viele Kalorien. „Mit 15 Jahren war ich 1,63 groß und wog 72 Kilo“, erinnert sich Jens – BMI 27. Zu fett, fand er. Das musste der Grund dafür sein, dass sie ihn in der Schule und im Tischtennisverein hänselten, ihm Joghurt auf den Stuhl schmierten, ihn in der Mädchentoilette einsperrten, ihn – alle gegen einen – wie einen nassen Sack gegen die Wand warfen und zusammenschlugen.

Aber dann eines Tages, so glaubte er, hatte er in seiner inneren Buchhaltung einen persönlichen Rettungsplan entdeckt. Ein Koordinatensystem aus Kalorien, nach dem er sein Leben ausrichten konnte: Gewicht in Kilogramm durch die Körpergröße im Quadrat. Wenn er schlank wäre, hoffte er, würden sie aufhören, ihn zu quälen.

56 Kilogramm, das war ein tolles Gefühl! Endlich rutschten ihm die Hosen von den Hüften wie all den anderen. Und er war fit. Laufen, dreimal sechs Kilometer am Tag, danach auf die Waage und abends noch Bauchmuskeltraining. „Aber von da an ging’s ratze-fatze“, staunt Jens. Nur noch ein paar Monate dauerte es, bis der Junge in der Schule immer öfter in Schweiß ausbrach und sonderbar lange nach Antworten auf die Fragen der Lehrer suchte. Da war sein BMI auf gefährliche 13,7 gefallen, es blieb nur noch ein Ausweg: Krankenhaus, Magensonde, Astronautennahrung literweise.

Mit einem Ausstecher formt Jens kleine Bällchen aus Melone. „Am meisten Kalorien haben Bananen und Weintrauben“, erklärt die Diätassistentin. Am meisten Kalorien, denkt Jens, hat Astronautennahrung.

FOTOS: BEN BEHNKE

Patient Jens vor der Parklandklinik in Bad Wildungen, mit Ernährungstagebuch: *„Vor dem Sterben hatte ich Angst“*

Er wollte erst nicht, aber die Mutter hat sofort zugestimmt. Als die Ärzte darangingen, den Triumph seines Willens mit fetter Nährflüssigkeit – Fresubin, 8750 Kalorien pro Tag – zunichte zu machen, verspürte er nichts. Nur wie der Klotz im Leib immer größer wurde, dort, wo der Magen sitzt. *Zwischendurch: 1 Kaffee mit Kondensmilch und Zucker.*

„Wir haben nicht mehr als Hypothesen“, antwortet Imgart auf die Frage, warum Jungen hungern. Eine lautet: Es ist heute schwer, ein Mann zu werden. Vor allem, wenn einem keiner vormacht, wie es geht.

Wenn in Imgarts Sprechzimmer Familien – oder das was davon übrig ist – zum Vorgespräch auf der blauen Ledercouch sitzen, treten hinter den kranken Söhnen die kaputten Erwachsenen wie Schemen hervor: zutiefst verunsicherte, abwesende oder häufig gewalttätige Väter, als Vorbild für einen Jungen nicht zu gebrauchen. Einsame Mütter, die ihren Söhnen die schmutzigen Details ihres Geschlechterkriegs anvertrauen und sich an die unfertigen Menschen klammern wie Schiffbrüchige. Imgart: „Viele Eltern suchen in dieser unsicheren Zeit Halt bei ihren Kindern. Die Kinder suchen dann Halt im Hunger.“

Jens rührt in der Kaffeetasse. „Ich bin eher unter Frauen aufgewachsen“, berichtet er. Der Vater zählte ja nicht: Wenn er voll gelaufen nach Hause kam, zerrte er die

Werbeseite

Werbeseite

Mediziner Imgart
„Halt im Hunger“

Mutter aus dem Bett, „und dann ging’s klatsch – klatsch – klatsch“. Sein Erzeuger verdrückte sich, als Jens fünf war. Er schuldet ihm 65 000 Mark Unterhalt, „von mir aus kann er auch draufgehen, das ist mir egal“.

Der Lebensgefährte der Mutter zählte auch nicht. So wie der will er nicht werden. „Hier war er stark“, ereifert sich Jens und packt sich an seinem eigenen muskellosen Oberarm, „aber im Kopf hatte er nichts. Und im Herzen gar nichts.“ Getrunken hat er, den fetten Bierbauch voll bis zum Anschlag. Dann machte er immer die Mutter fertig, schrie sie vor den Kindern an, bis die nicht mehr konnte. Vielleicht ist sie auch deshalb krank geworden. Was Psychosomatisches. Jens hielt immer zu ihr.

Als der Junge am gedeckten Tisch immer weniger wurde, wollte ihm Mutters Mann das Essen reinzwingen. „Er wollte, dass ich Wurst esse. Fette Schweinewurst.“ Aber der Lebensgefährte, zu dem Jens auch nach neun Jahren nicht „Papa“, sondern immer nur „Onkel“ sagte, konnte toben, so viel er wollte, rot im Gesicht und schwitzend vor Wut. „Ich hab nur noch stumm aufs Frühstücksbrett geguckt und auf stur gestellt.“

Eines Abends, als Jens am Abendbrottisch wortlos trockenes Knäckebrot mümmelte, rastete der Onkel aus, schlug dem zusammengesunkenen Jungen das spröde Brot aus der Hand und schrie: „Iss was Vernünftiges und nicht dieses Zeug. Wenn nicht, dann haut endlich ab.“ Da war für die Mutter das Maß voll. Sie suchte eine Wohnung für sich und den Sohn.

Seit ein paar Monaten wohnt Jens nun mit der Mutter allein. „Ihr geht es besser, und die Familie ist wieder zusammengerückt“, sagt Jens. „Nur mir geht es noch schlecht.“

Mittags: Hirschragout mit Serviettenknödel und Rotkohl, 1 kl Schälch. Salat, 1 kl Pudding.

Mittagszeit ist von 11.30 Uhr bis 12.30 Uhr. Anwesenheit ist Pflicht. Jens kommt pünktlich. Mit frisch gescheiteltem kurzem Haar sitzt er an Tisch 17.

Auf manchen Tellern hat nach einer Stunde der Knödel nur die Seite gewechselt. Jens isst alles auf. Zielstrebig und ohne Genuss löffelt er auch noch den Schokopudding hinein. Zweimal die Woche muss er zum Wiegen. Fiele sein Gewicht unter die Grenze, die er in einer Art Vertrag mit dem Arzt vereinbart hat, müsste er abreisen. Das will er nicht.

Er will gesund werden. Jetzt, da der brüllende Mann weg ist. Jetzt, da die Mutter seine Hilfe braucht. Wo vielleicht alles wieder gut werden kann.

Seit einigen Tagen sieht er immer gleich aus, wenn er in seinem Zimmer in den großen Spiegel schaut. Das ist gut so. Ab und zu kam es ihm nämlich noch so vor, als wäre das Allergrößte an ihm sein Magen. Dann sah er sich im Spiegel nicht mehr dünn, sondern aufgequollen und breit.

Die optische Wahrnehmung des eigenen Leibes spielt dem hungernden Menschen Streiche – eine Art lokale Mini-Psychose. Körperbildstörung nennen die Psychiater dieses Phänomen. Jens bekämpft es bei Herrn Dümichen in der Körpertherapie. Rücklings liegt er auf einer gelben Wolldecke. Unter seiner dicken Jogginghose zeichnet sich spitz sein Becken ab. Hans-Jürgen Dümichen legt mit blauen Seilen die Körperkontur des Jungen am Boden nach. Als Jens aufsteht, sieht er den Umriss einer langen, seltsam kraftlos wirkenden Gestalt auf der Wolldecke liegen. „Ich bin ja doch richtig dünn“, murmelt er erschrocken.

Nach einer Weile legt er dem Seile-Jens einen Holzklotz in den Bauch. Weil dort nach dem Essen immer dieser schmerzende Klumpen sitzt. Dümichen fragt, wo der Klumpen herkommt. „Der kommt vom vielen Vollkorn“, meint Jens, „das bin ich nicht gewohnt.“

FOTOS: BEN BEHNKE

Therapeut Dümichen, Patient Jens
„Klotz im Bauch“

Doktor Imgart hat, was den Klumpen angeht, eine alternative Erklärung. Auf andere Weise als bei den hungernden Mädchen scheint das Thema Gewalt bei magersüchtigen Jungen eine Rolle zu spielen. Die männliche Sexualität, Eindringen, Erobern, „das ist etwas sehr Schwieriges“, sagt Imgart, „wenn man mit dem Vater einen aggressiven Mann vor Augen hat“.

Die Jungen bekommen Angst, wenn mit dem Wachstum der Gelenke und Muskeln ihr eigener Körper dem des Vaters immer ähnlicher wird. „Das wollen sie verhindern, um jeden Preis.“ Ihr Körper wird zum Anhängsel, führt mit seinem steigenden Hormonpegel ein abgespaltenes Eigenleben. Statt sich wie früher mit anderen zusammen auszutoben und eigene Männlichkeitsrituale zu entdecken, säßen die 16-Jährigen heute wie festgeleimt vor dem Computer. „Die meisten trauen sich nicht, ihre Aggressionen und Triebe auszuagieren. Von den Erwachsenen, die sie kennen, wissen sie ja, wohin das führt.“

Viele der zum Skelett abgemagerten jungen Männer, die auf Imgarts blauem Ledersofa neben dem Plüschtiger sitzen, wissen nicht wohin mit ihren extremen Gewaltphantasien. „Ich seh aus wie ein KZ-Kind“, finden manche. „Ein Hitler muss wiederkommen“, sagen andere.

„Ein paar betätigen sich auch wirklich rechts.“ Dem sanftmütig wirkenden Imgart ist sichtlich unwohl bei dieser Diagnose. Dagegen ist für ihn schwer anzukommen. Irgendwann fangen die Jungen an, ihren Zorn nach innen zu richten, bis es wehtut. „Die Schreckensherrschaft über den eigenen Körper“, sinnt Imgart, „kann auch ein Gewaltventil sein.“

Manche kommen ja noch in lebensbedrohlichem Zustand hier an. Ausgezehrt, mit Hungerödemen, Elektrolytschwankungen und schweren Herzrhythmusstörungen. Unterhalb eines BMI von 14,5 funktioniert der Stoffwechsel im Gehirn nicht mehr richtig, Denkstörungen und Halluzinationen beginnen.

Von einem bestimmten Zeitpunkt an, beschreibt Imgart den Hungertod, beginnt der Mensch, seine inneren Organe zu verdauen. Die lebenswichtigen Fette um Leber, Herz, Niere werden abgebaut, die Organe gehen auf Dauer kaputt. Es kommt vor, dass ein Mensch in letzter Minute den Entschluss fasst: Ich will essen, ich will leben. Aber manchmal ist der Körper schon so sehr auf Abbau eingestellt, dass es für eine Umkehr zu spät ist. Die meisten sterben zu Hause: an akutem Herzversagen, an Austrocknung oder Nierenversagen. Viele nehmen sich das Leben.

Jens hat beschlossen, seinem Abgrund den Rücken zu kehren. Wenn das alles hier vorbei ist, will er Krankenpfleger werden. Am Wochenende, so steht am Ende des Tages fest, darf Jens die Mutter besuchen. Er freut sich darauf, sein Heimweh nach der Mutter ist stark. Aber auch die Angst, zu Hause wieder abzurutschen.

In der Abendsonne läuft er mit den anderen zum Pizza essen nach Bad Wildungen in die „Tenne“. Doktor Imgart hat es erlaubt. Keiner am Tisch redet über Krankheiten. Jens studiert lange die Karte. Er bestellt Pizza mit Salami. Schweinewurst.

Später schlüpft er im Zimmer unter die Bettdecke und schaltet im Dunkeln das Radio ein. Im Popsender sagt gerade jemand mit aufgekratzter Stimme Partytermine an. Jens tastet nach seiner Magengegend. Er spürt, wie sich dort langsam etwas formt, ein Klotz.

BEATE LAKOTTA

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

RAUMFAHRT

Absteige im All

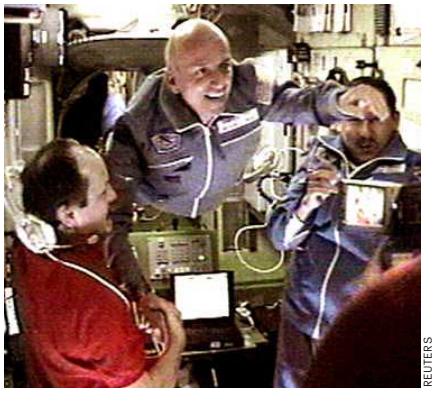
Das Privatunternehmen MirCorp will die erste Raumstation für Touristen bauen. Drei Wochen Schwerelosigkeit sollen rund 40 Millionen Mark kosten.

Geplantes Weltraumhotel Mini Station 1: *„Genug Platz, um bequem zu stehen“*

Das Reiseziel ist so exotisch wie kein zweites. So können die Touristen dort jeden Tag 16 Sonnenaufgänge bestaunen. „Wir werden den exklusivsten Blick der Welt bieten“, schwärmt Gert Weyers, „mit einem Fenster zur Erde, so groß wie nur möglich.“

Weyers ist Vorstandsmitglied der Weltraumfirma MirCorp mit Sitz in Amsterdam. Wenn es nach ihm geht, dann wird schon bald jede „Sojus“-Kapsel, die vom kasachischen Baikonur aus zur Internationalen Raumstation (ISS) startet, mindestens einen Touristen an Bord haben – und einen kleinen Umweg einlegen: zur ersten privaten Raumstation der Welt. Die von MirCorp geplante Herberge im All hat sogar schon einen Namen: Mini Station 1.

„Ob Touristen, Filmemacher oder Wissenschaftler – der Markt ist reif für private Kunden“, ist Weyers überzeugt. Schon einmal hat sein Unternehmen zum Sprung ins All angesetzt, allerdings mit mäßigem Erfolg: Vor zwei Jahren von dem amerikanischen Multimillionär und Weltraumfanatiker Walt Anderson gegründet, mietete sich die Firma auf der russischen „Mir“-Station ein, um die Weltraumruine zum Hotel aufzufrischen.



REUTERS

Weltraumtourist Tito*
Ärger mit den Profis

Bald darauf ging auch schon die erste Buchung ein. Der Investmentberater Dennis Tito aus Los Angeles war bereit, die geforderte Millionensumme für den Weltraumflug zu zahlen. Doch ehe es zum Besuch auf der „Mir“ kommen konnte, holten die Russen ihre altersschwache Station vom Himmel. Amateur-Kosmonaut Tito flog dann – zum Ärger der Weltraumprofis von der amerikanischen Nasa – zur neuen ISS. MirCorp war aus dem Geschäft.

Aus diesen Rückschlägen hat das private Weltraumunternehmen gelernt. „Wir wollen keine Station mehr leasen“, erklärt Manager Weyers, „wir wollen selbst eine haben.“ MirCorp hat deshalb kürzlich einen Vertrag mit der russischen Raumfahrtagentur Rosawiakosmos und mit Energija geschlossen, jenem Unternehmen, das schon die „Mir“-Station konstruiert hat und nun die russischen Module der ISS liefert.

Energija wird nun auch die erste private Raumstation bauen. Als Herzstück könnte eine modifizierte „Sojus“-Kapsel dienen. Die Mini Station 1 soll innen etwa so viel Raum bieten wie die „Saljut“, die Urversion aller russischen Raumstationen. „Da ist genug Platz, um bequem zu stehen oder von einer Wand zur anderen zu schweben“, erinnert sich Sigmund Jähn, der 1978 als erster Deutscher im All eine Woche auf der „Saljut 6“ verbrachte.

Zum Schweben und Stehen sollen die künftigen Gäste möglichst viel Platz haben, deshalb werden sie sich zum Schlafen ins angedockte Raumschiff zurückziehen müssen. „Erst wenn das Geschäft gut läuft“, verspricht Weyers, „werden wir anbauen.“

Wer sich das Vergnügen eines dreiwöchigen Trips zur himmlischen Absteige leisten will, muss indes über zwei Dinge verfügen: eine robuste Gesundheit, um die astronautenüblichen Medizin-Checks zu überstehen, sowie eine prall gefüllte Brieftasche. Wie bei dem Tito-Flug wird ein Ticket umgerechnet rund 40 Millionen Mark kosten, Übergepäck kommt extra. Dennoch hat MirCorp bereits 15 Anfragen, unter anderem von Internet-Providern, Gameshow-Betreibern und Filmstudios.

Auch der genaue Ablauf der Reise steht schon fest. Die dreiköpfige Besatzung, die anfangs aus einem zahlenden Amateur und zwei Profis bestehen soll, fliegt mit einer „Sojus“-Kapsel zur Mini Station 1. „Dort können sie sich vergnügen“, sagt Weyers, „Experimente durchführen, Monopoly spielen oder sonst was tun.“

Nach zwei Wochen Relaxen in der Schwerelosigkeit steigt die Crew wieder in ihr Raumschiff, fliegt zur ISS hinüber und wechselt in die dort angedockte „Sojus“-Kapsel. Die Besucher-Kapsel bleibt als Rettungsboot für die ISS-Mannschaft im All, mit der alten kehren die Gäste auf die Erde zurück. Solche Taxi-Flüge zur ISS gibt es heute schon: Sie dienen vor allem dazu, das Rettungsboot, dessen Ressourcen nach einem halben Jahr im All verbraucht sind, gegen ein neues umzutauschen.

Dank des Umwegs über die private Mini Station 1, hofft Weyers, könnte man sich die Kosten für den ohnehin notwendigen Versorgungsflug zur ISS teilen: „Das ist doch das perfekte Beispiel für eine wirklich effektive Nutzung der ‚Sojus‘-Kapsel.“

Rund hundert Millionen Dollar werden Konstruktion und Start kosten; derzeit verhandelt MirCorp mit risikofreudigen Investoren und Betrieben, die gern ihr Firmenlogo im All sähen. „Wir können die Station als Coca-Cola-Büchse anmalen oder die zwei unbemannten Progress-Versorgungsschiffe pro Jahr in FedEx-Farben streichen“, bietet Gert Weyers an. „Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.“

Dazu kommen noch die Einnahmen aus dem Ticketverkauf. Zwar soll die fliegende Herberge erst 2004 bezugsfertig sein, aber so lange will MirCorp finanzstarke Touristen nicht warten lassen: In der Zwischenzeit sollen die Buchungen auch für Direktreisen zur ISS gelten. „Wir sprechen darüber gerade mit mehreren staatlichen Raumfahrtagenturen“, sagt Weyers, „und die sind nicht abgeneigt.“ IRINA SCHEDROWA

* Beim Eintreffen an Bord der ISS am 30. April.

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

Werbeseite

UNTERHALTUNG

Krise des Gewaltkinos

Wie tief die Verunsicherung der amerikanischen Unterhaltungsindustrie nach den Terrorattentaten von New York und Washington geht, zeichnet sich jetzt ab. Repräsentanten des Entertainment rätseln über die neuen Geschmacks- und Toleranzgrenzen des Publikums. Sogar fertig gestellte Action-Reißer wie der Metro-Goldwyn-Meyer-Film „Gangster“, in dem es um internationalen Terror geht, werden gar nicht erst in die Kinos geschickt. Dasselbe gilt für zahllose, teuer produzierte Fernseh-, Musik- und Videoprodukte, die Gewalt oder grelle Komik enthalten. Bisher sicherten Ballerei und Terror hohe Umsätze. Nun aber herrscht bei den Verantwortlichen der Kulturindustrie Ratlosigkeit. Zynismus jeder Art sei nicht mehr zeitgemäß, die kulturelle Attitüde der grenzenlosen Ironie höchst fragwürdig geworden, sagt Jonathan Galassi, Chef des renommierten Verlags Farrar, Straus & Giroux. Nur Optimisten wie Antonio Reid, der Präsident des Musiklabels Arista Records, sehen in der Tragödie auch eine kulturelle Chance. Die Popmusik hätte wegen oft belangloser Songtexte zuletzt „sehr stagniert“, so Reid; er hofft, die Attacken könnten die Autoren zu mehr Gegenwartsbezug und gehaltvolleren Texten inspirieren.

RENZO GOSTOLI / AP

Autor Coelho

AUTOREN

Unter Schock

Die Terrorakte in den USA haben auch die Pläne vieler Schriftsteller durcheinander gebracht. Thrillerautor Michael Connelly, der seinen Krimi „Dunkler als die Nacht“ (Heyne) in Deutschland präsentieren wollte, sagte seine Lesereise ab, ebenso der neue Star Dave Eggers, Autor von „Ein herzzerreißendes Werk von umwerfender Genialität“ (Droemer). Die US-Bestsellerautorin Amy Tan entschied, die Frankfurter Buchmesse nicht zu besuchen. Tan, deren neuer Roman „Das Tuschezeichen“ sich in den USA glänzend verkauft, stehe unter Schock, heißt es in der Verlagsgruppe Bertelsmann – die Autorin hatte die Terroranschläge von ihrem Loft aus mit angesehen. Die Italienerin Susanna Tamaro, weitere Erfolgsfrau des Verlagshauses, will zu ihrer Lesereise im Herbst keinesfalls mit dem Flugzeug anreisen und sich nur per Zug von Stadt zu Stadt fortbewegen. Paulo Coelho schließlich, der mit „Der Alchimist“ Weltruhm erlangte, brach seine Signierreise nach zwei Terminen ab und begab sich in den spanischen Wallfahrtsort Santiago de Compostela. Coelhos neues Buch „Der Dämon und Fräulein Prym“ hat auf tragische Weise Bezug zu den Geschehnissen: Coelho erzählt von einem verstörten Mann, der durch Terrorangriffe seine Familie verliert und daraufhin selbst zu einem Rachefeldzug aufbricht.

FOLEY / OPALE

Autorin Tan

KLAUS LEFEBVRE

Szene aus Hindemith-Oper

OPER

Sinneslust am Kruzifix

Noch ereifert sich das politische, geistliche und schwule Köln über die geplante Aufführung des Theaterstücks „Corpus Christi“, in dem Jesus als Homosexueller auftritt, da sorgt ein Sündenfall im städtischen Opernhaus für neue Turbulenzen. Dort hat Generalintendant Günter Krämer, 60, drei selten gespielte Kurzopern von Paul Hindemith zu einem Triptychon gebündelt und den flotten Dreier in der für letzten Samstag angesetzten Premiere fleischeslustig in Szene gesetzt. Stück des Anstoßes dürfte die Sakralburleske „Sancta Susanna“ sein, in deren 603 Takten zwei Nonnen den sinnlichen Rappel kriegen. Auf dem Höhepunkt der privaten Sex-Messe legt die unkeusche Susanna ihre Tracht ab, stürzt sich auf den am Kruzifix hängenden Heiland und reißt dem Gottessohn, als dieser vom Kreuze steigt, den Lendenschurz runter. Nach der Uraufführung 1922 in Frankfurt am Main hatte die enthemmte Ordensfrau heiligen Zorn ausgelöst. Der Bühnenvolksbund betrieb damals die Absetzung, der Katholische Frauenbund setzte eine dreitägige Sühneandacht an, der Interkonfessionelle Verein zur Hebung der Sittlichkeit organisierte Buß-Vorträge. Mal sehen, was diese Woche im heiligen Köln passiert.

Kino in Kürze

„Bread and Roses“ lautete ein Schlachtruf der US-Arbeiterbewegung, der inzwischen etwas in Vergessenheit geraten ist. Dieses Schicksal teilt er mit dem flammenden Idealismus, der den Filmemacher Ken Loach, 65, antreibt: Dessen wackeres Streikdrama beruht zwar auf einem aktuellen, wahren Fall von Arbeitskampf, wirkt aber wie aus den Siebzigern in die Gegenwart gebeamt. Eine junge, illegal in die USA eingewanderte Latina landet in einer jener Putzkolonnen, die allnächtlich für einen Hungerlohn die Hochhäuser von Los Angeles reinigen, und lässt sich (wie einst die ebenso aufmüpfige Titelheldin des Arbeiterklassikers „Norma Rae“) von der Begeisterung eines Gewerkschafters anstecken, der den Wischbrigaden mehr Geld und Gerechtigkeit bringen will. Wie immer bei Loach sind die Darsteller eine Wucht, doch der Brite filmt – in seinem ersten in den USA gedrehten Film – das politische Erwachen der Entrechteten so berechenbar ab, als hätte ihm kein Drehbuch, sondern ein Handbuch mit dem Titel „Klassenkampf für Anfänger“ als Vorlage gedient.

„Suzhou River“ ist eine zur Kloake verkommene Wasserstraße in Schanghai, das abgründige Revier eines einzelgängerischen Videografen, des namenlosen

Zhou Xun in „Suzhou River“

Ich-Erzählers. Mit der Kamera streift er umher und beobachtet von seinem Fenster aus das Treiben auf dem Fluss. Da wird er eines Tages in ein geheimnisvolles Geschehen um verlorene Liebe, Verrat und Tod verwickelt. Mit hoch subjektivem Blick hat Regisseur Lou Ye eine Großstadt-Rhapsodie gedreht, einen chinesischen (aber zum großen Teil mit deutschen Geldern finanzierten) Film noir über Besessenheit und Identität, der in seiner schwebenden Rätselhaftigkeit die doppelbödigen Thriller Alfred Hitchcocks anklingen lässt.

JÜRGEN ROCHOLL / F.A.C.E.

Lisewski, Haußmann

BÜHNE

Schuld und Rache

Vor zwei Jahren war der Roman eines vergessenen ungarischen Autors der Überraschungserfolg der Saison: „Die Glut“ von Sándor Márai. Inzwischen hat der Münchner Piper Verlag über eine Million Exemplare verkauft. Der Text – im Kern ein Dialog zweier alter Männer – eignet sich ideal für eine Theateradaption. Und so brachte am vergangenen Sonntag das Berliner Schlossparktheater die deutsche Erstaufführung der Bühnenversion von Knut Boeser heraus. Unter der Regie von Intendant Heribert Sasse spielen Ezard Haußmann als Schlossherr Henrik und Stefan Lisewski als Konrad Nobel die beiden Freunde, die sich 41 Jahre lang nicht gesehen haben und nun in einem spannenden Wortduell herausfinden wollen, warum Konrad seinerzeit über Nacht und ohne ein Wort verschwunden ist. Die Aufführung entwickelt eine subtile Aktualität. Denn die beiden Herren, die über den privaten Betrug diskutieren, reden sehr konzentriert und scharfsinnig auch über die moralischen Themen der Stunde: Rache, Vergeltung, Schuld und Feigheit.

LITERATUR

Erinnerung aus der Umzugskiste

Mit Sohn Paul, ein paar Möbeln und 97 Umzugskisten ist Klara von Deutschland zu ihrem Mann George nach New York gezogen. Beim Auspacken stößt die Reisejournalistin auf ein 20 Jahre altes Foto, das sie mit ihrer ersten großen Liebe zeigt, dem Kameramann Johannes. Während sie den Mann betrachtet, der Pauls Vater ist, überkommt Klara eine Ahnung, „die sie während all der Jahre sorgfältig unterdrückt hatte: Möglicherweise hatte sie gleich am Anfang ihres Erwachsenenlebens die falsche Wahl getroffen“. Die 39-Jährige wird überwältigt von dem Gefühl, ihr Leben vergeudet zu haben. Immer wieder verliert sie sich in mal melancholischen, mal tragikomischen Erinnerungen. Noch einmal durchlebt sie die gemeinsamen Tage

mit Johannes in Peru, wohin es ihn zu Dreharbeiten verschlagen hatte. Oder sie lässt ihren ersten Aufenthalt in New York Revue passieren, wo es sie immer wieder in den Zoo im Central Park zog – zum Gehege des Eisbären Skandy, dem sie zum Erstaunen der anderen Besucher ihr Leid klagte. Allmählich kann Klara das Leben wieder von der optimistischen Seite betrachten. Mit ihrem Roman „Klara und die Liebe zum Zoo“ ist Pia Frankenberg, 44 – sie hat sich als Regisseurin und Produzentin von Spielfilmen und Dokumentationen einen Namen gemacht –, die eindringliche und humorvolle Lebensbilanz einer Frau in den kritischen Jahren gelungen.

Pia Frankenberg: „Klara und die Liebe zum Zoo“. Verlag Antje Kunstmann, München; 208 Seiten; 37 Mark.

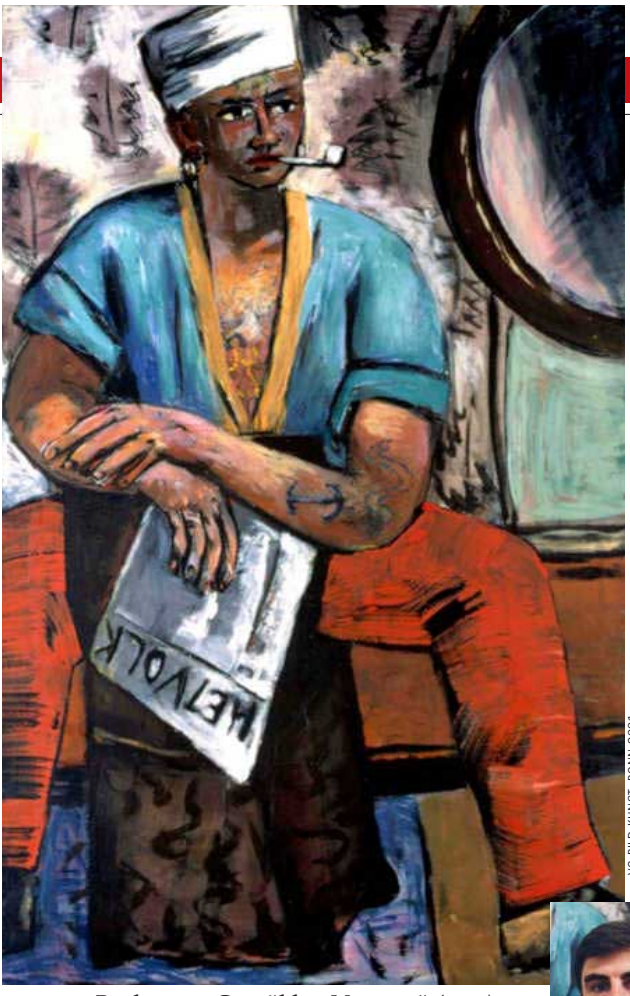
AUSSTELLUNGEN

Warhols Katastrophen

Dieser Künstler porträtierte gern Superstars – und deshalb auch sich selbst. Andy Warhol (1928 bis 1987) bildete von Marilyn Monroe bis Mao jeden ab, dessen Bekanntheitsgrad oder Glamourfaktor nur groß genug war. Gegen genügend Bargeld berücksichtigte er aber auch Aufträge der Semi-Prominenz: In seiner „Factory“ konnte Kunst schließlich im Akkord produziert werden. Kaum ein Künstler des 20. Jahrhunderts ist in den Museen der Welt mit

2001 ANDY WARHOL FOUND. FOR THE VISUAL ARTS / ARS, N. Y.

Warhol-Bild „Mao“



VG BILD KUNST, BONN 2001

Beckmann-Gemälde „Matrose“ (1937)

AUKTIONEN

„Stabile Werte“

Andreas Rumbler, 36, Geschäftsführer von Christie’s Deutschland und Koordinator der Versteigerung „Deutsche und Österreichische Kunst“ am 11. Oktober in London, über den Kunstmarkt und die Auswirkungen der Terror-Anschläge in den USA

SPIEGEL: Herr Rumbler, deutsche und österreichische Kunst der klassischen Moderne ist auf Auktionen seit Jahren begehrt. Warum?

FRANK WEGNER

Rumbler

Rumbler: Hier lassen sich noch Spitzenwerke finden, die im Bereich des Impressionismus preislich davongelaufen sind. Neben Käufern aus den USA, der Schweiz und Deutschland sammeln inzwischen auch Spanier, Franzosen und Italiener deutschen Expressionismus.

SPIEGEL: Deshalb bietet auch Ihre Konkurrenz regelmäßig deutsche Kunst an. Sotheby’s hat in diesem Jahr ein Bild von Max Beckmann für fast 50 Millionen Mark versteigert. Welche Preise erhoffen Sie nächste Woche zu erzielen?

Rumbler: Unser Bild „Matrose“ von Beckmann sticht mit geschätzten 20 bis 25 Millionen Mark klar heraus. Für sehr gute Bilder von Kirchner, Schmidt-Rottluff, Nolde reden wir über ein Preisspektrum bis maximal 8 Millionen Mark.

SPIEGEL: Bekanntlich ist der Kunstmarkt von der Wirtschaftslage abhängig. Wird sich der durch die Attentate ausgelöste Börsen-Crash auf das Auktionsergebnis auswirken?

Rumbler: Die Bilder haben zwei Weltkriege, eine Ölkrise und den Golfkrieg überstanden und ihren Wert nicht nur halten, sondern enorm steigern können. Bei deutscher und österreichischer Kunst handelt es sich um etablierte Kunst, stabile Werte. Das ist keine spekulative Ware.

SPIEGEL: Wer an der Börse verliert, wird kaum Millionen für Kunst übrig haben.

Rumbler: Das trifft für einige Sammler zu. Es gibt andere, die nur Bruchteile ihres Vermögens in Aktien angelegt haben. Trotzdem wird die Auktion nächste Woche ein Test sein. Es ist schließlich die erste hochkarätige Auktion, die nach dem Anschlag stattfindet.

seinen Werken so präsent wie Warhol, kaum einer wurde häufiger ausgestellt als er. Die Berliner Neue Nationalgalerie hat sich trotzdem vorgenommen, in ihrer am kommenden Wochenende beginnenden Retrospektive einen neuen Blick auf sein Werk zu präsentieren (bis 6. Januar, anschließend in der Tate Modern in London). Deshalb werden im Mittelpunkt der Schau nicht die obligatorischen Campbell’s-Suppendosen und Diven-Porträts stehen, sondern Warhols Desasterbilder – die beklemmend bunt verfremdeten Aufnahmen von Unfällen, Flugzeugabstürzen oder einer Atombombenexplosion. Warhol, meint der Ausstellungskurator Heiner Bastian, sei nicht nur eine Ikone der Pop-Art, sondern auch ein Chronist gewesen. Als solcher hat er nicht nur die Stars, sondern ebenso die kleinen und großen Katastrophen der Zeit abgebildet. Manchmal verknüpfte er auch beide Komponenten zu einem Werk: Das erste seiner Desasterbilder, „Suicide“, entstand 1962 nach dem Selbstmord eines Megastars – Marilyn Monroe.

Am Rande

Rettender Fisch

Wie sich die Zeiten ändern. Jahrelang wurde das Literarische Quartett als fahrlässig vereinfachende Tratschrunde enthemmter Starkritiker gescholten, vor allem Schriftsteller attackierten Marcel Reich-Ranicki und seine Mitstreiter als populistische Totengräber differenzierter Literatur-Analyse. Und jetzt, das Literarische Quartett hat nur noch zwei Auftritte, die Seligsprechung durch den Verband deutscher Schriftsteller: Sie als Autoren müssten darauf „insistieren“, dass der Tod des Literarischen Quartetts „nicht den Tod der Literatur im Fernsehen nach sich ziehen darf“. Reich-Ranicki als Herr über Leben und Tod, wenn auch nur der Literatur – nun ja. Aber Rettung naht. Der Buchhändler-Börsenverein stiftet den Deutschen Bücherpreis, und der soll auf einer glamourösen Fernseh-Gala verliehen werden, während der Leipziger Buchmesse im nächsten Frühjahr. Leider konnte Reich-Ranicki nicht als Chefmoderator gewonnen werden. Den Part übernimmt Show-Oldie Frank Elstner. Leider auch ist der Preis undotiert, stattdessen gibt es die übliche Nippesfigur. Allerdings ist es kein niedliches Bambi-Reh, sondern ein flacher Fisch: ein Bronze-Butt, gestaltet von Günter Grass. Gottlob ein Fisch und keine Rättin. „Der Butt“, ein Grass-Roman von 1977, hat endlich seine Jahresgedenkfeier, als Emblem-Lieferant für den Bücherpreis ist er sozusagen das Buch an sich. Und Grass der Autor schlechthin. Verhindert das den Tod der Literatur im Fernsehen? Kaum. Grass, wenigstens er, wird diesen Tod überleben. Als Butt bleibt er auf Sendung. Das ist fernsehfischmäßig gesichert. Die Idee könnte von Reich-Ranicki stammen.

Apokalyptiker der weiten Räume

Ein Kunstwerk, 35 Hektar groß, ein bizarres, schönes, unheimliches Ensemble aus Glasbauten, unterirdischen Gängen, Skulpturen, großformatigen Gemälden und wilder Landschaft – das entsteht seit 1993 im südfranzösischen Barjac auf La Ribaute, dem Ateliergelände des deutschen Malerstars Anselm Kiefer. Der ins Kolossale vernarrte Künstler („Ich denke vertikal") schichtet aus den Trümmern der Historie und den Formen der Natur eine Bildsprache, die die Grenzen zwischen Malerei, Bildhauerei und Architektur souverän überschreitet. Kiefer, 56, stellt demnächst 25 seiner monumentalen Bildwerke unter dem Titel „Die sieben Himmelspaläste" in der Baseler Fondation Beyeler aus (28. Oktober bis 17. Februar 2002) – in dem von Renzo Piano entworfenen Neubau der Stiftung aus dem Jahr 1997. Der österreichische Schriftsteller Christoph Ransmayr, 47, hat den hier vorab gedruckten Text für diese Ausstellung der Fondation Beyeler geschrieben – ein außergewöhnliches Stück Prosa, kongenial zum weltbaumeisterlichen Gestus Kiefers. Der Erzähler Ransmayr, schon im Titel seines Romans „Die letzte Welt" (1988) als Apokalyptiker der weiten Räume ausgewiesen, begeht die Kiefersche Phantasielandschaft so hingebungsvoll und eigenwillig, dass daraus ein selbständiges, sprachmächtiges, düsteres Welt-Gebirge erwächst. Sprachbilder türmen sich auf wie kosmische Katastrophen – sie entsprechen eigenartig der Gestimmtheit dieser Tage. Ransmayr umkreist und schafft dichterisch einen jener „magischen Orte der Absonderung", die Botho Strauß 1993 in seinem Essay „Anschwellender Bocksgesang" theoretisch skizziert hat – als Widerstandsnest einer kühnen Sprache gegen das gleichförmige „Verstehensgeräusch" des „elektronischen Schaugewerbes".

FONDATION BEYELER

Neubau der Fondation Beyeler
„Strahlende Himmelspaläste"

AUTOREN

Gänge in die Finsternis

Christoph Ransmayr über ein begehbares Kunstwerk von Anselm Kiefer

Hier … das hier ist die Wildnis. Im Moos, im Gras und schwarzen Laub wird jeder Schritt leiser. Und das hier, das ist die Straße, die neue, erst im Frühjahr ins Dickicht geschlagene Erdstraße, auf der brüchiger Lehm, Steine und Sand noch so lose und unverbunden liegen, dass unsere Schritte knirschen wie im Brucheis. Selbst die Hunde hört man laufen. Castor! Pollux! Hierher!

Wie dunkel es ist. Neumond. Über den Oliven, den Akazien und Maulbeerbäumen frühsommerliche, zirpende Finsternis. Pollux! Diese schwarzen, wie Scherenschnitte gereihten Palisaden dort drüben, das müssen die Pappelzeilen hinter den Teichen sein. Und die Lanzen und Schlachtmesser dort oben, genau unter dem Sternbild des Großen Bären, das ist die Zypressenallee. Nirgendwo ein erleuchtetes Fenster. Kein Widerschein einer Stadt. Nur einige versprengte, ferne Lichtfunken von Barjac, dem nächsten Dorf.

Selbst aus der Nähe ist Anselm Kiefer, der Gastgeber, der uns durch sein nachtdunkles Land im Süden Frankreichs vorangeht, kaum zu erkennen. Manchmal folgen wir bloß einer Stimme, dem Geräusch sich entfernender Schritte, einem schmalen Schatten. Nur wenige von uns kennen diesen Weg, und kaum einer hat ihn je bei Neumond beschritten. Wir, Spaziergänger in der Finsternis, suchen Kiefers Nähe oder zumindest seine Rufweite, als Gäste auf La Ribaute, jener stillgelegten Seidenfabrik, die für unseren Gastgeber im vergangenen Jahrzehnt eher Bastion und Zuflucht als Residenz geworden ist. Pollux! Castor! – Wir stolpern seinen Rottweilern nach. Bei anderen Gelegenheiten hat man uns auch schon als Sammler und Farbenhändler auf seiner Spur gesehen, als Galeristen oder Kommentatoren und Deuter seiner Kunst. Wir sind das Gefolge eines Meisters aus Deutschland.

Auf dem Weg von den schwarzen Teichen und einem schwarzen, nun in der Unsichtbarkeit wogenden Mohnfeld zu jenem Glasturm, in dem wir bei Tageslicht fünf und sechs Meter hohe Mammutsonnenblumen in Mänteln aus Gips pendeln sahen, die weißen Wurzeln den Wolken entgegengekrallt und die übergossenen Blütenschädel dicht über dem Zementboden … auf diesem nächtlichen Streifzug durch eine gläserne Kolonie der Kunst, vorüber an Glashäusern und Hallen aus Glas, in denen wir bei Tag tonnenschwere Stapel bleierner Buchseiten in einem Gestrüpp aus Stacheldraht und Dornen bereitliegen sahen, und in Gips und Bronze gegossene, nach französischen Königinnen benannte Krinolinen hockten wie leer gefressene Muscheln … auf unserem Weg kommt nun alles Licht von den Sternen. Die Mainacht ist windstill, wolkenlos. Aber friedlich?

Friedlich! Als ob die über Lichtjahre und Lichtjahre hinweg tobenden Gasorkane und atomaren Feuersäulen dort oben, dort unten, dort draußen!, diese elektromagnetischen Strahlenfluten und rotierenden Höllenöfen aus einer namenlosen, milliardenjährigen Vergangenheit und in alle Himmelsrichtungen davonjagenden, von Kernfusionen durchpulste Wolkenfäuste aus sich verdichtender und wieder zerstäubender Materie … als ob dieser ungeheuerliche Raum, durch den Spiralnebel und Sternhaufen wirbeln als kaum aufglänzende und schon wieder erlöschende Staubpartikel in einem eisigen Abgrund … als ob dieses ganze rasende Schauspiel von der illusorischen Größe und Dauer einer Ewigkeit irgendetwas mit Geborgenheit, mit Frieden und Stille zu tun haben könnte! Abendfriede!

Schon in der Dämmerung, kurz vor unserem Aufbruch in die Nacht, haben wir einen Abglanz des nuklearen Chaos dort draußen in jener großen, der größten Halle gesehen, deren Schattenriss nun die Baumkronen über-

ragt: fünfzehn auf Bleifolien gemalte und mit gipsübergossenen Pflanzenskeletten behängte Tafelbilder, Ansichten des gestirnten Himmels – weiße Sonnen, Asteroidenschwärme und Sternhaufen, mit Emulsion auf das geölte Blei geschleudert, gesprengt, gemalt, Wasserfarben und Terpentinöl, unvermischbare, einander abstoßende Elemente auf bleiernem Grund zusammengeworfen und so zur Nachahmung jener chaotischen Kräfte gezwungen, die Lichtjahre und Lichtjahre über unseren Köpfen Spiralen und Milchstraßen in die Unendlichkeit brennen.

Das auseinander stiebende, wirbelnde Firmament auf den Bildern allerdings wie im größten Aufruhr erstarrt, eingetrocknet, gedörrt und so endlich zur Ruhe, zum Innehalten gebracht – fünfzehn Momentaufnahmen der Ewigkeit über wandgroße Holzrahmen gespannt und in Reihen übereinander an der Längsseite der Halle angeordnet, ein Himmelsraster, drei, vier Stockwerke hoch …

Aus der Schwärze dieses Weltraums sahen wir dann aber doch wieder etwas Vertrautes durchschlagen: weiße Linien zwischen den Funken der Sterne, Fluchtlinien, wie mit einer Richtschnur oder dem Lineal gezogen und verbunden zu den Umrissen von Sternbildern – Perseus, Bootes, Skorpion, Schlange, Großer Hund … Himmelsareale, die draußen im Raum ebenso wie hier, in der großen Halle, immer nur Entwürfe, Träume aus unseren Köpfen waren, Projektionen aus den Tiefen unseres Bewusstseins und den Abgründen des Himmels auf eine zweidimensionale, nachtschwarze Fläche, Sternbilder, Wunschbilder, Trugbilder.

Fludd!, ruft unser Gastgeber einen Namen in die Dunkelheit zurück: Von Robert Fludd, dem in der Grafschaft Kent geborenen Mystiker des 17. Jahrhunderts, habe er zu sehen gelernt, dass jeder Pflanze, ja vielleicht jeder organischen Struktur eine Figur am Firmament zugeordnet sei, eine makrokosmische Entsprechung für alle Gestalten der terrestrischen Flora – jeder Blüte, jedem Rhizom, jedem Samenkorn ein Stern.

Und so schweben auch vor den gemalten Himmelskörpern und Sternnebeln Pflanzen: hier ein Dornbusch, mitgebracht aus der marokkanischen Wüste, dort eine Zypresse aus dem Windwurf des vergangenen Jahres, Färberdisteln, wilde Rosen, der Strunk einer Trauerweide, Rhododendren, jeder Zweig, jede Wurzel in einem Mantel aus Gips, wie in einem Augenblick größter Helligkeit erstarrt …

THOMAS FLECHTNER

La-Ribaute-Gewächshäuser mit Kiefer-Skulpturen: *„Gläserne Kolonie der Kunst“*

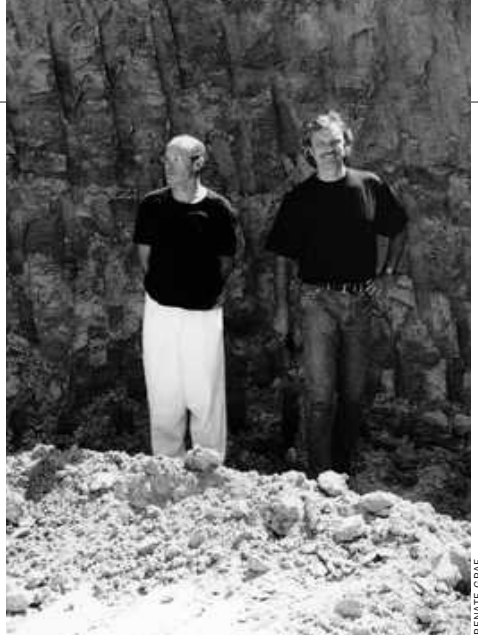
MARKUS BRUDERLIN

Kiefer-Ateliergelände
„Oberirdisch und unterirdisch gestaltetes Land“

Wie vertraut und unerreichbar uns Anselm Kiefer auf unserem nächtlichen Weg manchmal erscheint. So begeistert wie jetzt haben ihn einige von uns schon im vergangenen Frühjahr, während eines stechend heißen Tages, durch das Gestrüpp nahe den Seerosenteichen dahingehen sehen; auf manchen Kuppen und Gipfeln der nahen Cevennen lag damals noch Schnee. Einen Stock – oder war es ein Zweig? – in der Hand, kämpfte sich Kiefer an jenem Tag durch die Dornen und schwenkte den Stock oder Zweig wie eine Flagge, einen Taktstock! Aber es war kein Gefolge, das ihm im blendenden Licht nachkam, sondern ein Bulldozer. Le bull, wie Kiefers Gehilfen jenes mit luftigen Zeichen dirigierte Ungetüm nannten, das unserem Gastgeber in kurzem Abstand hinterherdröhnte und den Weg des Künstlers als straßenbreite Schneise nachschrieb – eine Schritt für Schritt neu und nicht von Bauplänen vorbestimmte Route: Hier war eine vierhundertjährige Eiche zu umgehen, zu umfahren, dort eine von Bourbonenrosen bewachsene Senke und dann an einer Platane vorüber und zwischen Akazien weiter und weiter – Kiefer musste entschlossen voran, denn le bull dröhnte hinter ihm her und schlug seine Bresche als Basis jener Straße in die Wildnis, auf der wir ihm nun tiefer in die Nacht folgen.

Schritt für Schritt und dann le bull! So werden auf La Ribaute Straßen gebaut, Zufahrten, Wege, bis eines Tages alle Glashäuser, Gärten, Ateliers und Mohnblumenfelder und Teiche miteinander verbunden sein werden, miteinander verbunden die große Halle, das sechzig Meter lange Wohnhaus, die

rostende Zeile aus einem Dutzend mit Bildern und Skulpturen gefüllten Schiffscontainern; verbunden die eisernen Freitreppen mit den Eingängen von Tunnels, die zu mit Blei ausgeschlagenen und gefluteten Kavernen hinabführen, deren Wasserspiegel nur die Finsternis in die Finsternis zurückwerfen … Ein Labyrinth!, das endlich nicht nur dieses dreißig Hektar große Stück Land, sondern ein ganzes Werk umschließen soll, eine verknäulte Route in die Wildnis und in oberirdisch und unterirdisch gestaltetes Land, Wege in Tiefe der Erde und in die Höhe, so brachial wie das Leben selbst.



RENATE GRAF

Kiefer, Ransmayr auf La Ribaute, Ateliergelände: *„Ein Labyrinth, eine verknäulte*

Bulldozer, Lauf- und Teleskopkräne, Lastwagen, Straßenwalzen … Kiefer arbeitet als Maler und Bildhauer längst nicht mehr bloß mit Pinsel, Spachtel, Meißel oder Bleistift, zu seinem Werkzeug gehören Baumaschinen ebenso wie Spitzhacke, Axt und Flammenwerfer und alles, so gut wie alles, womit einer ein Land zu seinem Land und die Welt zu seiner Welt machen kann.

Natürlich hat auch die Arbeit unseres Gastgebers irgendwann ein bisschen leiser und in kleineren Maßstäben begonnen, in Ateliers, Dunkelkammern und vor den leeren Leinwänden einer Akademie, damals, als die Jahre an der Universität Freiburg, Studien des Rechts und der Romanistik, schon Vergangenheit und an Akademien in Karlsruhe und Düsseldorf widersprüchliche Lehren, ja der Widerspruch selbst, für einen zur Kunst konvertierten Studenten bedeutsam geworden waren. Die Lehrer dieser neuen Zeit hießen Peter Dreher oder Joseph Beuys – und sagte der eine: Autonomie! Machen Sie, was sie wollen, schöpfen Sie aus der Fülle der Möglichkeiten!, lächelte der andere bloß: Ach was, in der Kunst, jener Kunst, die wir in Museen konservieren, mumifizieren, ist doch schon alles geschehen, alles getan. Was bleibt, ist die Frage: Was können wir tun, wenn alles getan ist?

Mach, was du willst. Anselm Kiefer, von solchen und anderen, ebenso leicht zu begreifenden wie schwierig zu befolgenden Sätzen bewegt, begann mit dem Leichtesten und Schwersten, mit dem Entsetzen und mit dem Lachen, kleinsten und größten Maßstäben – zu spielen und malte in Ateliers im badischen Odenwald nicht nur deutsche Wohnzimmer und Galeriewände sprengende Formate, sondern verstrickte auf seinen Fußböden auch miniaturisierte Armeen und bleierne Panzermodelle in wirre Feld-

MARKUS BRÜDERLIN

Route in die Wildnis“

züge, ließ geschrumpfte Flotten in Zinkbadewannen zur Seeschlacht auffahren und zwischen Tischen und Stühlen Kriege verloren gehen als Karikatur der ziellosen, endlosen Grausamkeit jenes Dramas, das er damals wie heute Geschichte nennt.

Wir erinnern uns gut an die Empörung, als er am Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts einem schnell wachsenden Publikum Fotografien vorlegte, Bilder in Schwarzweiß, die ihn mit einem ins Heil! gestreckten Arm vor europäischen Küsten zeigten, italienischen, französischen, holländischen Stränden: der Künstler als kleine, manchmal verschwindende Figur vor der anrollenden Brandung, das Gesicht dem von Wellen gezähnten Horizont zugewandt, ein windzerzaustes Männchen, wie versunken in die ebenso lächerliche wie verhängnisvolle Geste der Eroberung.

Besetzungen nannte Kiefer eine Folge dieser dokumentarischen Fotografien und musste erfahren, dass in seiner Heimat die Rituale der Erinnerung an das Grauen strengeren und jedenfalls anderen Regeln zu folgen hatten als denen eines herausfordernden Spötters. Durfte denn sein, dass einer dem Atlantik und Mittelmeer mit dem deutschen Gruß entgegentrat und damit die kaum überwundene Mordlust und Wut einer im Bombenfeuer verkohlten Nibelungen-Armee wieder heraufbeschwor? Der Hitler-Gruß gegen die Brandung!

Selbst das Geschrei der Frösche am verschilften Ufer eines der Teiche, wo wir nun halten, ist nur ein sanfter Gesang gegen jenen Chor, der nach Bildfolgen wie den Besetzungen in Deutschland laut wurde. Wer weiß, vielleicht hätten die schrillen Stimmen der von Kiefers Auftritt verstörten deutschen Kritik ohne die bewundernden Würdigungen und Zurufe aus Amerika den Ruhm des Künstlers für immer vergiftet mit der wieder und wieder geleierten Anschuldigung, dass dieser … dieser … dieser Maler mit verbotenen Gesten, verbotenen Zeichen, verbotenen Bildern an die Vergangenheit rühre. Erst als sich selbst aus Israel Stimmen erhoben und bezeugten, dass dieser Künstler aus Deutschland zu den Gerechten gehöre, wollte man auch dort, wo er herkam, glauben, dass diese winzige, verschwindende Figur an den Stränden Hollands und Italiens und Frankreichs keinen Führer und Despoten, sondern mit der Brandung vielleicht bloß die Vernunft gegrüßt und mit seinem ausgestreckten Arm auf den Irrsinn des Menschenmöglichen gezeigt hatte, nicht auf einen Triumph.

Es waren aber dann nicht die Empörung, nicht die Missverständnisse und oft wütenden Angriffe, die unseren Gastgeber zum Abschied von Deutschland bewogen, sondern nur, was uns alle manchmal auf und davon treibt und in die Flucht oder sonst wohin schlägt – Geschichten und ihr Ende. Kiefer verließ Deutschland, reiste Jahre und Jahre, suchte an vielen Orten nach einem neuen Ort und fand ihn endlich hier, im Windschatten der Cevennen, auf La Ribaute. In Deutschland blieb so vieles zurück, Ateliers, Kunstsammlungen, eine Bibliothek, Skulpturen, Gemälde und vor allem – Menschen: die Familie, die Lehrer.

Ein Lehrer? Nein, unser Gastgeber wollte niemals jemanden belehren und niemals jemanden heilen und die Welt nicht verbessern. Wem sollte die Kunst dienen? Was bedeuteten Bilder? Was

bedeutete dieses Bild, diese Skulptur? Denk, was du willst. Mach, was du willst. Anselm Kiefer, unsichtbar in der Finsternis, spricht aus dem Schilf: Hier, bei den Fröschen, werde in den nächsten Monaten ein neues Gästehaus entstehen. Wir haben während eines Streifzugs bei Tag an diesem Ufer ein blaues Rechteck neben überwucherten Mauerresten gesehen, einen mit blauem Lack über Farne und Gras gesprühten Umriss. Das sei ein Bett, antwortet uns Kiefer aus dem Schilf und muss im Froschgesang auch die eigene Stimme erheben, der Umriss eines großen Bettes, in dem Gäste auf La Ribaute in Zukunft ruhen würden. Nun hören wir ihn lachen: Erst wenn er selber hier gelegen habe, am Ufer, im Gras, Kopf und Fuß dort, wo einst die Köpfe und Füße schlafender Gäste ruhen würden, erst dann könne sich ein bis dahin bloß erdachtes, erträumtes Haus auch wirklich aus dem Schilf erheben.

Häuser. Paläste. Säulenhallen. Wir erinnern uns an Anselm Kiefer im Verlauf der ersten Jahre seines Weltruhms: ein Maler Schriftzeichen tragender, menschenleerer Landschaften und Äcker, ein Maler verschneiter, wüster Ruinenfelder oder finster aufragender Architekturen der Despotie, für die Monumentalbauten, Säulenhallen und Denkmäler einer im Bombenschutt versunkenen Barbarenherrschaft als Modell gedient hatten. Haushohe Gemälde, Bilder mit Stroh, Sand, Erde und Haaren und Ziegelstaub bestreut, überweht und manchmal mit Zeilen aus Gedichten, von Celan oder Bachmann, überschrieben: Wach im Zigeunerlager und wach im Wüstenzelt – es rinnt uns der Sand aus den Haaren, Monumentalgemälde als Verspottung aller Monumentalität, oft monatelang unter freiem Himmel dem Regen, dem Schnee, der Sonne überlassen, damit sich die Zeit selber einschreibe in die Darstellung und male, dass, was ist, nicht bleiben kann.

„Eine Darstellung des Himmels musste immer auch eines zeigen: den alles fressenden Lauf der Zeit“

Kiefer durchbohrte seine Gemälde mit Zweigen und Rosen, bewarf sie mit Sonnenblumenkernen, organischem Material, das Milben zum Fraß wurde und in den Höfen manchmal auch den Ratten. Und verzweifelte Restauratoren schrieben Briefe, Hunderte Briefe mit Fragen nach einem Firnis oder der Konservierung der zu Spiralnebeln auf die Leinwand geschleuderten Samenkörner, die von Käfern ausgehöhlt, als schwarze, erloschene Sterne aus den gemalten Firmamenten regneten und die doch wie das faulende Stroh, wie die Rosen ersetzt, bewahrt, erneuert werden sollten.

Anselm Kiefer ließ Briefe mit Fragen nach Dauer, Schutz und Beständigkeit grundsätzlich unbeantwortet, lachte, wenn ein Galerist einen ganzen Bilderzyklus in Gaskammern von Milben und anderen Parasiten befreien ließ oder Rosen zu züchten begann, um die aus den Bildern schneienden Blüten ständig zu ersetzen. Der Maler wollte einen unfertigen, wartenden Himmel oder eine Schneelandschaft höchstens von Katzen gegen Ratten und Mäuse verteidigen lassen und bestand darauf, dass selbst eine Darstellung des Meeres oder des Himmels immer auch eines zeigen musste: den alles vernichtenden, alles fressenden Lauf der Zeit.

Aber dann, wir erinnern uns, während er eine summende Fernbedienung in seinen Händen zum Leuchten bringt und plötzlich drei, vier Glashäuser wie strahlende Himmelspaläste vor uns in der Nacht liegen – dann trat uns dieser Maler der Vergänglichkeit auch als der Schöpfer bleierner Bibliotheken entgegen, als Autor meterhoher und tonnenschwerer, der Beschwörung Mesopotamiens, den Trümmerfrauen oder dem geheimen Leben der Pflanzen gewidmeter Bücher aus Blei, die in jenen Vormittagsstunden, in denen er sie uns zeigte, nur mit einem Kettenkran und der Hilfe von Stahlkappenschuhe tragenden Arbeitern aus den Regalen zu

THOMAS FLECHTNER

Skulpturen-Pavillon: *„Sonnenblumen in Mänteln aus Gips“*

wuchten waren. Auch Schiffe aus Blei hat unser Gastgeber erbaut und bleierne Flugzeuggeschwader, Modelle von Jagdbombern in naturnaher Größe, die mit hängenden Tragflächen auf kahlen Galerieböden hockten, melancholische Vögel. Und schließlich ließ er bleierne Betten in schwarz verhängten Sälen errichten, blaugraue Schlafstätten, in deren Kuhlen nur kalte, das Licht von Galerien und Museen spiegelnde Wasserlachen ruhten, niemals Menschen.

Ein Freund des Bleis, gewiss. Blei überall, in seinen Lagern, seinen Ateliers, seinen Höfen, seinem Leben. Als das Dach des Kölner Doms zu erneuern war, ließ er das alte Blei der Kathedrale in Sattelschleppern auf La Ribaute schaffen und war dann selber erstaunt, als die Lastwagen auf dem großen Platz vor dem Atelier hielten und – leer waren, scheinbar leer, weil das zulässige Gesamtgewicht der Fahrzeugkolonne schon mit der ungeheuren Last der die Ladeflächen kaum bedeckenden Bleibahnen erreicht war … Bilder, Schiffe, Bücher, Vogelskulpturen, selbst das meterhohe Modell eines an der Außenmauer des Ateliers hängenden, wie von einem Kind gefalteten Papierfliegers – alles aus Blei.

Während unter dem Summen seiner Fernbedienung nun selbst die Straßenränder aufflammen und uns den weiteren Weg als Lichterkette in die Nacht vorschreiben, erzählt Kiefer, endlich sichtbar geworden und scheinbar wieder ganz einer der unseren, von Kesseln voll kochendem Blei, in die er Felsbrocken geworfen habe, um Steine im flüssigen Metall – schwimmen zu sehen. Selbst mit einer Stahlstange und aller Kraft waren die Brocken nicht unter die Oberfläche der brodelnden Ursuppe zu zwingen. Schwimmende Steine!

Blei, überall Blei, lateinisch plumbum, Symbol Pb, Ordnungszahl 82 in der Gruppe 14 des periodischen Systems, Schmelzpunkt 328 Grad Celsius, Siedepunkt 1744 Grad und in der Menschheitsgeschichte eines der ersten, zum Töten und Schmücken benützten Metalle. Blei aber auch als das Metall des Saturns und der Melancholie.

Bleierne Rohre, Leitungen, Adern, Arterien, Sträuße aus Blei: Anselm Kiefer, in den letzten Kriegstagen, im März 1945, geboren, hat sich die Erinnerung an geborstene Häuser bewahrt, in denen vom Keller bis zum Dachboden alles bis dahin Überdachte, Behütete und Verborgene sichtbar wurde: rußgeschwärzte Tapeten, Betten voll Schutt, bodenlose Wohnzimmer, Treppenhäuser ohne Treppen und vor allem – diese Leitungen, diese Rohre, die wie Adern, zerrissene Kapillargefäße aus den Mauerklüften zu quellen schienen. Die frischen Riss- und Schnittflächen hatten ei-

nen Silberton, der im Verlauf der Oxidation ins Grau und ins Blau viel härterer Metalle hinüberspielte. Bis tief in die ersten Jahre des Friedens waren diese offenen Adern zu sehen, damals, im badischen Donaueschingen, am Zusammenfluss von Brigach und Breg, an der Quelle der Donau, dem Ort der ersten Jahre.

Wie schön es war zwischen Ruinen: Kiefer, ein Kind, errichtete im umgepflügten Grund eines in Schutt liegenden Straßenzuges Gärten, erbaute Häuser und Dämme aus gesplitterten Ziegeln und Scherben, speiste winzige Stauseen in Granattrichtern aus Regen- und Grundwasserrinnsalen und sah in Miniaturkatastrophen, Schlammlawinen, Muren, die über Bruchholz und verkohlte Balken sprangen, wieder alles zuschanden werden.

Was für eine großartige Ausstellung der wirklichen Welt, in der das Unterste zuoberst und alles nach außen gestülpt und nach oben gekehrt lag, Keller unter freiem Himmel, altdeutsche Wohnzimmer als rußige Höhlen, rostende Panzerfäuste, Kirchen ohne Dach, Spielplätze. Es war schön. Es war die Kindheit. Wie gut, wie leicht ließ sich doch aus den Trümmern der alten eine neue Welt errichten, neu, wenn auch um so vieles kleiner, geschrumpft zur Sandkastenschöpfung.

Im Streulicht jenes Glasturms, in dem wir nun die gipsübergossenen Mammutsonnenblumen wie baumlange Pendel zersprungener Uhren hängen sehen, entdecken wir ein schwarzes, auf dem Dach liegendes Haus, das wir bei Tag achtlos für eine Ruine gehalten haben. Die Fundamente gegen den Sternenhimmel gerichtet, gleicht dieses Haus jenen monströsen Ohrmuscheln der Radioastronomie, die nichts hören wollen als das Hintergrundrauschen der Grenzenlosigkeit. Fenster- und Türöffnungen, leere Höhlen. Das Unterste zuoberst: Er habe dieses wie ein Bunker aus Stahlbeton gegossene Haus mit einem Teleskopkran aus der Erde reißen und dann in das von Klatschmohn durchsprengte

ASTRUP FEARNLEY COLLECTION

Kiefer-Gemälde „Grab des unbekannten Malers“ (1983)
„Das wirbelnde Firmament zum Innehalten gebracht“

Gras fallen lassen, sagt unser Gastgeber und zeigt auf das aus dem Himmel auf die Erde zurückgestürzte Bauwerk – ein im Pendeln entflogenes Lot.

Wir alle, sagt unser Gastgeber dann und geht weiter, setzen doch immer nur fort, was wir irgendwann früh, in unseren ersten Jahren, begonnen haben, schachten Brunnen aus oder Tunnels, errichten Dämme und Häuser, graben Höhlen, deren Modelle wir tief in der eigenen Vergangenheit wiederfinden könnten, ziehen Gräben, Kanäle, fluten Senken, verwandeln Täler in Seen und werfen und würfeln alle Bauklötze irgendwann wieder durcheinander und beginnen von vorn und spielen und spielen immer weiter und leben doch im Ernst unserer Möglichkeiten, mitten im Drama unserer gewalttätigen Natur.

Wie oft hat Anselm Kiefer die Möglichkeiten des Menschen zum Thema seiner Kunst gemacht und dabei die grausamsten

und strahlendsten Gestalten so vieler Mythen beschworen: In den Glashäusern, die nun allmählich hinter uns zurückbleiben, ohne zu erlöschen, auch in der Zeile der wie zur Wagenburg aufgetürmten Schiffscontainer lagern Werke, die von altbabylonischen, ägyptischen, griechischen und germanischen Helden erzählen – von Gilgamesch, dem Gottmenschen, der den Himmelsstier tötete und auf dem Meeresgrund eine Anemone gegen die Sterblichkeit fand und wieder verlor; von Osiris, dem vom eigenen Bruder erschlagenen und zerstückelten Herrscher über die Toten; von Xanthippe, die ihren eigenen, im Verlies hungernden Vater an ihrer Brust säugte und so am Leben erhielt; von Siegfried, dem in Drachenblut gebadeten und an der Liebe gescheiterten Krieger aus Xanten …

Kiefer durchstreifte die orientalischen, mesopotamischen oder nordischen Räume der Mythen wie Häuser und Irrgärten und ließ, wenn er ein Haus oder ein Labyrinth wieder verließ, schnatterndes oder streitendes Publikum zurück, Interpreten, Apologeten, die, wenn überhaupt, erst spät merkten, dass der Künstler, der Maler, schon weitergezogen war, immer weiter auf der Suche nach Bildern, die er mit allen Mitteln darzustellen und zu bannen versuchte. Mit allen? Mit vielen, mit unzähligen:

In den Gewölben unter dem großen Atelier auf La Ribaute haben wir Regalfluchten voll Kisten und Zinkschachteln mit Beschriftungen gesehen wie Trompetenbaumblüten, Braunes Menschenhaar, Wildschweinhufe, Hairachen, Gebrochenes Sägeblatt, Treibholz, Stechnelken, Disteln, Rosshaar, Kolibri, Säbelzahnfisch, Falsche Korallenotter, Steinbeißer, Lavendel und so fort, Hunderte und Aberhunderte Namen von Dingen, verdorrten Pflanzen und ausgestopften oder getrockneten Tieren, Steinen, Muscheln, Fundsachen von Reisen nach Indien, China, Tibet und Nepal, nach Indonesien und Japan, durch beide Amerikas und in die Südsee und immer weiter, bis an den Ort des Aufbruchs – Materialien, die irgendwann zum Bestandteil eines Gemäldes, einer Skulptur wurden oder noch werden sollen oder zwecklos im unablässigen Strom der Bilder dahintreiben, Strandgut, Flaschenpost aus der Unendlichkeit. Und am Ende dieser ins Dunkel zeigenden Kellerregale haben wir auch ein Tongefäß mit der Aufschrift Asche entdeckt. Asche und Heublumen.

Asche und Gras. Über euren Städten wird Gras wachsen, hat Anselm Kiefer eines seiner bleiernen Bücher überschrieben, und einige von uns denken unwillkürlich daran, dass wohl auch über diesen Weg, auf dem wir durch die Nacht und an strahlenden Glasbauten vorüber bis hierher, bis zum Tor der großen Halle, gegangen sind, wieder Gras wachsen wird, Gras, kaum dass die letzte Baggerklaue vor Wurzeln, Erde und Steinen entlang dieser alles verbindenden, alles umfassenden Route emporgerissen wurde.

Und im Grün der Zukunft wird keiner von unseren Schritten und irgendwann auch keine andere menschliche Stimme mehr zu hören sein. Über alles unter diesem Himmel, so haben wir Kiefers bleierne Bücher verstanden, über alle diese Straßen, Wege, schließlich in Trümmer und Scherben gefallenen Glashäuser und in die Erde zurückgesunkenen Olivenhaine wird eines Tages Gras wachsen, bis nach dem Verschwinden der letzten Mauerreste und Scherben alles wieder sein wird, wie es ohne uns war. Friedlicher? Ja, friedlicher. Vielleicht.

„Über alle diese schließlich in Scherben gefallenen Glashäuser wird eines Tages Gras wachsen“

Wir sind angekommen. Unser Gastgeber führt uns durch das weit in die Nacht offen stehende Tor ins taghell erleuchtete Innere der Halle. Seine Stimme schlägt von den Wänden zurück. Selbst die Hunde umspringen uns nun wie am Ende einer Jagd, bevor sie sich hechelnd unter das aus fünfzehn Tafeln be-

stehende Himmelsbild kauern und nach einer Atempause doch wieder miteinander zu balgen beginnen, als wollten sie um den Vortritt in die Gesellschaft der Sternbilder kämpfen: Castor und Pollux.

Er sei, sagt unser Gastgeber, nach einer vollendeten Arbeit froh, manchmal froh, aber nie, niemals! zufrieden, sondern er müsse gleich weiter, immer weiter wie jeder, der noch nicht angekommen, ja vielleicht noch nicht einmal ganz zur Welt gebracht sei; immer weiter.

Hier, im größten Bauwerk auf La Ribaute, stehen Kiefers monumentalste Gemälde, neun Meter, zehn Meter und höher ragen Meere, bleierne Wellen, Rosen- und Mohnfelder und Firmamente ins Licht.

Groß? Monumental? Was bedeutet das schon. Groß kann doch etwas immer nur in Bezug auf etwas anderes sein, aber groß oder klein niemals aus sich selbst. Wie groß ist ein zehn und elf Meter hohes Bild, wenn nicht das Wohnzimmer, nicht der Salon, sondern allein Thema und Leidenschaft die Maße bestimmen? Wie groß sind Kiefers Gemälde, beispielsweise, bezogen auf die schwarzen Höhenzüge der Cevennen, draußen in der nächtlichen Ferne vor dieser Halle, oder bezogen auf einen schwindelnden Ausblick in die mäandrischen Schluchten der nahen Ardèche, die sich ihr Bett Hunderte Meter tief in den Kalk gegraben und über Schotterbänken und brausenden Katarakten Sickerwasserhöhlen hinterlassen hat, eine Flucht riesiger Steinsäle: Dort wurden mehr als dreißigtausend Jahre alte Felsmalereien entdeckt, Bilder, deren Schöpfer mit Eisenoxidfarben und in wunderbar geschwungenen Linien und Gravuren die natürlichen Strukturen des Gesteins zu Nashörnern und Bisons ergänzt haben, zu Hyänen, Höhlenbären und Mammuts … zu einem Bestiarium, für dessen Altersbestimmung es physikalischer, den Zerfallsreihen des Kohlenstoffisotops folgender Uhren bedurfte, um ihr ungefähres Entstehungsjahrtausend zu messen. Wie groß oder wie klein können Kunstwerke vor den Dimensionen der Wirklichkeit sein – oder vor den Maßstäben unserer Träume? Neben den bis in die Dachkonstruktion der Halle aufragenden fünfzehn Himmelsarealen, vor denen die Hunde ihren Kampf nun unentschieden beenden, erzählt Chevirat Ha-Kelim, ein neun Meter hohes und fünf Meter breites, geborstene Tonvasen tragendes Gemälde vom Bruch der Gefäße: ein überwältigendes Kunstwerk, das uns ins Innere der lurianischen Kabbala versetzt, ins Herz jener mythischen Katastrophe, in deren Verlauf die Gefäße des göttlichen Lichtes zerbrachen und alles Licht zu Funkenschwärmen zerstob und nun als bloße Reflexion, gefangen in den Scherben des Unheils, darauf wartet, wieder zur strahlenden Quelle, zum Ursprung befreit zu werden.

„Wie groß oder wie klein können Kunstwerke vor den Dimensionen der Wirklichkeit sein?“

Einige von uns haben dieses turmhohe Bild in einer Ausstellung in der Chapelle de la Salpêtrière gesehen, der großen Krankenhauskirche von Paris, in der Kranke, Verzweifelte und Sterbende über Jahrhunderte um Heilung oder wenigstens um die Aufnahme in den Himmel, um das Paradies gebetet haben. Vergeblich? Wer weiß.

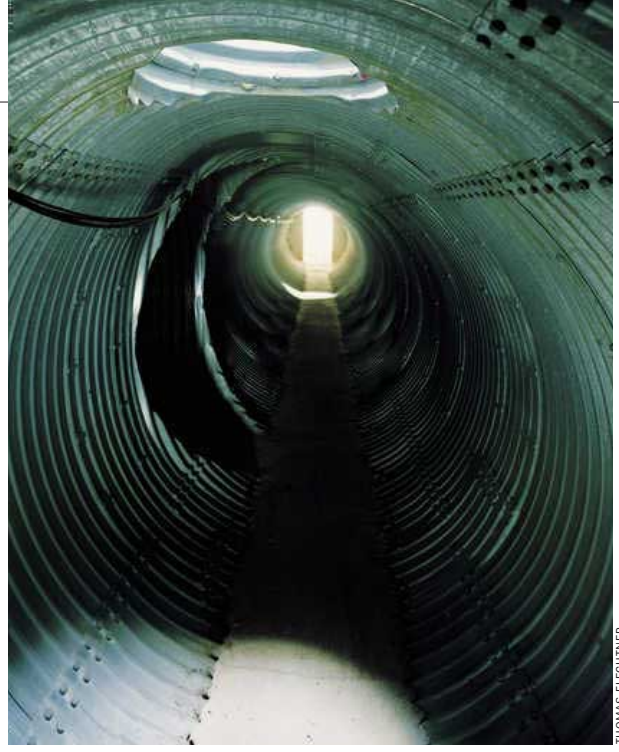
Neben dem Bruch der Gefäße ragen die Himmelsareale wie eine Verheißung empor, fünfzehn bleierne Tafeln, jedes Areal dieses Firmaments wie ein Beispiel für die endlosen Räume, in denen Anselm Kiefer nach seinen Bildern sucht. Auch in diesen aufs Blei geschleuderten Galaxien sind Details, hoch oben, dicht unter dem Dach, nur mit dem Fernglas zu erkennen, weiße Sonnen, Asteroidenschwärme, Tausende Himmelskörper und daneben in weißen Lettern hingesetzte Sternnamen, Buchstaben- und Zahlenkombinationen, Kennungen, mit denen die Astronomen nach

den Funkenschwärmen in der Finsternis werfen. Einer von uns starrt durch sein Fernglas in diesen Himmel und liest laut

144615+173237655kOdTAU
und
211448+3803373SDF0tCYG
und
033256-0928373SSK2eERI
und
053845-0236373SD09sORION

und so fort, unaussprechliche, mathematische Namen, die codierte Geschichten von astronomischen Entdeckungen enthalten und die die Poesie der alten Sternkalender nur noch in ihren Endungen spiegeln: TAU – Taurus, der Stier, CYG – Cygnus, der Schwan; und Eridanus und Orion und …

Und zwischen all diesen Sternen und Schriftzeichen sehen wir auch ohne Teleskope und Ferngläser bleierne Hemdchen, manche kaum größer als der Finger einer Mädchenhand, andere in den Maßen von Neugeborenen oder Puppen, genäht nach den Schnittmustern des Malers von einer algerischen Schneiderin in Barjac, die sie nach Größen geordnet ins Atelier liefert, wo sie in Papiersäcken warten, Hunderte bleierne Talare, warten, bis Kiefer sie ans Firmament heftet. Und inmitten so vieler Namen von Sternbildern, die wir aus Himmelsatlanten kennen, lesen wir in weißen Lettern auch den Namen derer, für die diese bleiernen Hemdchen genäht wurden: die Ungeborenen.



THOMAS FLECHTNER

Kunst-Tunnel auf La Ribaute: *„Wege in die Tiefe der Erde“*

Die Vielfalt und Größe der Wirklichkeit, sagt unser Gastgeber, verschwinde doch beinahe vor den unendlichen Kolonnen der bloßen Möglichkeit; und selbst die Zahl der Toten und der Geborenen – verschwindend, gemessen an der Zahllosigkeit der Ungeborenen. Wunderbar, sagt unser Gastgeber, die bloße Möglichkeit, alles, auf seine Gestaltung und Vollendung noch Wartende, hier, in unserem Leben wie dort draußen, im Raum, wunderbar – und wendet sich dem schwarzen Maul eines Tunnels zu, der aus der großen Halle ins Erdinnere führt, in eine Tiefe, in der blinde, wie zum Spiel ins Erdreich gesetzte Gänge und mit Blei ausgeschlagene Kammern liegen, geflutete Kavernen, deren Wasserspiegel nichts enthält als die Finsternis.

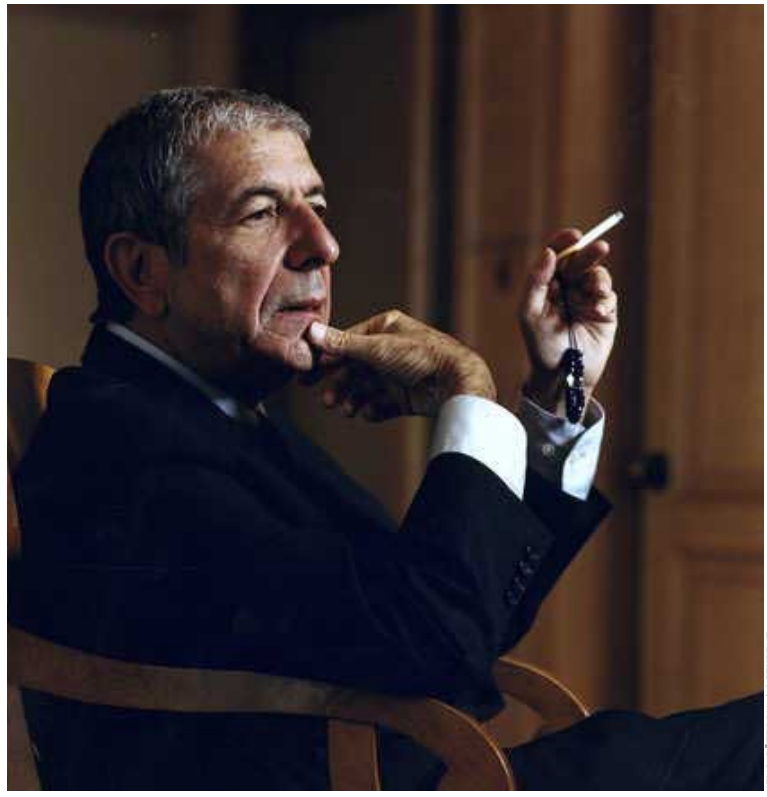
Dort hinab, in ein Dunkel, in dem jeder Lichtstrahl, jeder Funke als Offenbarung erscheint, will uns Kiefer nun führen. Aber noch ehe wir seine Absicht erkennen, erheben sich die Hunde wie auf ein plötzliches, lautloses Kommando. Auch sie kennen das Ziel nicht, wissen nur, dass es nun weiter und auf und davon geht, hinaus in die Nacht oder hinab in die Tiefe, und stürmen ihrem Herrn bellend voran. ◆

LEGENDEN

„Man bleibt ein absoluter Anfänger“

Der Sänger und Schriftsteller Leonard Cohen über seine Jahre in einem kalifornischen Zen-Zentrum, Depressionen und sein neues Album

Cohen, 67, wurde Mitte der sechziger Jahre mit seinen Romanen „Das Lieblingsspiel“ und „Schöne Verlierer“ als Dichter bekannt. 1968 veröffentlichte der Kanadier sein erstes Album „Songs of Leonard Cohen“, auf dem der Weltklassiker „Suzanne“ zu hören ist. In der nächsten Woche erscheint sein neues Album „Ten New Songs“. Cohen hat zwei Kinder und lebt in Los Angeles.



JENS ROTZSCH / OSTKREUZ

Musiker Cohen: *„Schreiben ist für mich immer Arbeit gewesen“*

SPIEGEL: Mr. Cohen, sind Sie heute wie immer um fünf Uhr morgens aufgestanden?

Cohen: Nein, ich habe mir bis tief in die Nacht einen Film mit Harrison Ford angesehen, weil ich dieses luxuriöse Hotelzimmer genießen wollte. Übrigens bin ich während der fünf Jahre, die ich im kalifornischen Kloster Mount Baldy verbracht habe, schon um halb drei aufgestanden.

SPIEGEL: War das nicht sehr zeitig für einen Musiker?

Cohen: Eigentlich schon, denn für die anderen Mönche reichte drei Uhr. Aber die waren auch viel jünger und robuster als ich. Ich musste mir immer erst einen riesigen Becher Kaffee kochen und ein paar Zigaretten rauchen, damit ich zu irgendetwas zu gebrauchen war.

ULLSTEIN BILDERDIENST

Sänger Cohen (1981)
„Irgendetwas quält mich sehr“

SPIEGEL: Warum haben Sie sich überhaupt auf den Mount Baldy zurückgezogen?

Cohen: Ich bin mit der buddhistischen Gemeinschaft dort schon seit 30 Jahren verbunden und habe dort regelmäßig eine oder auch mehrere Wochen verbracht. Aber nach meiner Tournee im Jahr 1993 hatte ich das Gefühl, es sei Zeit, der Sache den richtigen Ernst zu geben. Ich näherte mich dem 60. Geburtstag und mein Lehrer im Kloster dem 90. Also wurde ich erst Vollzeitstudent und dann Mönch.

SPIEGEL: Was trägt man als Mönch, durften Sie Ihre Armani-Anzüge mitbringen?

Cohen: Um das mal klarzustellen: Sie haben da ein falsches Bild von mir. Der Anzug, den ich jetzt trage, ist fast 20 Jahre alt. Und er sieht fabelhaft aus. Der ist auch nicht von Armani, sondern gute kanadische Handarbeit. Im Kloster habe ich – so wie alle anderen – klassische alte Mönchsgewänder angezogen. Zur Arbeit, Schneeschippen oder so, trug ich besonders alte.

SPIEGEL: Wie sah Ihr Zimmer aus?

Cohen: Wo ich schlief, hing immer von meiner Aufgabe ab. Wenn ich für meinen Meister frühmorgens die Mahlzeiten bereiten musste, teilte ich mit ihm eine Kammer. Manchmal lag ich auch mit vier anderen Schülern in einem Raum.

SPIEGEL: Kein Fernseher, Hi-Fi-Anlage oder Internet?

Cohen: Nichts, nur mein Meister besitzt einen winzigen Fernseher mit schlechtem Empfang und einen Videorecorder. Er ist weit über 90 Jahre alt und Japaner, und manchmal besorgte ich ihm Ballettvideos, die er sehr mag, aber am meisten liebt er Sumo-Ringen. Schauen Sie sich mal zehn Stunden lang Sumo-Wettkämpfe an und trinken Sake dazu. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie entspannend das ist.

SPIEGEL: Wie kamen Sie nach Jahren des undisziplinierten Musikerlebens mit der Disziplin des Klosteralltags zurecht?

Cohen: Wer sich gegen die strengen Regeln wehrt, hält es nicht lange dort aus. Mich hat diese Routine gestärkt. Man muss nicht mehr darüber nachdenken, was man als Nächstes tut, denn alles ist festgelegt. Und für die Mönche gilt: Weil sie unter chronischem Schlafmangel und – wegen der vegetarischen Ernährung – vermutlich auch unter Proteinmangel leiden, treiben sie in einen anderen Bewusstseinszustand.

SPIEGEL: Wie verhielt es sich mit Ihrem Bewusstseinszustand?

Cohen: Dass der Kopf nicht mehr klar war, ist sehr, sehr lange her.

SPIEGEL: Wie haben Sie sich in der Abgeschiedenheit verändert?

Cohen: Schwer zu sagen, weil man sich sowieso dauernd verändert. Es gibt dieses Sprichwort: Wie Kieselsteine in einer Tasche schleifen sich die Mönche gegenseitig ab. Man lebt Schulter an Schulter, arbeitet gemeinsam, Liebe, Hass, alles wird intensiviert, weil man so eng zusammenlebt.

SPIEGEL: Spiegelt sich das in Ihrem neuen Album „Ten New Songs“?

Cohen: Ja, vermutlich schon deshalb, weil ich auch bei der Arbeit an diesem Album sehr früh aufgestanden bin – vier Uhr morgens. Den Gesang habe ich in

Werbeseite

Werbeseite

meinem Heimstudio aufgenommen, das ich mir in der Garage meines Hauses in Los Angeles eingerichtet habe. Das ist nicht perfekt isoliert, deshalb musste ich singen, bevor die Vögel damit loslegten. Und bevor die Hunde meiner Tochter zu kläffen begannen.

SPIEGEL: Ist die Stimme am Morgen besser als am Abend?

Cohen: Das nicht, aber die Atmosphäre ist ganz anders: Man geht durch den stillen Garten, der Jasmin duftet, alles ist unglaublich friedlich. Ich hoffe, diese entspannte Stimmung überträgt sich beim Hören des Albums.

SPIEGEL: Haben Sie Ihr Refugium verlassen, um sich wieder weltlichen Dingen wie einer neuen Platte zu widmen?

NEAL PRESTON / CORBIS OUTLINE

Mönch Cohen im Zen-Zentrum Mount Baldy (1995): *„Stille hat mit innerem Frieden zu tun“*

Cohen: Nein, ich hatte einfach das Gefühl, es sei der richtige Zeitpunkt dafür gekommen. Also fragte ich meinen Lehrer um Erlaubnis. Aber ich wusste zunächst gar nicht, was ich mit mir anfangen sollte und bin erst mal für einige Zeit nach Indien gereist.

SPIEGEL: Auf dem Mount Baldy wurden Sie „Der Stille“ genannt. Warum haben Sie das Schweigen gebrochen?

Cohen: Zunächst mal hat sich das neue Album eher zufällig ergeben: Ich traf im Einkaufszentrum eine alte Bekannte wieder, mit der ich schon früher gearbeitet habe. Außerdem hat Stille weniger mit Sprache oder Gesang zu tun als mit innerem Frieden. Das Album ist aus den Tiefen dieser inneren Ruhe entstanden.

SPIEGEL: Ein Rezensent schlug mal vor, jeder Leonard-Cohen-Platte eine Rasierklinge beizufügen. Sie gelten als Meister der Melancholie, obwohl Sie als Künstler respektiert und als Mann begehrt waren. Wie passt der Erfolg zu Ihrer Schwermut?

Cohen: Ja, es mag erstaunlich klingen, aber irgendetwas quält mich sehr. Ich weiß auch nicht, was, und das ist für viele Menschen nur schwer nachvollziehbar. Sie sagen: Was hat der Mann zu jammern? Er verdient viel Geld und hat ein erfülltes Sozialleben. Dem kann ich nur entgegnen, dass die Erforschung mentaler Leiden nicht sehr fortgeschritten ist. Der große amerikanische Dichter Charles Bukowski sagte: Jeder Mensch leidet auf seine Weise, aber keiner so sehr wie die Armen. Das ist auch wahr.

SPIEGEL: Seit wann haben Sie diese Depressionen?

Cohen: Das Gefühl der Beklemmung war immer da. Aber ich habe es nie als etwas Besonderes empfunden, denn damals in Montreal, wo ich aufwuchs, fühlten viele meiner Freunde ähnlich. Vor kurzem habe ich gelesen, dass die Hirnzellen, die für die Melancholie verantwortlich sein sollen, im Alter absterben. Wenn das stimmt, hätte ich mir das Kloster auch sparen können.

SPIEGEL: Sind die melancholischen Lieder und Gedichte, die Sie schreiben, eine Art von Selbsttherapie?

Cohen: Vielleicht. Schreiben ist für mich vor allem immer Arbeit gewesen. Es gibt Künstler, die auf einer Taxifahrt Brillantes zu Papier gebracht haben, so wie Bob Dylan oder Hank Williams. Ich musste mich für alles leider ausgiebig quälen. Und das Problem ist: Je länger man über etwas grübelt, desto schlechter wird es meistens.

SPIEGEL: Einer Ihrer Songs, „Democracy“, hat angeblich 120 Verse und ist immer noch nicht fertig?

Cohen: Erinnern Sie mich bloß nicht daran. Ich habe den bösen Verdacht, dass sich die Verse mittlerweile schon ohne mein Zutun vermehren.

SPIEGEL: Da scheint es mit der Schreibhemmung ja nicht so schlimm zu sein. Haben Sie mit den Jahren dann doch einige Routine beim Dichten bekommen?

Cohen: Mit der Kunst verhält es sich wie mit der Liebe: Es gibt keine Regeln, die man lernen kann. Man bleibt immer ein absoluter Anfänger.

SPIEGEL: Was treibt Sie bei so viel Mühsal noch an, eine Platte aufzunehmen?

Cohen: Ich habe zwölf Alben gemacht, von denen die wenigsten kommerziell erfolgreich waren. Ich habe Bücher geschrieben, die kaum einer gekauft hat. Mich zwingen immer wieder ökonomische Gründe zur Kunst. Immerhin musste ich mich, Frauen und Kinder ernähren.

SPIEGEL: Über die vergangenen Jahre können Sie aber kaum klagen. Alben wie „The Future“ hatten Millionenauflagen.

Cohen: Das stimmt. Aber das war eine sehr späte Auferstehung, die meine Plattenfirma und mich wirklich überrascht hat. Meine alten Platten laufen so schleppend, dass mir in den USA für ein Best-of-Album erst 20 Jahre nach der Veröffentlichung eine Goldene Schallplatte verliehen wurde. Trotzdem habe ich mehr erreicht, als meine Mutter je erwartet hätte.

SPIEGEL: War Ihre Mutter enttäuscht, dass Sie keinen seriösen Beruf gewählt haben?

Cohen: Enttäuscht? Meine Mutter war verzweifelt und überzeugt, dass ich in der Welt da draußen nicht überleben kann.

SPIEGEL: Ihr Sohn Adam versucht sich auch als Songwriter. Wie gefällt Ihnen das?

Cohen: Auch nicht besser, als meiner Mutter mein Job gefallen hat. Aber er ist sehr begabt und weiß, was er tut. Ich habe ihm eine Geschichte erzählt, als er mir seinen Plan mitteilte: Ich war etwa Mitte 30 und wollte meiner Mutter beweisen, dass sie sich keine Sorgen mehr um mich machen muss. Deshalb lud ich sie in ein schönes und teures Steak-Restaurant in Montreal ein. Wir hatten einen netten Abend, aber als die Rechnung kam, platzierte meine Mutter dezent unter dem Tisch einen Geldschein auf meinem Knie.

SPIEGEL: Werden Sie nun, nach der Veröffentlichung des neuen Albums, auf den Mount Baldy zurückkehren?

Cohen: Keine Ahnung. Aber mein Lehrer besucht mich immer, wenn er Appetit auf eine gute Hühnersuppe hat. Die kann ich nämlich hervorragend zubereiten. Er probiert und strahlt dann: „This is good restaurant.“

SPIEGEL: Sie haben nie geheiratet, wären aber der perfekte Ehemann.

Cohen: Ich möchte eher sagen: die perfekte Ehefrau.

INTERVIEW: CHRISTOPH DALLACH, MARIANNE WELLERSHOFF

Werbeseite

Werbeseite

HAUPTSTADT

Mit Pauken und Querelen

Der Neurologe Peter Mussbach wird neuer Intendant der Deutschen Staatsoper in Berlin – kann der musikbesessene Tausendsassa den maroden Tempel retten? *Von Klaus Umbach*

Auf den ersten Blick wirkt der Patient fast rosig. Er ist außer Lebensgefahr, hat an Gewicht gewonnen und an öffentlicher Anteilnahme, und er liegt erster Klasse – Berlin, Unter den Linden. Tatsächlich aber ist sein Zustand weiterhin kritisch. Obenrum ist er nicht ganz dicht, die unteren Extremitäten sind brüchig, an vielen Stellen verbreitet sich Ausschlag, in den Innereien fault es.

Der Arzt, der Mitte September offiziell zur Behandlung des Falls berufen worden ist, hat inzwischen eine erste Diagnose gestellt: Für Dr. med. Peter Mussbach, 52, Neurologe und frisch gekürter Intendant der Deutschen Staatsoper Berlin, ist es mit leichten Eingriffen und ein paar Streicheleinheiten der öffentlichen Hand nicht mehr getan. Der Doktor rät zur Totaloperation.

Um die hauptstädtische Renommierbühne Unter den Linden wieder voll auf die Beine zu bringen, müsse das malade Haus „von Grund auf“ saniert und „über Monate“ geschlossen werden, sagt Mussbach; da wäre als Geldgeber „unweigerlich der Bund gefragt“, Gerhard Schröder stehe „persönlich in der Pflicht“. Denn alles in allem koste die Sanierung der „Kanzler-Oper“, wie das Institut gelegentlich veralbert wird, 400 Millionen Mark – viermal mehr, als bislang hochgerechnet wurde.

Ist das musische Schatzkästlein, wo Mussbach ab Sommer 2002 schalten und verwalten wird, tatsächlich eine klingende Bruchbude, deren innere Sicherheit nicht mehr garantiert und deren Instandsetzung kaum bezahlbar ist?

Schon seit Jahren ist das Opernhaus aus allen Fugen. Im Fundament sind fingerdicke Risse, viele Wasserleitungen sind brüchig, Sanitäranlagen verrottet. In der Schneiderei schimmeln die Wände. Durch das Dach des Kulissenmagazins regnet es. In einem Nebenraum der Bibliothek steht das Wasser oft kniehoch, allein 13 000 Notenbände sind von Feuchtigkeit bedroht. Die Hydraulik der Bühnentechnik, zum Teil über 80 Jahre im Gebrauch, knarzt; ein Hubpodium ist im April vorigen Jahres abgestürzt. Seitdem mussten bei Inszenierungen ganze Szenen aus der Gefahrenzone evakuiert und neu arrangiert werden.

Durch die 1986 abgehängte Decke des Zuschauerraums ist die Akustik im Innern eingetrocknet. Die viel zu knapp dimensionierte Klimaanlage zeigt bei voll besetztem Haus kaum Wirkung, durch den einzigen Frischluftschacht dringen Auspuffabgase von der Straße. „In den Promi-Logen“, sagt Mussbach, „sind sogar noch die Abhöranlagen der Stasi.“

Nicht allein wegen der baulichen Verfallserscheinungen ist die Lindenoper alles andere als ein Musterhaus. Auch ihr künstlerisches Image hat blinde Stellen. Nur drei Neuinszenierungen kündigt die Spielstätte für die neue Saison an, darunter ausgerechnet Puccinis „Bohème“, die auch die beiden anderen Berliner Bühnen im Repertoire haben. Und bei keiner der Premieren steht die Galionsfigur des Hauses, der Dirigent Daniel Barenboim, persönlich am Pult.

Doch mit all den Macken und Mankos dieser Prestigebühne will sich nun ausgerechnet ein Branchen-Frischling herumschlagen, einer, der fast skurril viel angefangen und studiert und ausprobiert und durchgezogen hat, nur noch nicht das, was er sich jetzt aufhalst: das Amt eines Intendanten. Der Mann muss verrückt sein.

Natürlich braucht der Opernbetrieb solche Verrückten. Aber in Frankfurt am Main, wo das Musiktheater schon lange auf dem Hund ist und wo sie diesen Mussbach auch haben wollten, hat der Außenseiter abgewinkt. Selbst den Salzburger Festspielen, die ihm immerhin die Nachfolge Gerard Mortiers angetragen hatten, gab er einen Korb. Er? Intendant? Alles, nur das nicht – bis jetzt.

„Mister Universal“ hat ihn „Die Deutsche Bühne“ einmal genannt. „Toller Hecht“ wäre passender: Mussbach scheint mit allen Wassern gewaschen. Mit elf ging es los bei ihm, nach gutbürgerlichem Brauch

SCHIEBUCH / ULLSTEIN BILDERDIENST

Deutsche Staatsoper in Berlin: *Blinde Stellen im schwarzen Loch*

TOM MAELSA / DPA

Staatsopernchefs Barenboim, Mussbach*
„Zum Glücklichsein verdammt“

* Mit Kultursenatorin Adrienne Goehler nach der Vertragsunterzeichnung am 18. September in Berlin.

Werbeseite

Werbeseite

ran ans Klavier, und es machte Spaß. Noch heute spielt er „möglichst jeden Tag, nein, nachts“ zwei Stunden, bis morgens halb fünf, „das macht mich offen und locker“. Noch vor dem Abitur studierte er Gesang, Kontrapunkt, Harmonie- und Instrumentationslehre. 1971, da hatte er schon ein Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte hinter und das der Rechtswissenschaft und Soziologie noch vor sich, besuchte er einen Dirigierkurs bei Herbert von Karajan, und einmal, in Aachen, hat er sogar ein richtiges Orchester geleitet: mit Bach, Mozart und Schuberts Fünfter.

Dann, 1976, schrieb er sich bei den Humanmedizinern ein und promovierte, „als noch kein Mensch über Rinderwahn redete“, über die BSE-Ahnen Hans-Gerhard Creutzfeldt und Alfons Jakob. Schließlich ließ er sich an der Nervenklinik der Universität München als Wissenschaftlicher Assistent ausbilden und wurde dort auch Stationsarzt. Eine akademische Laufbahn in solidem Crescendo.

Schnitt, Einschnitt, Ausstieg. „Denn das“, hat sich Mussbach damals eingestanden, „kann es doch nicht gewesen sein“: weißer Kittel und das Berufsbild im goldenen Rahmen. Nein, er wollte sich „für das Eindunkeln meiner Lebensgeschichte entscheiden“, rein in eine „auch existenziell unsichere Zukunft“, mit allen Risiken und Nebenwirkungen. Es zog ihn, der sich so gern der Astrophysik hingibt, in das schwarze Loch namens Theater.

Verwandtschaft aus dem „Geisterhaus“: ein weiteres Kapitel der chilenischen Familiensaga

Schon zwei Jahre nach seinem Regie-Debüt in Augsburg, da war er gerade mal 26, wagte er sich in Frankfurt am Main an Wagners „Götterdämmerung“, entfachte einen Skandal und ging vor den Kadi: Der damalige Opernchef Christoph von Dohnányi hatte die umstrittene Inszenierung ändern wollen, Mussbach bestand auf urheberrechtlicher Unantastbarkeit und siegte. Daraufhin – dieser Twen war irre – entzogen ihm die Erben des Komponisten Richard Strauss vorsorglich schon mal die Rechte für eine „Salome“-Regie. Ein Karrierestart mit Pauken und Querelen.

Inzwischen tourt Mussbach im Kickdown zwischen den Kontinenten und den Komponisten, von New York nach St. Petersburg und von Wolfgang Amadeus Mozart bis Wolfgang Rihm; die Zahl seiner Inszenierungen „weiß ich selbst nicht mehr“. Gerade hat er drei dicke Brocken bearbeitet: für Salzburg Schostakowitschs „Lady Macbeth von Mzensk“, für Paris Lachenmanns Neutönerei „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“, für Berlins Lindenoper Schrekers Dreiakter „Der ferne Klang“, der Mitte Oktober herauskommt. Stress? „Kein Denken dran.“ Workaholic? „I wo.“ Er braucht das, „Wechsel, Neues, Aufgaben, mit denen ich mich erst vor den Kopf stoße und die dann mein Hirn frei machen“. Für den Komponisten Peter Ruzicka hat Mussbach ein Libretto („Celan“) verfasst, für das ZDF das TV-Stück „Kain

Bestseller

Belletristik

1	(1)	**Umberto Eco** Baudolino	Hanser; 49,80 Mark
2	(2)	**Elizabeth George** Nie sollst du vergessen	Blanvalet; 54 Mark
3	(3)	**Ken Follett** Das zweite Gedächtnis	Lübbe; 46 Mark
4	(5)	**Elke Heidenreich** Der Welt den Rücken	Hanser; 32 Mark
5	(4)	**Catherine Millet** Das sexuelle Leben der Catherine M.	Goldmann; 42 Mark
6	(8)	**Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Stein der Weisen	Carlsen; 28 Mark
7	(7)	**Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Feuerkelch	Carlsen; 44 Mark
8	(9)	**Isabel Allende** Porträt in Sepia	Suhrkamp; 49,80 Mark
9	(11)	**John R. R. Tolkien** Der Herr der Ringe	Klett-Cotta; 63,50 Mark
10	(10)	**Joanne K. Rowling** Harry Potter und die Kammer des Schreckens	Carlsen; 28 Mark
11	(12)	**Nicholas Sparks** Weg der Träume	Heyne; 37,06 Mark
12	(6)	**Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Gefangene von Askaban	Carlsen; 30 Mark
13	(13)	**Eoin Colfer** Artemis Fowl	List; 35,20 Mark
14	(17)	**Paulo Coelho** Der Alchimist	Diogenes; 32,90 Mark
15	(14)	**Bernhard Schlink** Selbs Mord	Diogenes; 39,90 Mark
16	(15)	**Henning Mankell** Der Mann, der lächelte	Zsolnay; 39,80 Mark
17	(16)	**Donna Leon** Feine Freunde	Diogenes; 39,90 Mark
18	(–)	**Ulla Hahn** Das verborgene Wort	DVA; 49,80 Mark
19	(–)	**Amelie Fried** Glücksspieler	Heyne; 38,92 Mark
20	(–)	**Sven Regener** Herr Lehmann	Eichborn; 36 Mark

ist Kain“, und bei der Paramount in Hollywood liegt sein Drehbuch für seinen ersten Kinofilm: „In New York treffen sich zwei Männer und entdecken, dass sie beide geklont sind.“ Wenn möglich, will Mussbach da selbst Regie führen.

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/Bestseller

Sachbücher

1	(1)	**Stephen Hawking**	Das Universum in der Nussschale Hoffmann und Campe; 49,90 Mark
2	(8)	**Florian Illies**	Anleitung zum Unschuldigsein Argon; 34 Mark
3	(2)	**Sebastian Haffner**	Geschichte eines Deutschen DVA; 39,80 Mark
4	(3)	**Dietrich Schwanitz**	Bildung Eichborn; 49,80 Mark
5	(9)	**Gregor Schöllgen**	Willy Brandt Propyläen; 48,90 Mark
6	(4)	**Tippi Degré**	Tippi aus Afrika Ullstein; 39,90 Mark
7	(6)	**Dietrich Schwanitz**	Männer Eichborn; 44 Mark
8	(7)	**Anthony Bourdain**	Geständnisse eines Küchenchefs Blessing; 46 Mark
9	(5)	**Petra Gerster/Christian Nürnberger**	Der Erziehungsnotstand Rowohlt Berlin; 38,92 Mark
10	(10)	**Donata Elschenbroich**	Weltwissen der Siebenjährigen Kunstmann; 32,80 Mark
11	(13)	**Stephen C. Lundin/Harry Paul/John Christensen**	Fish! Ueberreuter Wirtschaft; 25 Mark
12	(12)	**Hans-Olaf Henkel**	Die Macht der Freiheit Econ; 41,07 Mark
13	(14)	**Bodo Schäfer**	Die Gesetze der Gewinner FAZ-Buch; 39,90 Mark
14	(18)	**Carola Stern**	Doppelleben Kiepenheuer & Witsch; 39,90 Mark
15	(–)	**Jamling Tenzing Norgay**	Auf den Spuren meines Vaters Diana; 38,92 Mark
16	(–)	**Samuel P. Huntington**	Kampf der Kulturen Europa; 34 Mark
17	(20)	**Gert Postel**	Doktorspiele Eichborn; 36 Mark
18	(19)	**Günter Ogger**	Der Börsenschwindel C. Bertelsmann; 44 Mark
19	(–)	**Wolf von Lojewski**	Live dabei Lübbe; 39,80 Mark
20	(–)	**Bodo Schäfer**	Der Weg zur finanziellen Freiheit Campus; 39,80 Mark

Kann so einer Unter den Linden am, wie er scherzt, „goldenen Schreibtisch“ öffentlichen Dienst tun und die über 110 Millionen Mark Jahresetat bis hinters Komma verwalten, kann er heulende Primadonnen trösten, mit dem Bauamt, dem Denkmalschutz, dem klammen Senat und dem knausrigen Bund feilschen, zugleich noch „wenigstens einmal im Jahr auch außerhalb Berlins“ inszenieren und damit beweisen, dass „Die Welt“ sich irrte, als sie ihm „erschreckend schwächelnde“ Leistungen vorwarf? Und: Stößt sich so einer nicht, früher oder später, an dem führenden Kopf des Hauses, dem Turbo-Maestro Barenboim, der das Ohr von Kanzler Schröder hat und sogar präsent ist, wenn er gar nicht da ist?

Plädoyer gegen den Gesinnungsterror: besser leben ohne schlechtes Gewissen

„Das ist nicht das kleinste Problem, das ist gar keins“, sagt Mussbach. Barenboim habe ihn „gewollt und geholt“, nachdem sich Ex-Kultursenator Christoph Stölzl vergebens als Intendanten-Kandidat ins Spiel gebracht hatte; sie würden das Haus beide gemeinsam führen, „gleiche Rechte, gleiche Pflichten, gleiche Ideen“.

Eine Woche lang, „jeden Tag 16, 18 Stunden“, haben Mussbach und Barenboim in Málaga Pläne geschmiedet, geändert, verworfen: Spielpläne, Baupläne, Haushaltspläne, und offenbar haben sie dabei die Lindenoper neu erfunden für den Fall, dass die alte renoviert wird; Zukunftsmusik.

Wenn das baufällige Knobelsdorff-Theater einmal stabilisiert ist und sich, „nach inhaltlichen, nicht nach dekorativen Kriterien“, im New Look präsentiert, soll hier die Oper des 21. Jahrhunderts einziehen, „Ende des alten Guckkastens“. Dann soll gleichzeitig die (provisorische) Ausweichbühne als feste zweite Spielstätte eingerichtet werden, „für Experimentelles“, wie Mussbach sagt, für „Multikulturelles“ und „ganz neue Musiktheateraktionen, auch und gerade mit Hilfe von Filmregisseuren“. Dann soll auch regelmäßig außer Hause gespielt werden, wie demnächst eine Henze-Oper auf dem Bebelplatz, und wenn Barenboims reisefreudige Staatskapelle tourt, werden Gastorchester aufspielen und ganze Ensembles in coproduzierendem Teamgeist anrücken. Dann, spätestens, muss der Himmel Unter den Linden voller Geigen hängen.

Jedenfalls war, als Mussbach und Barenboim kürzlich ihre Inthronisation öffentlich besiegelten, im Apollo-Saal der Staatsoper Hochzeitsstimmung. Die amtierende Kultursenatorin Adrienne Goehler gab dem Tandem ihren Segen: „Nun sind Sie zum wunschlosen Glücklichsein verdammt.“ Nichts schlimmer als das. ◆

MALER

„Picasso war ein Fluch“

Marina Picasso über die Dominanz ihres berühmten Großvaters Pablo Picasso und ihre Kindheit im Schatten des Genies

SPIEGEL: Madame Picasso, diese Woche erscheint Ihre Biografie, in der Sie Ihren Großvater Pablo Picasso als Scheusal verdammen*. Wollen Sie damit eine neue Debatte über den Jahrhundertkünstler Picasso auslösen – als Mensch und als Maler?

Picasso: Mir geht es darum, einen authentischen Bericht darüber zu hinterlassen, was in der Familie Picasso wirklich geschehen ist. Mein Ziel ist es nicht, Schlechtes über ihn zu verbreiten. Ich will keine Rache üben.

SPIEGEL: Wirklich nicht? Picassos Egomanie ist zwar auch von anderen geschildert worden. Aber Sie gehen viel weiter und nennen ihn einen „Despoten“, einen „Vampir“ und „Virus“, der die ganze Familie zerfressen habe. Und das soll keine Rache sein?

Picasso: Aber nicht nur ich habe ihn so erlebt, sondern auch meine Großmutter Olga, mein Vater Paulo und mein Bruder Pablito. Für sie war er ein Fluch, der sie vernichtet hat.

SPIEGEL: Sie sprechen von Picassos „Würgegriff“ und dass Sie und Ihr Bruder Spielzeuge seines Sadismus gewesen seien. Womit hat er Sie gequält?

Picasso: Picasso duldete keine starken Charaktere in seiner Umgebung. Er wollte, dass alle anderen schwächer waren als er. Deshalb hat er alle um sich herum ausgequetscht – wie seine Farbtuben.

SPIEGEL: Auch seine Enkel?

Picasso: Mein Bruder und ich wurden regelrecht benutzt. Wir sollten verfügbar und in der Nähe sein, aber nur, um dann regelmäßig abgewiesen zu werden. Er war gierig nach dieser Art von Macht.

SPIEGEL: Wie häufig haben Sie ihn als Kind überhaupt zu Gesicht bekommen?

Picasso: In den fünfziger Jahren, als mein Bruder und ich klein waren, haben wir ihn oft besucht. Am liebsten hätte mein Vater uns jeden Tag zu ihm geschleift. Dann durften wir ihn eine ganze Weile gar nicht mehr sehen, und als wir Teenager waren, waren wieder Besuche möglich.

SPIEGEL: Wie liefen diese Visiten ab?

Picasso: Wir kamen nie allein, immer mit unserem Vater. Ob wir eintreten durften und ob mein Großvater sich dann blicken ließ, hing auch von dem Willen seiner Frau Jacqueline ab. Wenn wir eingelassen wurden, vermittelte man uns stets das Gefühl, dass wir unerwünschte Eindringlinge waren.

SPIEGEL: Inwiefern?

Picasso: Wir mussten mindestens zwei bis drei Stunden warten. Darauf, dass Jacqueline ihn mit den Worten ankündigte: „Die Sonne wird gleich zu uns herunterkommen.“ Picassos Atelier lag in der ersten Etage. Wenn er endlich die Stufen zu uns hinabschritt, erschien er uns so groß wie ein Koloss.

SPIEGEL: Nun war Picasso mit seinen knapp 1,60 Meter nicht gerade ein Riese.

Picasso: Aber er wirkte in diesen Momenten sehr mächtig – selbst wenn er mal wieder nur mit einer verwaschenen Unterhose bekleidet war. Wichtig war ihm nur, dass wir seine Bilder nicht berührten …

ANNE VAN DER STEGEN

Marina Picasso: *„Wir lebten an der Armutsgrenze“*

SPIEGEL: … was man angesichts des Werts der Kunstwerke ja verstehen kann.

Picasso: Aber es ist seltsam, gleichzeitig dabei zuzusehen, wie seine Ziege Esméralda durchs ganze Haus springen und ihre Kotkugeln auf seine herumliegenden Bilder und Zeichnungen fallen lassen durfte.

SPIEGEL: Warum geben Sie Ihrem Großvater und nicht Ihren Eltern die Schuld an Ihrer trostlosen Kindheit?

Picasso: Wir alle waren ihm ausgeliefert, und er wusste das. Er sah, wie schwach unsere Eltern waren, dass sie nur seine Marionetten waren. Wahrscheinlich hat uns mein Vater auch deshalb so oft zu Picasso mitgenommen, weil er sich nicht allein zu ihm traute. Aber selbst wenn wir ihn

* Marina Picasso: „Und trotzdem eine Picasso“. Aus dem Französischen von Dora Toblach. List Verlag, München; 200 Seiten; 35,20 Mark.

begleiteten, trank er sich mit Whisky Mut an.

SPIEGEL: Sie trugen von Geburt an den Namen Picasso – im Gegensatz zu Picassos jüngsten Kindern, die etwa in Ihrem Alter sind. Haben Sie und Ihr Bruder von dem berühmten Namen profitiert?

Picasso: Wir waren Prominentenkinder, aber keineswegs wohlhabend. Das haben viele andere Kinder in der Schule nicht

Künstler Picasso, Enkelin Marina (um 1951)
„Unerwünschte Eindringlinge“

verstanden. Wir konnten wirklich nicht mit ihnen mithalten. Wir bekamen ja nicht einmal Taschengeld. Es war schwer für uns, Freundschaften zu knüpfen.

SPIEGEL: War Ihr Großvater denn nicht wenigstens in materieller Hinsicht großzügig?

Picasso: Wir lebten an der Armutsgrenze, und er hat nichts dagegen unternommen. Als ich mit neun Jahren an Tuberkulose erkrankte, hat er lange gezögert, bevor er die Kosten für die Behandlung übernahm. Der Arzt musste erst einen Bittbrief schreiben. Ansonsten lebten wir zeitweise wie Straßenkinder. Aber schlimmer war der Mangel an Gefühlen.

SPIEGEL: Ihr Bruder Pablito ist im Alter von 24 Jahren an den Folgen eines Selbstmordversuches gestorben. Auch das lasten Sie Picasso an, aber auch seiner Frau Jacqueline und Ihrem Vater. Warum?

Picasso: Mein Bruder hat am Tag von Picassos Beerdigung im April 1973 versucht, sich umzubringen. Jacqueline hatte ihm verwehrt, sich von seinem toten Großvater zu verabschieden. Pablito war am Boden zerstört und trank Javelle-Lauge, ein Bleichmittel. Ich habe ihn noch lebend gefunden und in die Klinik bringen lassen. Aber seine Verletzungen waren sehr dramatisch, und ich hatte nicht das Geld, um ihn in ein Spezialkrankenhaus nach Paris oder Marseille bringen zu lassen. Mein Vater und Jacqueline hätten als Erben das Geld aufbringen können, aber sie meldeten sich nicht. Sie waren zu ergriffen vom Tod Picassos und suhlten sich in ihrem Leid. Mein Vater starb zwei Jahre danach, und Jacqueline hat sich später erschossen.

SPIEGEL: Fast alle Frauen haben sich Picasso bedingungslos unterworfen. Dabei betrog er sie ständig, ließ sie fallen, und sie liefen ihm dennoch jahrzehntelang hinterher. Wie erklären Sie sich das?

Picasso: Das hat mich schon als Kind schockiert. Ich dachte, diese Frauen könnten ihn doch verlassen – im Gegensatz zu uns Kindern. Aber sie waren so fasziniert von ihm, dass sie sich, bis auf seine Lebensgefährtin Françoise Gilot, davon zerstören ließen. Sie wollten nicht ohne ihn leben. Dabei hat er meine Großmutter Olga nicht mal besucht, als sie im Sterben lag. Picassos Geliebte Marie-Thérèse Walter, die Mutter seiner Tochter Maya, hat sich seinetwegen erhängt, und seine langjährige Lebensgefährtin Dora Maar starb 1997 in großer Armut. Sie besaß zwar viele Picasso-Bilder, wollte sie aber nicht verkaufen und hungerte lieber.

SPIEGEL: Sie waren Mitte 20, als Sie Ihr Erbe antraten. Was war es für ein Gefühl, auf einmal so viel zu besitzen – wertvolle Bilder, Geld, eine große Villa?

Picasso: Ich konnte mich nicht daran erfreuen. In den ersten Jahren habe ich den Besitz kaum angetastet. Es war zu viel, nachdem ich so lange Zeit zu wenig besessen hatte. Später habe ich diese Villa hier in Cannes dreimal zum Verkauf angeboten. Aber dreimal sprangen die Interessenten im letzten Moment ab.

SPIEGEL: Es heißt immer wieder, bei der Aufteilung des Erbes hätten Ihre Verwandten Ihnen den Vortritt bei der Auswahl gelassen. Deshalb hätten Sie besonders wertvolle Stücke geerbt. Stimmt das?

Picasso: Nein, zuerst traf der Staat eine größere Auswahl, als eine Art Erbschaftsteuer. Der Rest wurde wie in einer Lotterie an die einzelnen Erben verlost. Ich verstand auch gar nichts von Kunst. Alles, was ich über Picassos Werke weiß, habe ich erst im Laufe dieser Erbverteilung gelernt.

SPIEGEL: Mögen Sie eigentlich Picassos Werke?

Picasso: Früher konnte ich seine Kunst nicht von seiner Person trennen. Deshalb konnte ich die Bilder nicht leiden. Heute bin ich sicher, dass er ein Genie war.

SPIEGEL: Picasso ist seit fast 30 Jahren tot. Warum erscheint Ihre Familienchronik erst jetzt?

Picasso: Weil ich vorher nicht die Kraft hatte, über meine Familie zu sprechen. Auch meine Kinder werden meine Geschichte erst durch dieses Buch erfahren. Heute bedauere ich, dass ich Picasso nicht mehr als erwachsene, selbstbewusste Frau gegenübertreten konnte. Und zwar allein.

SPIEGEL: Um ihm was zu sagen?

Picasso: Ich hätte mit ihm gestritten. Es wäre sehr laut geworden, aber es hätte ihm gut getan, wenn ihm einmal jemand die Meinung gesagt hätte.

Interview: Ulrike Knöfel, Martin Wolf

Werbeseite

Werbeseite

FILM

Wie in Trance

Im Wahrsage-Thriller „The Gift“ beweist die Schauspielerin Cate Blanchett wieder, warum sich alle Regisseure um sie reißen.

Eine erstklassige Intelligenz erkenne man „an der Fähigkeit, zwei sich widersprechende Vorstellungen gleichzeitig im Kopf zu haben“, behauptete einst der amerikanische Schriftsteller F. Scott Fitzgerald, „und dabei noch funktionstüchtig zu bleiben“.

Nach dieser Definition ist Cate Blanchett, 32, eine der intelligentesten Darstellerinnen der Gegenwart. Denn ob sie sich in eine Vorstadthausfrau verwandelt, in eine Fabrikerbin oder eine Hellseherin: Im Kopf jeder Blanchett-Frau treffen jederzeit (mindestens) zwei sich widersprechende Vorstellungen aufeinander, verhaken sich Gedanken und Gefühle im Gehirnzellenclinch. Anders als in dieser Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren scheint Cate Blanchett ihre Figuren gar nicht begreifen zu können.

An deren Funktionstüchtigkeit gibt es trotzdem keine Zweifel. Immerhin hat Blanchett so schon, im Renaissance-Drama „Elizabeth“ (1998), die intrigengestählte Herrscherin von England verkörpert.

Auch die Hellseherin Annie, Heldin von „The Gift – Die dunkle Gabe“, porträtiert die gebürtige Australierin nun mit der Genauigkeit eines Röntgenbilds. Ihre Annie ist eine zurückhaltende, leicht verhärmte Witwe in einem US-Südstaatenstädtchen, deren Leben prekär entlang einer Grenze zwischen Diesseits und Jenseits verläuft. Sie erzieht ihre drei kleinen Jungs, erledigt ihre Einkäufe, und wenn sie ihren Nachbarn die Karten legt, wirkt sie mehr wie eine Küchenpsychologin denn wie eine von Aura umwallte Wahrsagerin.

Doch Annie hat Träume und Erscheinungen, sie fällt in Trance und wirkt gelegentlich, mitten in alltäglichen Begegnungen, wie weggetreten. Übergangslos stellt Blanchett diese Verwandlung einer gewöhnlichen jungen Frau in ein Medium dar, ihren Wechsel zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, Normalität und übersinnlicher Entrückung. Ihre ganze Erscheinung verändert sich, sie entwickelt in diesen Szenen eine verklärt-blasse Schönheit und markante Sinnlichkeit, die das Besondere an Annie zur Geltung bringt.

Das macht „The Gift“ sehenswert – nicht aber die dürftige Kriminalhandlung, deren Ausgang keine hellseherischen Fähigkeiten erfordert. Der Grusel-Thriller, gedreht vom B-Film-Verehrer Sam Raimi („Ein einfacher Plan“), richtet sich viel zu bequem in den Gepflogenheiten seiner Gattung ein und ist in seinen Handlungszügen und seiner Bildsprache abgedroschener als jedes Zeitungshoroskop.

DEFD

Hauptdarstellerin Blanchett in „The Gift“: *Ein Leben zwischen Diesseits und Jenseits*

Cate Blanchetts irdischer Laufbahn hat ihr Ausflug ins Überirdische nicht geschadet: Im November ist sie in Barry Levinsons „Banditen“ als Amateur-Bankräuberin zu sehen; im Dezember tritt sie als Elfenherrscherin im ersten Teil von Peter Jacksons „Herr der Ringe“-Trilogie auf, und im kommenden Frühjahr soll Tom Tykwers Liebesdrama „Heaven“ starten, in dem sie die Hauptrolle einer Bombenlegerin auf der Flucht spielt; außerdem sind die Romanverfilmungen „Schiffsmeldungen“ und „Charlotte Gray“ abgedreht.

Dass sie derzeit weitere Angebote ablehnt, liegt nur daran, dass sie im sechsten Monat schwanger ist. SUSANNE WEINGARTEN

SERVICE

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Brandstwiete 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de
Fragen zu SPIEGEL-Artikeln
Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de
Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben
Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de
Nachdruckgenehmigungen
für Texte und Grafiken:
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.
Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
übriges Ausland:
New York Times Syndication Sales, Paris
Telefon: (00331) 47421711 Fax: (00331) 47428044
für Fotos: Telefon: (040) 3007-2869
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD
Telefon: (040) 3007-2485 Fax: (040) 3007-2826
E-Mail: service@spiegel.de
Abonnenten-Service
SPIEGEL-Verlag, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg
Reise/Umzug/Ersatzheft
Telefon: (040) 411488
Auskunft zum Abonnement
Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de
Abonnenten-Service Schweiz:
DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern
Telefon: (0041) 41-248 44 18 Fax: (0041) 41-248 44 04
E-Mail: leserservice@spds.ch
Abonnement für Blinde
Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de
Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt Frankfurt am Main
Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de
Abonnementspreise
Inland: zwölf Monate DM 260,–
Studenten Inland: zwölf Monate DM 182,–
Schweiz: zwölf Monate sfr 260,–
Europa: zwölf Monate DM 369,20
Außerhalb Europas: zwölf Monate DM 520,–
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.
Abonnementsaufträge können ohne Begründung innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung mit einer schriftlichen Mitteilung an den SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Abonnementsbestellung
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg.
Oder per Fax: (040) 3007-3070.
Ich bestelle den SPIEGEL frei Haus für DM 5,– pro Ausgabe mit dem Recht, jederzeit zu kündigen. Zusätzlich erhalte ich den kulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Ich möchte wie folgt bezahlen:
❑ Zahlung nach Erhalt der Jahresrechnung
❑ Ermächtigung zum Bankeinzug von 1/4-jährlich DM 65,–

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Widerrufsrecht
Diesen Auftrag kann ich ohne Begründung innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich beim SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

2. Unterschrift des neuen Abonnenten SP01-002

DER SPIEGEL

Brandstwiete 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax-2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein

CHEFREDAKTEUR Stefan Aust (V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

DEUTSCHE POLITIK *Leitung:* Ulrich Schwarz, Dietmar Pieper (stellv.). *Redaktion:* Karen Andresen, Wolfram Bickerich, Stephan Burgdorff, Christian Habbe, Dr. Hans Michael Kloth (Panorama), Julia Koch, Bernd Kühnl, Joachim Mohr, Hans-Ulrich Stoldt (Hausmitteilung), Klaus Wiegrefe. *Autoren, Reporter*: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darnstädt, Hans-Joachim Noack, Hartmut Palmer, Michael Schmidt-Klingenberg; **Berliner Büro** *Leitung:* Jürgen Leinemann, Ulrich Deupmann (stellv.). *Redaktion:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Martina Hildebrandt, Jürgen Hogrefe, Horand Knaup, Alexander Neubacher, Dr. Gerd Rosenkranz, Dr. Rüdiger Scheidges, Alexander Szandar

DEUTSCHLAND *Leitung:* Clemens Höges, Georg Mascolo, Jürgen Dahlkamp (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Michael Fröhlingsdorf, Carsten Holm, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Norbert F. Pötzl, Andreas Ulrich. *Autoren, Reporter*: Jochen Bölsche, Klaus Brinkbäumer, Gisela Friedrichsen, Gerhard Mauz, Bruno Schrep; **Berliner Büro** *Leitung:* Heiner Schimmöller, Wolfgang Krach (stellv.). *Redaktion:* Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Susanne Koelbl, Irina Repke, Sven Röbel, Holger Stark, Peter Wensierski

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Gabor Steingart. *Redaktion:* Beat Balzli, Dr. Hermann Bott, Dietmar Hawranek, Hans-Jürgen Jakobs, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Marcel Rosenbach. *Autor*: Thomas Tuma; **Berliner Büro** *Leitung:* Konstantin von Hammerstein (stellv.). *Redaktion:* Markus Dettmer, Frank Hornig, Christian Reiermann, Michael Sauga, Ulrich Schäfer

AUSLAND *Leitung:* Dr. Olaf Ihlau, Fritjof Meyer, Hans Hoyng (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Dr. Carolin Emcke, Adel S. Elias, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Hans Hielscher, Joachim Hoelzgen, Siegesmund von Ilsemann, Reinhard Krumm, Dr. Christian Neef, Roland Schleicher, Dr. Stefan Simons. *Autoren, Reporter:* Dr. Erich Follath, Carlos Widmann, Erich Wiedemann

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf; Jürgen Petermann. *Redaktion:* Philip Bethge, Jörg Blech, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Beate Lakotta, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Katja Thimm, Gerald Traufetter, Christian Wüst. *Autor*: Dr. Hans Halter

KULTUR *Leitung:* Wolfgang Höbel, Dr. Mathias Schreiber. *Redaktion:* Susanne Beyer, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Matthias Geyer, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Reinhard Mohr, Dr. Johannes Saltzwedel, Elke Schmitter, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Klaus Umbach, Susanne Weingarten, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. *Autoren, Reporter*: Ariane Barth, Urs Jenny, Dr. Jürgen Neffe

GESELLSCHAFT *Leitung:* Lothar Gorris, Cordt Schnibben. *Redaktion:* Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. *Reporter*: Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Dirk Kurbjuweit, Alexander Smoltczyk, Barbara Supp

SPORT *Leitung:* Alfred Weinzierl. *Redaktion:* Maik Großekathöfer, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Thilo Thielke, Michael Wulzinger

SONDERPUBLIKATIONEN Horst Beckmann, Dr. Walter Knips, Manfred Schniedenharn, Kirsten Wiedner, Peter Zobel

PERSONALIEN Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau, Katharina Stegelmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs-Schneider, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Rolf Jochum, Maika Kunze, Katharina Lüken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Christiane Gehner, Michael König, Matthias Krug, Anke Wellnitz; Manuela Cramer, Josef Csallos, Torsten Feldstein, Peter Hendricks, Andrea Huss, Claudia Jeczawitz, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Monika Rick, Sabine Sauer, Claus-Dieter Schmidt, Karin Weinberg. *E-Mail*: bildred@spiegel.de

GRAFIK Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumermann, Renata Biendarra, Ludger Bollen, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Rainer Sennewald, Ralf Geilhufe, Sebastian Raulf; Katrin Bollmann, Regine Braun, Claudia Conrad, Volker Fensky, Petra Gronau, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm, Reinhilde Wurst

PRODUKTION Sabine Bodenhagen, Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thormann, Michael Weiland

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Arne Vogt, Christina Werner, Monika Zucht

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Friedrichstraße 79, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

BONN Combahnstraße 24, 53225 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

DRESDEN Andreas Wassermann, Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Karlplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Almut Hielscher, Wolfgang Johannes Reuter, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

HANNOVER Osterstraße 3, 30159 Hannover, Tel. (0511) 36726-0, Fax 3672620

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Heiko Martens, Conny Neumann, Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 4180040, Fax 41800425

STUTTGART Felix Kurz, Alexanderstraße 18, 70184 Stuttgart, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BELGRAD Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 669987, Fax 3670356

BRÜSSEL Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Sylvia Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL Bernhard Zand, Beşaret Sokak No. 19/4, Ayazpaşa, 80040 Istanbul, Tel. (0090212) 2455185, Fax 2455211

JERUSALEM Annette Großbongardt, P.O. Box 2799, Shamei St., Jerusalem 91027, Tel. (009722) 6224538-9, Fax 6224540

JOHANNESBURG Birgit Schwarz, P. O. Box 2585, Parklands, Johannesburg 2121, Tel. (002711) 8806429, Fax 8806484

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

LONDON Michael Sontheimer, Christoph Pauly, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PU, Tel. (0044207) 5206940, Fax 3798599

LOS ANGELES Helmut Sorge, 1134 Cory Avenue, Los Angeles, CA 90069, Tel. (001-310-)2741333, Fax 2741308

MADRID Helene Zuber, Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 391 05 75, Fax 319 29 68

MOSKAU Jörg R. Mettke, Uwe Klußmann, 3. Choroschewskij Projesd 3 W, Haus 1, 123007 Moskau, Tel. (007095) 9400502-04, Fax 9400506

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 4652118, Fax 4652739

NEW YORK Jan Fleischhauer, Thomas Hüetlin, Alexander Osang, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Dr. Romain Leick, 1, rue de Berri, 75008 Paris, Tel. (00331) 42561211, Fax 42561972

PEKING Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-32, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

PRAG Jilská 8, 11000 Prag, Tel. (004202) 24221524, Fax 24220138

RIO DE JANEIRO Matthias Matussek, Jens Glüsing, Avenida São Sebastião 157, Urca, 22291-070 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 22751204, Fax 25426583

ROM Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Marco Evers, Michaela Schießl, 3782 Cesar Chavez Street, San Francisco, CA 94110, Tel. (001415) 6437550, Fax 6437530

SINGAPUR Jürgen Kremb, 15, Fifth Avenue, Singapur 268779, Tel. (0065) 4677120, Fax 4675012

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5, Tsuzuki-ku, Yokohama 224, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

WARSCHAU Claus Christian Malzahn, ul. Chopina 5 b m. 24, 00-559 Warszawa, Tel. (004822) 6216158, Fax 6218672

WASHINGTON Dr. Gerhard Spörl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

WIEN Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

ZÜRICH Jan Dirk Herbermann, Postfach 3108, 8021 Zürich, Tel. (00411) 3508763, Fax 3508762

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen; Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Dr. Dieter Gessner, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Gesa Höppner, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Hannes Lamp, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Anna Petersen, Axel Pult, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Petra Santos, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Ekkehard Schmidt, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart - Teichert, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Peter Wahle, Ursula Wamser, Peter Wetter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

BÜRO DES HERAUSGEBERS Irma Nelles

INFORMATION Heinz P. Lohfeldt
LESER-SERVICE Catherine Stockinger
NACHRICHTENDIENSTE AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Christian Schlottau
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 55 vom 1. Januar 2001
Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20
Verantwortlich für Vertrieb: Lars-Henning Patzke
Druck: Gruner Druck, Itzehoe

KOMMUNIKATION Matthias Schmolz
MARKETING Christian Schlottau
VERLAGSLEITUNG Fried von Bismarck
GESCHÄFTSFÜHRUNG Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $310 per annum.
K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster:
Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

SAMSTAG, 22. 9.

ENTFÜHRUNGEN I Der Deutsche Thomas Künzel entflieht nach 62 Tagen Geiselhaft den „Revolutionären Streitkräften Kolumbiens“.

SONNTAG, 23. 9.

ENTFÜHRUNGEN II Der Handelsattaché Reiner Berns wird nach 59 Tagen von seinen jemenitischen Entführern freigelassen.

MACHTWECHSEL Rot-grüne Pleite bei der Hamburger Bürgerschaftswahl: Die Partei des Rechtspopulisten Ronald Schill erringt auf Anhieb 19,4 Prozent. CDU und FDP wollen mit ihr koalieren; 44 Jahre SPD-Herrschaft gehen zu Ende.

LINKSRUTSCH Bei den polnischen Parlamentswahlen erhält das Bündnis der Demokratischen Linken von Leszek Miller 41 Prozent, Ministerpräsident Jerzy Buzek schafft mit seinem Bündnis Solidarität nicht den Einzug in den Sejm.

MONTAG, 24. 9.

KRIEGSVERBRECHER Der frühere bosnische Armeechef Halilović kündigt an, dass er sich dem Uno-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag stellen werde. Dem ranghöchsten bosnischen Muslim werden Vergehen gegenüber Kroaten angelastet.

SICHERHEIT Unter dem Druck von Buchungsrückgängen setzt die Lufthansa auf einigen Routen bewaffnete Bordpolizisten ein.

DIENSTAG, 25. 9.

DIPLOMATIE I Der russische Präsident Wladimir Putin trifft zu einem Staatsbesuch in Deutschland ein und hält im Berliner Bundestag eine Ansprache auf Deutsch. Er signalisiert Russlands Interesse an einem Beitritt zur Nato.

DIPLOMATIE II Nach den Vereinigten Arabischen Emiraten bricht auch Saudi-Arabien die Beziehungen zu Afghanistan ab. Nur noch Pakistan erkennt die Taliban offiziell an.

MITTWOCH, 26. 9.

DIALOG Bei ihrem seit Wochen erwarteten Treffen versprechen Palästinenserpräsident Jassir Arafat und Israels Außenminister Schimon Peres „maximale Anstrengungen“ für eine dauerhafte Waffenruhe.

TRAUER Die Stadtverwaltung von New York beginnt mit der Ausstellung der Totenscheine für die Vermissten der Anschläge auf das World Trade Center.

DONNERSTAG, 27. 9.

AUFTRAG Der Bundestag beschließt mit großer Mehrheit, bis zu 600 Soldaten für die verlängerte Nato-Mission unter deutscher Führung in Mazedonien bereitzustellen.

BLUTBAD Im Parlament des Schweizer Kantons Zug erschießt ein Amokläufer 14 Regierungsmitglieder und Abgeordnete.

FREITAG, 28. 9.

KOOPERATION Jordaniens König Abdullah II. verspricht US-Präsident George W. Bush in Washington Zusammenarbeit im Kampf gegen den Terror. Am Jahrestag der zweiten Intifada drängt er die Amerikaner, an einer Friedenslösung in Nahost mitzuwirken.

JUBILÄUM Bundespräsident Johannes Rau würdigt das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe zu dessen 50-jährigem Bestehen als „unabhängigen Schiedsrichter“.

Am Ende seines Staatsbesuchs trifft sich Russlands Präsident Putin mit dem Ehepaar Schröder auf einem Elbdampfer in Dresden.

HERBERT KNOSOWSKI / AP

SPIEGEL TV

MONTAG
23.15 – 23.45 UHR SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Ermittlungen der Kripo Hannover – Teil II
In der zweiteiligen Reportage wird die Arbeit des Kriminaldauerdienstes dokumentiert, von der Vernehmung der Opfer über die Spurensicherung bis hin zur Festnahme der Verdächtigen. Die Beamten haben nicht nur mit alltäglichen Formalitäten zu tun, sondern werden auch mit schweren Delikten konfrontiert. Klar wird, wie schwer es ist, gerichtsverwertbare Beweise zu finden, die die mutmaßlichen Täter überführen.

DONNERSTAG
22.05 – 23.00 UHR VOX

SPIEGEL TV EXTRA

„USS Theodore Roosevelt“ – auf Kurs in Kriegsgewässer

SPIEGEL TV

Flugzeugträger „USS Roosevelt“

Acht Tage nach dem Terrorangriff lief der Flugzeugträger „USS Theodore Roosevelt“ zusammen mit 13 Kriegsschiffen vom Heimathafen Norfolk (Virginia) in den Atlantik aus – vorläufiges Ziel: das östliche Mittelmeer. SPIEGEL TV hatte während des Bosnien-Kriegs die Gelegenheit, Leben und Stimmung an Bord zu erkunden. Eine Reportage über ein Symbol militärischer Allmacht.

SONNTAG
22.55 – 23.45 UHR RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Bedingt konfliktbereit – die Grünen zwischen Pazifismus und Bündnistreue; Die Spur des Geldes – wie sich der internationale Terrorismus finanziert; Die Hightech-Streitmacht – wie sich die Vereinigten Staaten für den Krieg der Zukunft rüsten.

MATT CAMPBELL / DPA

WTC-Ruine

Register

GESTORBEN

Isaac Stern, 81. Kein Wunderkind, kein Überflieger, kein Irrwisch auf Saiten. Keiner mit einem Ton von rotweiniger Fülle, keiner mit unfehlbarer Technik, nicht mal ein Virtuose im Glamour-Sinne des Worts. Er war vor allem ein Künstler, der – eher zufällig – Geige spielte, der Toleranz predigte, Menschlichkeit praktizierte und unermüdlich jungen Leuten den Weg wies. Dass der in der Ukraine geborene und in den USA aufgewachsene Stern in seiner fast 70-jährigen Karriere mit fast allen bedeutenden Kollegen und Orchestern aufgetreten ist, manchmal bis zu 160-mal im Jahr, und dass er von der Barocksonate bis zu (ihm gewidmeten) Neutönereien von Bernstein oder Penderecki die ganze Literatur im Griff hatte, macht ihn zu einem der Weltklasse-Geiger des 20. Jahrhunderts. Aber dass er schon 1956 die geschmähte Sowjetunion bereiste, 1967 aus Protest gegen die griechische Militärjunta ein Festival in Athen boykottierte und 1979 junge Rotchinesen in das Geheimnis der abendländischen Klassik einweihte (was der Oscar-gekrönte Dokumentarfilm „Von Mao zu Mozart“ rührend belegte), adelt ihn zum Weltbürger von Stil und Moral. In Deutschland ist der jüdische Musiker, abgesehen von einem pädagogischen Kurzbesuch in Köln, nicht aufgetreten. Dafür spielte er beim Jom-Kippur-Krieg am Bett verwundeter Israelis, und nachdem während des Golf-Kriegs ein Raketenangriff sein Konzert unterbrochen hatte, strich er eine Sarabande von Bach mit der Gasmaske. Isaac Stern starb am 22. September in New York.

ROLF KERSTEN / TEUTOPRESS

Philip Rosenthal, 84. Zerbrechlich war er nicht, der Spross und zeitweilige Boss der oberfränkischen Porzellanfabrik zu Selb. „Wer glaubt, etwas zu sein, hat aufgehört, etwas zu werden“ hieß sein Lebensmotto, und so war er immer am Werden. 1963 führte er als einer der ersten Unternehmer ein Beteiligungssystem für Mitarbeiter ein, als SPD-Politiker focht er für eine „Demokratisierung der Wirtschaft“, als Schöngeist holte er berühmte Künstler für sein Porzellan. Weil sein Großvater Jude war, emigrierte er 1934 nach England, wo er in Oxford studierte. Der begeisterte Bergsteiger und Schwimmer bestieg den Karakorum-Gipfel und schwamm noch mit 73 Jahren in Etappen um die Insel Gran Canaria. Philip Rosenthal starb am 27. September in Selb.

MICHAEL JUNG / DPA

Saad Murtada, 78. Der ägyptische Karrierediplomat aus der Nildelta-Provinz Minufija war Kairos erster Botschafter in Israel. Seine Amtsräume eröffnete er zunächst in einer Suite des Sheraton-Hotels in Tel Aviv. Der medienscheue Kettenraucher und Opernfan wurde bekannt, als er die „schweigende Verweigerungsphalanx“ hoch gestellter Beamter im Auswärtigen Amt Ägyptens „politische Dummköpfe“ nannte. Diese hatten den von Präsident Anwar al-Sadat 1979 ausgehandelten Friedensvertrag mit Jerusalem missbilligt. Sein forsches Auftreten und die Kunst, die abwartend-kritische israelische Öffentlichkeit durch Sachargumente und überzeugende Friedenswerbung für sich zu gewinnen, führten zu einem raschen Abbau psychologischer Hemmnisse auf beiden Seiten. Saad Murtada starb am 24. September an einem Gehirnschlag.

Gerd E. Schäfer, 78. Auch östlich der Mauer gab es Kabarett, TV-Jux und Serien-Schwänke. Der Erz-Berliner war einer der populärsten Helden der Spaßarbeit in der volkseigenen Unterhaltung der DDR, insbesondere sein knarzender Rentner „Maxe Baumann“ machte ihn zu einer TV-Größe. Begonnen hatte Schäfer mit klassischen Schurkenrollen, satirische Stacheln wuchsen ihm im Berliner Kabarett „Distel“, nicht immer staatstragende („Marx ist tot, es lebe der Murks“). 1988, zum 65. Geburtstag, dankte ihm Honecker für sein „engagiertes Wirken zum Wohle unseres Volkes“, und als zum Wohle des Volkes die Mauer fiel, holte ihn sein Jugendfreund Günter Pfitzmann für eine Pennerrolle in die Serie „Praxis Bülowbogen“. Gerd E. Schäfer starb am 20. September in Berlin.

ROLF KERSTEN / TEUTOPRESS

URTEIL

Alexander Häfele und **Gerhard Harlos,** ehemalige Vorstandsmitglieder des Augsburger Software-Unternehmens Infomatec, sind vom Landgericht Augsburg zur Zahlung von rund 100 000 Mark Schadensersatz an einen Kleinanleger verurteilt worden. Das Gericht sah es als erwiesen an, dass der Kläger im Juli 1999 Aktien im Wert dieser Summe auf Grund einer falschen Ad-hoc-Mitteilung des Unternehmens erworben hatte (SPIEGEL 37/2001).

Werbeseite

Werbeseite

Helmut Schmidt, 82, Altkanzler und Herausgeber der „Zeit“, entschied sich bei einem Empfang im Berliner Roten Rathaus, den Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit in dessen Amtszimmer zu besuchen. Da „Wowi“ (Berliner Jargon) aber gerade am Eingang des Rathauses den russischen Präsidenten Wladimir Putin empfing, setzte sich der Altkanzler erst mal geduldig auf eine Bank vor dem Bürgermeisterzimmer. Die Zeit verkürzte ihm mit einem Plausch Regierungssprecher Helmut Lölhöffel, der verdutzt den Wartenden entdeckt hatte. Als Wowereit und Putin endlich im Amtszimmer angelangt waren, lud Lölhöffel den Altkanzler mit ein zum Gespräch der hohen Herren. Schmidt setzte sich in aller Ruhe auf den eigentlich dem russischen Botschafter zugedachten Platz und beschied die Runde: „Lasst euch nicht beim Gespräch stören.“ Natürlich störte er nicht, ließ es sich aber nicht nehmen, mehrmals auf die Sachlage der Weltwirtschaft hinzuweisen. Nach dem Treffen fragte ein Mitarbeiter den Regierenden, wie „er“ denn gewesen sei? Wowereit, offenbar nur Schmidt im Kopf, antwortete voller Stolz: „Echt knorke, der Herr Altbundeskanzler.“

Catherine Deneuve, 57, französische Schauspielerin („Belle de Jour“, „Indochine“), kritisierte noch im vorigen Jahr den Jugendwahn Hollywoods. „Es ist sehr schwer, in Amerika zu altern.“ Die Leute hätten keinen Respekt gegenüber Menschen, deren Gesicht eine Geschichte erzähle. Ganz anders natürlich Frankreich. Jetzt hat der Kosmetikkonzern L’Oréal als Vorzeigegesicht die Deneuve gewonnen, die nicht nur zu ihrem Alter steht, sondern auch noch eine Sinnlichkeit ausstrahlt, die offenbar jüngeren Konkurrentinnen wie Claudia Schiffer oder Laetitia Casta fehlt. „Eine charismatische Frau“, jubelte das Unternehmen, „Catherine Deneuve verkörpert mit ihrem weltweit anerkannten Prestige französische Eleganz und Schönheit.“

CINETEXT

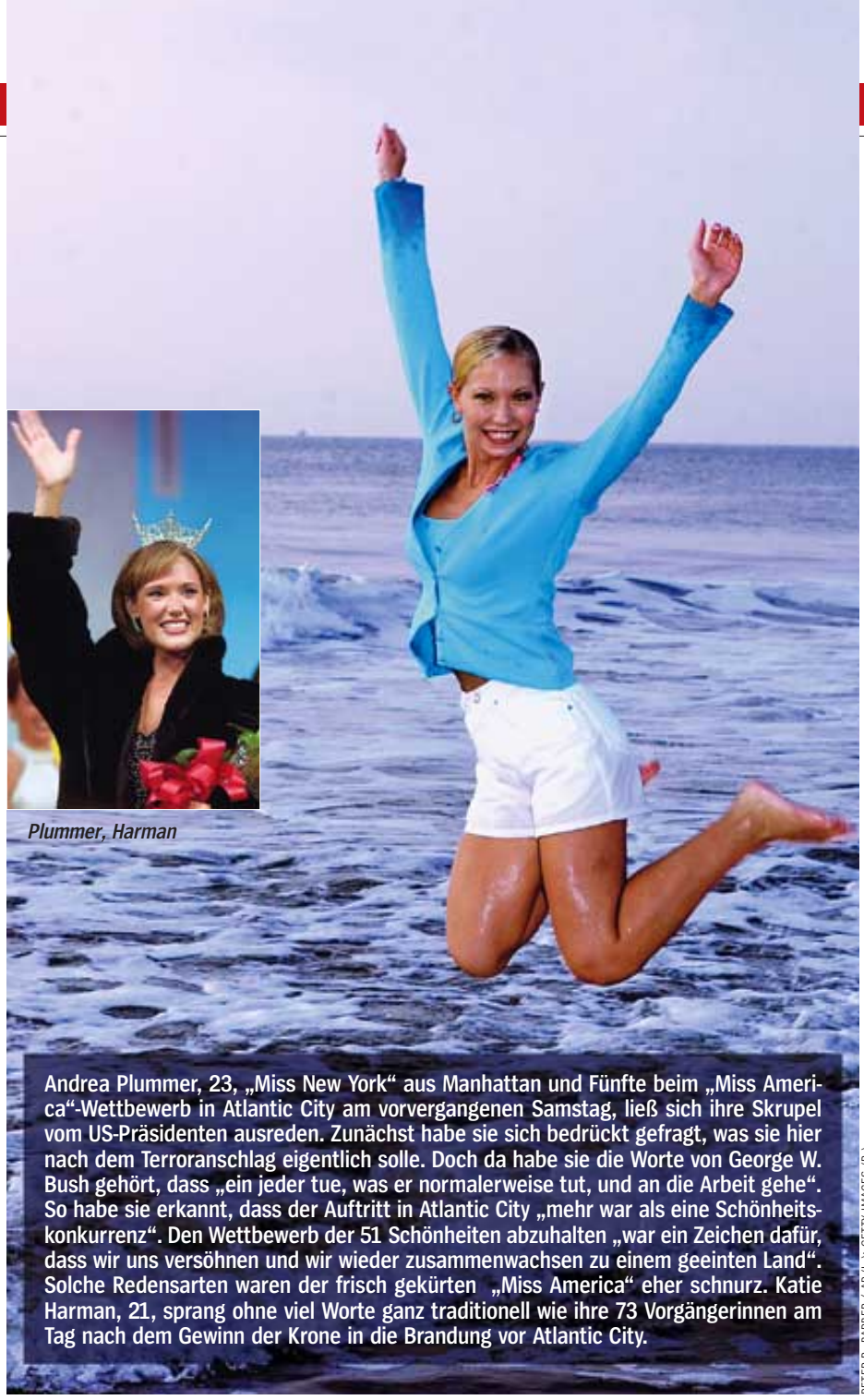
Deneuve

Jürgen Roters, 52, Regierungspräsident von Köln, erfüllt Autofahrerträume: Zum besseren Verständnis für den harten Alltag von Brummipiloten hat er die Aktion „Fa(i)hr mal mit im Lkw“ gestartet. Dabei bieten über 100 Speditionen im Kölner Raum Mitfahrgelegenheiten an, und einige hundert Autofahrer haben bereits auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Roters, der selbst zum ersten Mal im Brummi saß, hofft auf einen Lernprozess: „Wer einmal erlebt hat, wie lang der Bremsweg und wie eingeschränkt die Sicht ist, der fährt vorsichtiger im Verkehr mit Lkw.“ Einige Anrufer verstehen Roters’ Aktion allerdings als kostenlose Transportgelegenheit in den Urlaub: Ein Mann, der seiner Freundin einen Hotelaufenthalt in Portugal geschenkt hatte, suchte eine Tour nach Lissabon.

OGANDO

Roters

Stephen Jukes, 47, Nachrichtenchef der in London beheimateten Nachrichtenagentur Reuters, hat das Wort „Terrorist“ aus dem Sprachschatz verbannt. In einer internen Anweisung erinnerte Jukes an das strikte Neutralitätsgebot des News-Unternehmens auch im Falle des Terroranschlags auf das World Trade Center mit 6000 Toten: „Wir alle wissen, was für die einen ein Terrorist ist, ist für die anderen ein Freiheitskämpfer, deshalb benutzt Reuters aus Prinzip nicht das Wort Terrorist.“ Am praktischen



Plummer, Harman

Andrea Plummer, 23, „Miss New York“ aus Manhattan und Fünfte beim „Miss America“-Wettbewerb in Atlantic City am vorvergangenen Samstag, ließ sich ihre Skrupel vom US-Präsidenten ausreden. Zunächst habe sie sich bedrückt gefragt, was sie hier nach dem Terroranschlag eigentlich solle. Doch da habe sie die Worte von George W. Bush gehört, dass „ein jeder tue, was er normalerweise tut, und an die Arbeit gehe“. So habe sie erkannt, dass der Auftritt in Atlantic City „mehr war als eine Schönheitskonkurrenz“. Den Wettbewerb der 51 Schönheiten abzuhalten „war ein Zeichen dafür, dass wir uns versöhnen und wir wieder zusammenwachsen zu einem geeinten Land“. Solche Redensarten waren der frisch gekürten „Miss America“ eher schnurz. Katie Harman, 21, sprang ohne viel Worte ganz traditionell wie ihre 73 Vorgängerinnen am Tag nach dem Gewinn der Krone in die Brandung vor Atlantic City.

PETER R. BARBER / AP (L.); GETTY IMAGES (R.)

Beispiel dargestellt, erläuterte Jukes: „Um offen zu sein, es erhöht kaum den Nachrichtenwert, den Angriff auf das World Trade Center einen terroristischen Angriff zu nennen.“ Nicht alle der 2500 Reuters-Journalisten scheinen über die Sprachregelung glücklich zu sein. Es habe darüber, räumte der Nachrichtenmann ein, eine sehr „emotional geführte Debatte“ mit den Korrespondenten in aller Welt gegeben.

ANTONY NJUGUNA / REUTERS

Moi

GEORGE MULALA / REUTERS

Nyachae

Daniel arap Moi, 77, grauhaariger Staatspräsident im heruntergewirtschafteten ostafrikanischen Kenia, hat ein neues Qualifikationsmerkmal für politische Entscheidungsträger ausgemacht. Der bereits seit 1978 regierende Staatschef, dessen Amtszeit nach der Verfassung endgültig im Jahr 2002 beendet ist, wehrt sich gegen die Möchtegern-Nachfolger listig: Wenn er schon gehen müsse, weil „das Volk sagt, ich sei alt wegen meiner grauen Haare“, dann sollten „alle meine Altersgenossen, die graue Haare haben, auch aus der Politik ausscheiden“. Moi hat mit dieser Forderung Schlagzeilen gemacht in einer Gesellschaft, für die Achtung vor dem Alter bislang selbstverständlich ist. Der auf das Amt erpichte ehemalige Finanzminister und Grauschädel **Simeon Nyachae,** 69, konterte den ausgerufenen politischen Haartest denn auch wie ein Profi: Es sei „höchst verdächtig, wenn jemand eine ganze Politiker-Generation zum Abtreten auffordert, um Platz für die Jugend zu machen, während alle anderen Sektoren des sozialen und ökonomischen Lebens in den Händen derselben ‚alten Leute‘ bleiben“. Der nicht weniger am Amt interessierte Vizepräsident George Saitoti, Kennzeichen Halbglatze, argumentierte indes auf der Ebene Mois und ließ sich seine Amtsbefähigung per Zeitungskommentar so bestätigen: „Der Vizepräsident hat nur wenige graue Haare, der größte Teil des Hauptes ist kahl.“ Spötter empfahlen, Amtsbewerber Saitoti solle sich sicherheitshalber das Resthaar schwarz färben lassen.

Jean-Marie Lustiger, 75, Kardinal und Erzbischof von Paris, erheiterte seine Gemeinde durch eine List à la Don Camillo. Der rüstige Kirchenmann musste an seinem runden Geburtstag vorletzten Montag wegen Erreichung der Altersgrenze beim Papst formal seinen Rücktritt einreichen, hat aber nicht die geringste Lust, sich zurückzuziehen. In Anspielung darauf, dass sein um sechs Jahre älterer Freund im Vatikan trotz sichtbarer Hinfälligkeit noch große Pläne für die Zukunft hege, legte Lustiger dem vorgeschriebenen Brief an Papst Johannes Paul II. gleich eine ganze Liste von Projekten für die nächste Zeit bei. Gleichzeitig streute die PR-Stelle des Pariser erzbischöflichen Palasts „Beweise für die gute Form“ des Gottesmannes: noch am Karfreitag habe er „wie seit 20 Jahren ein schweres Kreuz die endlosen Stufen zur Kathedrale Sacré-Cœur auf dem Montmartre“ hochgetragen und überdies zähle bei einem „Kapitän nicht das Alter, sondern der Wind im Segel“. Nun hofft der Kardinal auf Schweigen im Vatikan – es würde eine automatische Amtsverlängerung bedeuten.

ERIC FEFERBERG / AFP / DPA

Kardinal Lustiger am Karfreitag 1998

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „Selbst weit jenseits von Tempo 200 läuft der SL auch in Kurven sauber geradeaus.“

Aus dem „Flensburger Tageblatt“: „Die letzten drei Jahrzehnte ihres Lebens verbrachte Caroline Mathilde in Celle. Nur 23 Jahre alt, starb sie im dortigen Schloss …“

Vom Zuspruch überrascht
Altenheim: Grillen der Angehörigen

Aus den „Westfälischen Nachrichten“

Aus „Bild am Sonntag“: „Jedes Jahr im September versammelt der heiratswillige König des afrikanischen Kleinstaates alle Jungfrauen des Landes um sich. Diesmal war auch eine ‚BamS‘-Reporterin dabei.“

Superstar ließ seine Becken kreisen

Aus der „Rhein-Neckar-Zeitung“

Aus der „Bad Tölzer SZ“: „Hundeausbilderin Marianne Völkl will Zwei- und Dreibeinern auf dem Truppenübungsplatz in Sachsenkam Manieren beibringen.“

Aus der „Norderneyer Badezeitung“: „Der leidenschaftliche Hobbygärtner Hans-Wilhelm de Boer hat so etwas noch nicht erlebt. Er wird in seinem Garten Am Kap 10 zurzeit geradezu von einer Nacktschnecken-Invasion heimgesucht … 1800 Stück der eifrigen Pflanzenfresser hat er bereits vertilgt, und es will kein Ende nehmen.“

Schuh-Absatz bleibt in der Talsohle

Aus dem „Main-Echo“, Aschaffenburg

Aus der „Heilbronner Stimme“: „Der mittlerweile über die Grenze in die Slowakei gewanderte Bär soll nun auf Wunsch in einem Zoo untergebracht werden, berichtete der polnische Rundfunk.“

Aus dem „Altonaer Wochenblatt“: „Die Zuschauer zahlen nichts, aber lassen nach ihren Shows den Hut herumgehen.“

Zitate

Das ZDF-Nachtstudio (Moderator: Volker Panzer, Gäste: Barbara Sichtermann, Moritz von Uslar, Rainald Goetz) über die Sendung SPIEGEL TV MAGAZIN vom 16. September:

Uslar: „SPIEGEL TV vom letzten Sonntag, fünf Tage nach der Attacke auf das World Trade Center. Eins von mittlerweile vier Formaten mit der SPIEGEL-Marke. Stefan Austs Gesicht tauchte auf, der Anschlag ist Chefsache, das merkt man oder sieht man, hochgerollte Hemdsärmel, Krawatte … ‚auf geht’s‘ … Ein Satz, den ich mir notiert habe: ‚Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg und der 11. September.‘ So in der Dimension wird das behandelt. Dann sehen wir in 50 Minuten fünf Filme …“
Sichtermann: „Ja, SPIEGEL TV eifert BBC nach, will hart, krass ran an die Dinge gehen. Macht das, finde ich, mit wechselndem Erfolg, gar nicht so schlecht. Dass Aust selber auftrat, um die Dinge zu kommentieren, war zu erwarten, er ist ja sehr zurückgenommen. Er kann mit seiner nüchternen Art das, was SPIEGEL TV dann doch immer macht, nämlich ein bisschen effekthascherisch die Sachen hochpushen, ohne dass es auffällt …“
Goetz: „Wobei man schon sagen muss, dass der gesamte Text über die gesamte Stunde extrem dezent war im Verhältnis zu allem, was sonst auf allen anderen Kanälen zu sehen war. Und SPIEGEL TV, die sehr genau wissen, wie sie Emotionen hochpeitschen können. Wie sozusagen mit Bildern gegen die textliche Aussage gearbeitet wird, wie die Sprachmelodie funktioniert, auch mit den Musiken. Das war alles ultradezent, fand ich, und deshalb fand ich die ganze Stunde hoch informativ, sehr zurückgenommen in der Emotionalität.“
Panzer: „Zurückgenommen würde ich nicht sagen, sondern es wurden auf eine extrem kühle Weise doch Emotionen aufgebaut. Also, wie der SPIEGEL als Zeitschrift funktioniert, so funktioniert auch SPIEGEL TV: klar recherchierte Beiträge, gut erzählte Beiträge, gute Texte des Moderators, sachliche Texte des Moderators, aber unterschwellig immer: ‚Wir sind eigentlich die Besten, wir wissen eigentlich mehr als alle anderen Sender.‘ “

Das Fachblatt „W&V“ über die beliebtesten Titel der Führungskräfte:

Beliebtester Lesestoff der Entscheider sind Nachrichtenmagazine. Die neueste Studie der Allensbacher Werbeträger-Analyse (AWA) First Class 2001 bestätigt: Mit 631 000 Lesern aus den Führungsetagen führt der SPIEGEL diese spezielle Reichweiten-Riege an, gefolgt vom „Stern“ mit 544 000 Lesern. Schlusslicht der drei großen aktuellen Magazine ist „Focus“: Zu dem Burda-Titel greifen regelmäßig 534 000 Manager.